This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Christian Gottlob Barth

Christian Gottlob Barth,

Doktor der Theologie,

nach seinem Leben und Wirken

gezeichnet

von

Karl Werner,
Pfarrer in Fellbach.

Zweiter Band.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission von J. F. Steinkopf.
1866.

610.2
B283.9
W493c
v.2

Dr. Barth's

Leben und Wirken.

Zweiter Band:

Die Möttlinger Zeit.

Eingang.

Barths Jugendgeschichte, die wir im ersten Bande beschrieben, schließt mit seiner Rückkehr von der Reise nach Norddeutschland, auf welche alsbald seine Ernennung zum Pfarrer in Möttlingen folgte. Da er in dieser Gemeinde Jahrelang lebte und wirkte, so wird es angemessen sein, einige Worte über Lage und Beschaffenheit des Ortes vorauszuschicken. Viel scheint nicht nöthig, da Möttlingen seit jener Zeit durch seine beiden Pfarrer Barth und Blumhardt weit und breit bekannt geworden ist, und Leute aus allen fünf Welttheilen den Weg dahin gefunden haben.

Möttlingen liegt zwei Stunden nordwestlich von seiner Oberamtsstadt Calw, hoch über dem rechten Ufer der Nagold (1855′ über dem Meere) am Traufe des Schwarzwalds, dem sein Filial Unterhaugstett wirklich zugehört, während Möttlingen selbst von Alters her mit Recht nicht zu den Waldorten, sondern zu den Gauorten des Oberamts gerechnet wurde. Geognostisch ist der Ort dadurch interessant, daß er sich nahe an der Gränze des bunten Sandsteins, aber noch auf dem Gebiete der das Unterland charakterisirenden Muschelkalkformation befindet. Die Gränze zwischen beiden Formationen überschreitet man eben auf dem Wege nach

dem eine kleine Stunde entfernten Filial, auf welchem man alsbald durch einen Tannenwald kommt. In diesem Orte trifft man, der Lage desselben entsprechend, den völlig ausgeprägten Charakter der Schwarzwälder an. Sprache, Kleidung, Sitten, Lebensweise, Landbau und Viehzucht sind im Filial ganz schwarzwälderisch, merklich verschieden vom Mutterort, dessen Charakter dem der Unterländer viel näher steht. In Unterhaugstett, das etwa 300 Einwohner zählt, liegen die Häuser nach der Art des Waldes zerstreut, da eins und dort eins. Möttlingen ist mehr ein geschlossener Ort, ziemlich regelmäßig gebaut. Seine 5—600 Einwohner nähren sich vom Feldbau, der Viehzucht, auch der Weberei und zählen im Ganzen zu den Mittelbegüterten. An der westlichen Seite des Ortes beginnt ein freundliches, flach hinziehendes Wiesenthälchen, das von einem klaren Bache durchzogen wird. Gegen Süden ist der Ort von dem sogenannten Hundsrücken etwas geschützt, der bei einer Höhe von 2020—2051′ über dem Meere eine schöne Fernsicht darbietet; gegen Nordwest von dem sogenannten Köpfle (2010′ hoch). Sonst hat er eine offene Lage. Die Luft ist daher etwas rauh, aber gesund. Der Ort hat im Allgemeinen ein freundliches, ländliches Aussehen. An seinem westlichen Ende bilden die Pfarrkirche, das Pfarrhaus, das Schul- und Rathhaus eine freundliche Gruppe, die dem Dorfe, von der Südseite gesehen, etwas Malerisches verleiht.

Die Gemeinde genoß schon seit mehr als hundert Jahren vielfältig eine gute geistliche Pflege, da sie vor andern mit rechtschaffenen Predigern und Seelsorgern gesegnet war. Wohl bekannt ist vornehmlich der selige Pfarrer Machtholf, der überaus demüthige und innigliebende Jünger des Heilandes, welcher die Gemeinde (seit 1768) sieben und dreißig Jahre lang mit einer so aufopfernden Liebe bediente,

daß er bis auf den heutigen Tag ein unvergeßliches Vorbild, und auch außerhalb Würtemberg in weiten Kreisen Vielen zum Segen geworden ist.*) Vor seinem Heimgang (am 1. Januar 1800) soll er geäußert haben, er wolle noch im Himmel um gute Pfarrer für Möttlingen beten. Der HErr sah das Verlangen seines in Liebe überströmenden Herzens in Gnaden an und ließ einen Mann aus der Ferne herkommen, der das Wort des Lebens mit aller Kraft zu verkündigen wußte. Joseph Friedrich Groß, bis dahin Pfarrer in Efferding bei Linz, wo seine Arbeit bis auf unsere Zeiten in gutem Gedächtniß geblieben ist, kam damals aus Oberösterreich in sein Vaterland zurück und wurde Machtholfs Nachfolger. Da er ein ausgezeichneter Prediger und Catechet war, so hatte er großen Zulauf von der Umgegend. Die Wahrheitshungrigen kamen Stunden weit her, um ihn zu hören, und Möttlingen glich schon damals einer Stadt auf dem Berge, die weithin leuchtet. Manche Seele wurde zum geistlichen Leben gebracht; doch mehr fremde als ortsangehörige. Der sel. Groß soll daher manchmal zu seinen Möttlingern gesagt haben: „Die Fremden tragen euch den Segen fort, und mit euch bleibts beim Alten.“ Doch war seine Arbeit auch im Orte selbst nicht vergebens. Indessen wollte er eben seinen Stab weiter setzen, als er, bereits zum Pfarrer in Affalterbach ernannt, von dem HErrn heimgerufen wurde. Mit getrostem Muthe gieng er nach vollbrachter Arbeit in seine himmlische Ruhe ein. Seine Gebeine wurden zu denen des sel. Machtholf in Ein Grab gelegt. Das war im Herbst 1814.

Es blieb in der Gemeinde ein Häuflein gläubiger Seelen, ein Same, der dem HErrn diente. Als nun neun

*) Siehe: Leben und Schriften des G. F. Machtholf von K. F. Lebberhose, Heidelberg 1862.

Jahre später die Pfarrei abermals erledigt war, trachteten die Gutgesinnten mit Ernst darnach, wieder einen guten Pfarrer zu bekommen. Und weil damals (im Frühjahr 1824) der Pfarrverweser Barth drüben über dem Nagoldthal stand und dort das Evangelium mit seltener Kraft und Lebendigkeit und mit einem ähnlichen Eingang predigte, wie weiland Groß in Möttlingen, so lag der Gedanke nahe, diesen lebensvollen Zeugen für das offen stehende Arbeitsfeld zu gewinnen. Ein besonderer Umstand mochte dazu mitwirken. Barths Vater hatte, wie wir im ersten Bande erzählten, den Pfr. Machtholf in M. seiner Zeit als einen gesalbten Prediger gerne gehört, und weil er ein Gemeinschaftsmann war, so war er auch mit den Möttlinger Brüdern in Verbindung getreten. Er hatte sie, sie hatten ihn besucht. Das Barth'sche Haus in Stuttgart war und blieb ihnen wohl bekannt. Noch bis in das Jahr 1865 lebte ein 85jähriger, ehrwürdiger Greis, Immanuel Lauxmann, der zu Barths Eltern schon damals kam, als dieser noch ein Kind von drei Jahren war. Verwundert hörte er zu, als der kleine Knabe bereits biblische Geschichten erzählte, und freute sich so darüber, daß er in die Tasche griff, um dem Kleinen auch eine Freude zu machen. Bei diesem Immanuel war die Erbauungsstunde, und Barth erwähnt ihn aus Anlaß eines Besuches in Möttlingen von Effringen aus in einem Briefe an seine Mutter ausdrücklich (Bd. I, S. 249). So waren also längst schon liebliche Verbindungen angeknüpft.

Wir haben auch erzählt, wie die Möttlinger ihren Wunsch, Barth zum Pfarrer zu erhalten, an ihn brachten und wie viel Anziehendes der Gedanke für ihn und seine Mutter hatte, wie sie aber beide willenlos zu werden suchten. Eben deßhalb hatte auch Barth seine halbjährige Reise, ungeachtet dieses Zwischenfalls, unbedenklich angetreten. War

es Gottes Wille, daß er nach M. kommen sollte, so mußte sich dieß um so deutlicher zeigen, wenn die Pfarrei bis zu seiner Wiederkehr unbesetzt blieb. Dieser Verzug, so ungewöhnlich er sonst war, trat wirklich ein. Indessen wendeten sich die Möttlinger mit ihrem angelegentlichen Wunsche unmittelbar an den König, und dieser willfahrte ihnen, obgleich Barth bei seiner Jugend diese Anstellung nicht gerade erwarten konnte. Als er nun wenige Tage nach der Rückkehr von der Reise am 10. Dezember 1824 zum Pfarrer in Möttlingen ernannt wurde, da war die Freude groß. Zehn Tage hernach wurde er im Consistorium auf seine Stelle verpflichtet und angewiesen, dieselbe am 23. Dezember anzutreten.

Das kam schnell aufeinander, ließ sich aber nicht wohl ändern. Denn schon seit dem Monat Mai hatten zwei benachbarte Pfarrer die Stelle besorgt, und da Weihnachten mit seinen Fest- und Feiertagen vor der Thüre war, wo jeder dieser beiden Männer in der eigenen Gemeinde genug zu thun hatte, so war Barth weit entfernt, ihnen diese beschwerliche Aushilfe noch länger zuzumuthen, zumal es ja etwas sehr Liebliches hatte, gerade in dieser schönen Festzeit die Gemeinde zuerst zu begrüßen. Den kirchlichen Festen gieng ein häusliches voran; denn auf den 22. Dez. fiel der Mutter fünfzigster Geburtstag, den ihr Erstgeborner also eben noch mitfeiern konnte. Das tiefgefühlte Loblied seines vollen, warmen Herzens an diesem Jubeltag findet sich unter seinen gedruckten Gedichten. Doch können wir uns nicht enthalten, etliche Verse daraus mitzutheilen, welche uns in seines Herzens Gedanken einen besonders lieblichen Blick thun lassen.

Ein halb Jahrhundert ist dahin gegangen
Mit mancher Freude und mit manchem Weh':
Der HErr, der bisher treulich mitgegangen
Wird auch geleiten durch das Uebrige.
Wenn auch das fünfzigste kein Jahr der Stille,
Kein Hall- und Jubeljahr gewesen ist,
Einst wird doch der, der Freuden hat die Fülle,
Durchhelfen zu der großen Sabbathsfrist.
Und wie Er Vorgefühl des ew'gen Lebens
Und Kräfte schmecken läßt der künft'gen Welt;
Wie sich ein schwaches Schäflein nicht vergebens
An seinen treuen, guten Hirten hält:
So gibt Er auch in allen Leidensproben
Von Seiner heil'gen Höhe reichen Trost,
Und speiset die, die Seinen Namen loben,
Mit Seines Manna's edler Himmelskost.
Neun Theile träget Er von unsern Lasten,
Und hilft auch tragen an dem zehnten Theil;
Er läßt uns, wenn wir müd' geworden, rasten,
Und plagt uns nicht mit allzugroßer Eil'!
Er stützt mit Seinem Arm die matten Hände,
Er reicht den Stab dem Pilger, wenn er wankt:
Er führet uns zu einem sel'gen Ende,
Wo man Ihm fröhlich Seine Treue dankt.

I. Die drei ersten Möttlinger Jahre.

(Ende 1824 bis dahin 1827.)

1. Der Eintritt in das Amt.

Auf die bestimmte Zeit traf der neue Pfarrer in Möttlingen ein, begleitet von der Mutter und vom Oheim Engelmann. Sie stiegen im Pfarrhause ab. Da dieses noch leer stand, hatten liebreiche Freunde im Ort die nöthigen Betten und Mobilien für die werthen Gäste einstweilen dahin geschafft. Schultheiß Stauch, Lauxmanns Schwiegervater, ein gläubiger Mann, der seinem neuen Pfarrer wohl zugethan war, sorgte für die Kost, so weit die Stuttgarter nicht selbst versehen waren.

Am Christfest sollte die Antrittspredigt in möglichster Stille gehalten werden. Im Vertrauen hatte jedoch Freund Rothfuß in Schönbronn durch Federhaff in Calw Nachricht erhalten und wanderte deßhalb am Festmorgen ganz

allein von der andern Seite des Nagoldthals herüber nach Möttlingen in dem Gedanken, er werde da nur einen kleinen Kreis von den vertrautesten Barthsfreunden treffen. Aber zu seiner Verwunderung fand er gar viele Leute aus der Umgegend versammelt. Denn es hatte sich alsbald in der Nachbarschaft die Kunde verbreitet, der neue Möttlinger Pfarrer werde an diesem Tage „seine Anstandspredigt thun." Da wollten Viele dabei sein.

Die Mutter Barth gieng an der Seite einer Machtholfs-Tochter zur Kirche. Diese war J. Chr. Elisabeth Bossert, eine demüthige Jüngerin und redliche Kreuzträgerin, die als Gattin des zur Ruhe gesetzten alten Schulmeisters Gottlieb Bossert damals noch in Möttlingen lebte. Theure Erinnerungen waren den Herzen der beiden Frauen nahe gelegt. Die Schulmeisterin mochte ihres seligen Vaters gedenken, der fünfundzwanzig Jahre zuvor eben um Weihnachten hier sein letztes Zeugniß abgelegt hatte*) und wenige Tage hernach in die ewige Heimath hinübergegangen war; Mutter Barth aber ihres frühe entschlafenen Gatten, der diesem innigen, demüthigen Nachfolger Jesu in dieser Kirche so begierig zugehört hatte! Die eine der Frauen war nun selbst dem Ziele nahe; die andere hatte die Freude, ihren Erstgeborenen in's Amt, das die Versöhnung predigt, eintreten zu sehen.

In der Gemeinde kam man dem neuen Pfarrer mit großen Erwartungen entgegen. Selbst ältere Personen blickten mit Freude und Verwunderung an dem Jüngling hin-

*) Es war am Stephanstage 1799, wo der selige Machtholf zum letztenmal predigte, daß der Heiland Jerusalems Kinder versammeln wollte, wie eine Henne versammelt ihre Kichlein unter ihre Flügel. Sein kindlich einfältiges Thema lautete, als ob der Heiland zu den Seelen spräche: „Wenn ihr nur bleibet Hühnelein, So will ich schon Gluckhenne sein."

auf, der in seiner hohen Gestalt, mit den sorgfältig gescheitelten, herabwallenden Haaren und mit seinem edlen, geistvollen Angesicht etwas besonders Einnehmendes hatte. Er ließ zum Eingang das Lied singen: „Wie soll ich dich empfangen und wie begegnen Dir, o aller Welt Verlangen, o meiner Seele Zier." Von der Predigt sind uns nur die wenigen Worte aufbehalten: „Hier stehe ich, als ein armer Sünder, und kann Euch Nichts bringen, als den Heiland. Da habt ihr Ihn, nehmet Ihn hin! Ich suche nicht das Eure, sondern Euch. — Machet mir mein Amt nicht schwer; helfet mit, betet für mich!" — So wußten die Seelen alsbald, was sie von ihm erwarten durften, und daß er in die Fußstapfen der beiden Knechte Gottes eintreten würde, die der Gemeinde in vorigen Tagen durch das lautere Evangelium so viel Segen gebracht hatten.

An Arbeit für den neuen Pfarrer fehlte es in diesen Tagen nicht, aber auch nicht an Nahrung für die Seelen. Barth hielt am ersten Sonntag auch eine Bibelstunde, was damals noch etwas Seltenes war. Am Neujahrstage versammelte sich die Gemeinde zum erstenmale mit ihm am Tische des HErrn. Es scheint, daß Mutter und Oheim über Neujahr da blieben. Er selbst folgte ihnen bald nach Stuttgart nach, um seine Sachen dort in Ordnung zu bringen.

Ehe er abreiste, bestellte er neben anderem Schreinwerk auch eine Bank, die nach ländlicher Sitte in die Ecke des Wohnzimmers an die Wand angenagelt werden mußte, damit die Bauern sich recht zu Hause fühlen möchten, wenn er sie einlade, auf Besuch zu ihm zu kommen. Mit dieser einfachen Bestellung gab er bereits hinlänglich zu erkennen, in welches Verhältniß er sich zur Gemeinde zu setzen gedachte.

Die Möttlinger betrachteten Barths Anwesenheit über Weihnachten nur als einen vorangehenden, lieben Besuch,

und rüsteten sich für den eigentlichen Aufzugstag, der in etwa vierzehn Tagen sein sollte. — Der ersehnte Tag kam. Ein großer Theil der Gemeinde gieng dem geliebten Seelsorger eine halbe Stunde Wegs in festlichem Zuge entgegen. Die Schulkinder hatten ein Lamm, die confirmirten Söhne und Töchter ein Schaf für ihn gekauft; diese brachten sie bekränzt ihm entgegen. Mutter Barth kam zum zweitenmale mit ihrem Sohne herauf. Auch hatten sie den Wagen mit dem Hausrath und den Bücherkisten gleich bei sich. Doch wir hören am liebsten, wie die glückliche Mutter der zu Hause gebliebenen Tochter die Einfahrt beschreibt:

Möttlingen, 29. Jan. 1825.

„— Als wir über die Grenze von Möttlingen kamen, sah ich in der Ferne einige Männer stehen mit zwei gekrönten Schafen. Dann kamen die Schulkinder mit Herrn Schulmeister, auch erwachsene Töchter. Diese schlossen einen Kreis Hand in Hand. Dann stieg der l. Christian aus und begrüßte sie. Indessen kam auch der Magistrat. Da es aber gerade stark schneite und ein starker Wind blies, so ließ er sie nicht singen, sondern gieng vor ihnen her, Möttlingen zu. Da gieng der Hirte vor seinen Schafen her. Es war mir sehr rührend; und ich wurde dermaßen ergriffen, daß ich froh war, allein im Wagen zurückgeblieben zu sein, wo ich meinen Dankesthränen den Lauf lassen konnte. Als wir näher kamen, wurde in die Kirche geläutet. Hier wurde nun das Lied gesungen, das die Kinder beim Empfang hatten anstimmen wollen: „Womit soll ich Dich wohl loben, mächtiger HErr Zebaoth?“ Dann gieng Christian in den Altar, begrüßte seine Gemeinde und hielt eine passende Anrede. Ich hätte es Dir und dem l. Onkel gönnen mögen, daß ihr auch hättet Theil daran nehmen können; denn es war feierlich. Der HErr hat Großes an uns gethan, und wir haben alle Ursache, fröhlich und dankbar dafür zu sein. Sein Name sei gelobet!

„Nach dem Essen ließen wir abladen. Als wir den Kasten und die übrigen Behälter auspacken wollten, hatten wir keine Schlüssel und mußten den Schlosser holen lassen. — Um drei Uhr kam Hr. Bunz von Tübingen. Das Regnen und Schneien hielt ihn in der Frühe ab; ich bedaure, daß er nicht zum Einzug kam. Hr. Pfarrer von Merklingen und Münklingen kamen auch auf Besuch. Es war sehr unruhig. Nun aber sind wir schon ein wenig in der Ordnung. Unsere Gäste haben heute wacker gearbeitet, bis sie die 700 Bände Bücher auspackten. Diesen Abend kam Hr. L. Widmann von Calw; da aßen wir zu fünf an unserem friedlichen Tisch.

„Wir trafen Alles in bester Ordnung: den neuen Bank, zwei Schrannen, sechs Stühle. Alles war recht reinlich geputzt, sogar der Oehrn aufgewaschen. Auch bin ich mit dem Kätherle recht wohl zufrieden; sie ist recht pünktlich und reinlich. Es ist mir auf die Investitur nicht mehr so bang.

„Nun muß ich schließen. Wir haben Besuche von Schönbronn“ ꝛc. ꝛc.

Mit der Investitur ging es nicht so rasch vorwärts. Die Mutter hatte noch volle Zeit, dem ebenerwähnten „Kätherle“ nähere Unterweisung zu geben. Diese sollte nämlich dem neuen Pfarrer vor der Hand die Haushaltung führen, da die Mutter nicht allzulange von Stuttgart abwesend sein, auch ihr dortiges Hauswesen nicht so schnell abbrechen konnte. Das Kätherle aber war eine ältere christlichgesinnte Person aus dem Bulacher Thal, die früher sieben Jahre lang bei Lauxmann im Dienst gestanden war. Später war sie vom Thal aus, wo sie wohnte, oft in die Effringer Kirche gekommen und hatte Barths Predigten mit Segen gehört. Nun, da sie dazu erwählt war, den theuren Knecht Gottes zu bedienen, war sie voll Freude. Eine stattliche Pfarrmagd war sie freilich nicht, doch leistete sie das Nöthigste für alle Tage. Wenn aber Gäste kamen, da reichten ihre Kenntnisse

nicht zu und so kam es, daß Barth in der Folge oft mit geringen Haushaltungssachen behelligt wurde, was ihn vielfach störte.

Indessen sorgte er bei Zeiten dafür, daß er, auch nach dem Weggehen der Mutter, nicht allzu einsam im Pfarrhaus saß. Die Eckbank, die Schrannen, die Stühle waren alle auf Brüdergemeinschaft berechnet; denn er wollte unter seinen Leuten recht einheimisch werden. Daher lud er mehrere Männer aus der Gemeinde ein, über die Zeit des Nachtessens auf Besuch zu ihm zu kommen. Sein lebhafter Geist wußte immer etwas Anziehendes zur Sprache zu bringen. Nach dem Essen wurde regelmäßig ein Kapitel gelesen, das je und je Stoff zur Besprechung gab. Aber auch wenn die Unterhaltung in heiterem Scherze verlief, war doch immer ein Segensduft um ihn verbreitet. So bezeugt ein Möttlinger Freund; und wie Viele von uns, die wir ihn kannten, haben später dasselbe gar oft erfahren! — Bald veranlaßte er auch die Jünglinge, einige Stunden in der Nacht zu ihm zu kommen. Diese unterhielt er mit Erzählungen und Fragen; oder wenn er keine Zeit hatte, so gab er ihnen Etwas Nützliches zum Lesen.

In der Aufzugswoche begann er mit dem Unterricht der Confirmanden, der ihm stets besonders wichtig war. Er hatte sich darin den ehrwürdigen C. A. Dann zum Vorbild erwählt. Dieser Unterricht war ungemein anregend. Schon sein Gebet mußte die Herzen ergreifen. Er knüpfte seine Unterweisungen nicht ausschließlich an das Confirmationsbüchlein an, sondern führte die Kinder hauptsächlich in die Bibel ein. Dabei war der Unterricht so lebendig und anziehend mit allerlei Fragen und Räthseln untermengt, daß er die jungen Herzen unwillkürlich fesselte. Viele schrieben den empfangenen Unterricht regelmäßig zu Hause auf, oft

noch bei Nacht. Denn die gehörte Wahrheit war ihnen kostbar und wichtig. Oft gab er auch Etwas zum Auswendiglernen auf. Die Belohnung für die, welche fleißig und gut gelernt hatten, bestand in einem schönen kleinen Büchlein; und ein solches wurde nach dem Abhören unter derselben Bedingung aufs Neue versprochen. Dieß geschah einmal in jeder Woche. — Doch wir greifen der Zeit vor und müssen uns erinnern, daß wir noch in den ersten Anfängen stehen.

Acht Wochen nach Barths Antrittspredigt war seine Investitur, zu der auch Oheim Engelmann sich wieder einfand und Schwester Beate mitbrachte. Dekan Fischer von Calw nahm am 20. Febr. 1825 den feierlichen Akt der Einsegnung vor. Zuerst predigte er über 2 Kor. 12, 14., und bezeichnete mit den Worten: „Ich suche nicht das Eure, sondern Euch" sehr treffend den Sinn des Ordinanden. Denn die ganze Amtsführung desselben zeigte hernach auf das Deutlichste, daß diese apostolischen Worte durchgängig seine Richtschnur waren. Nun folgte Barth mit seinem Lebenslauf, den wir schon im ersten Bande abschnittweise mitgetheilt haben. Der ergreifende Schluß lautete also:

„— Unser gegenseitiges Zutrauen wurde von dem HErrn der Gemeinde bestätigt, und ich lebe der vollen Zuversicht, daß Er es ist, der uns zusammen geführt hat, und hat uns einen Bund für die Ewigkeit schließen lassen. Bange müßte mir werden bei dem Gedanken, eine Gemeinde von beinahe 800 Seelen meinem Hirtenstab anvertraut zu sehen, wenn mir nicht der Blick offen stände in eine so große Reihe von lieblichen und wunderbaren Erfahrungen, die ich in den verflossenen sechs und zwanzig Jahren von der treuen Durchhilfe des HErrn machen durfte; der Blick in das erbarmende Hirtenherz Jesu, der Blick in Seine theuren Verheißungen, da Er spricht: „Ich will mich meiner Heerde selbst annehm-

men und des Schwachen warten; Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende; der Geist wird euch in alle Wahrheit leiten; die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwältigen!"

„So stehe ich denn heute vor dir, o Gemeinde des HErrn, im ganzen Gefühl meiner Schwachheit und Untüchtigkeit, aber auch im Gefühl der Nähe und Stärke des HErrn. Ich kann dir Nichts versprechen, als im Glauben an das Wort der Verheißung das: daß die Gnade mich nicht wird unfruchtbar sein lassen in Eurer Mitte. Es wird viel darauf ankommen, wie ernstlich Ihr für mich beten werdet, daß ich Euch das Wort Gottes in Wahrheit verkündigen kann und unter Euch wandle als ein brennend und scheinend Licht. So werde denn dieser Tag ein Tag des Segens für mich und Euch, dessen wir uns einst in der Ewigkeit mit unvergänglicher Freude erinnern können."

Hierauf empfieng er die ordnungsmäßige Weihe zu dem übernommenen Kirchenamt.

Nachdem so das Siegel auf den Amtsantritt gedrückt worden, kehrten Mutter und Oheim nach Hause, ließen aber Schwester Beate auf einige Tage oder Wochen bei dem einsamen Bruder zurück. Sie litt zwar sehr an Gliederweh, so daß sie sich nur mit Mühe fortbewegen konnte und am Arm geführt werden mußte. Indessen konnte sie doch bei aller Schwäche in der neuen Haushaltung von Nutzen sein. Auch hoffte man immer noch auf Besserung. Leider aber giengen diese Hoffnungen nicht in Erfüllung. Doch Barth verlor den Muth nicht. Er schreibt einige Tage nach der Abreise der Mutter:

„Im Gehen sind bei ihr noch keine besonderen Fortschritte zu bemerken. Es waren eben bis jetzt lauter Menschenstunden;

die Stunde des HErrn wird aber deßwegen nicht ausbleiben, weil sie so lange ausbleibt."

Es scheint, daß sie bald wieder abgeholt wurde. Indessen starb in jenen Tagen die alte Schulmeisterin, Machtholfs Tochter, und wurde am 23. Febr. 1825 begraben. Barth nahm zum Leichentext 2 Sam. 23, 14—17. und sagte, die Entschlafene habe zu den Seelen gehört, denen es gehe, wie dort dem David. Sie dürsten zwar nach dem Lebenswasser, das in Bethlehem entspringt, sie erlangen es auch durch die drei Helden: Glaube, Liebe, Hoffnung; aber wenn es kommt, wollen sie es nicht trinken; sie sind zu scheu und demüthig, und sagen: „Sollte ich dieses Wasser annehmen können, das meinen HErrn sein Blut gekostet hat?" — Wer dieser bedeutsamen Vergleichung etwas tiefer nachdenkt, der wird sich von dem Seelenbilde dieser schüchternen Jüngerin leicht eine Vorstellung machen können, besonders wenn ihm schon ähnliche ängstlichfromme Gemüther begegnet sind.

2. Gesegnete Wirksamkeit in der Gemeinde.

Der erste Frühling kam bald. „Die Blumen gehen auf im Lande," schreibt Barth im März. Er achtete stets mit besonderer Freude auf die ersten Zeichen des jungen Jahres in Garten und Feld. Er durfte aber auch im geistlichen Sinne die Blümlein bald aufsprossen sehen. Denn nachdem er eine Zeitlang seine Abendstunden mit den Männern und Jünglingen getheilt hatte, kamen bald auch Kinder und fragten ihn, ob er nicht auch einen Segen für sie habe? Sein lebendiger, überaus anregender Confirmandenunterricht mochte dazu Veranlassung geben. Am 28. März 1825 schreibt er:

„Die Kinderstunde hat seit Kurzem angefangen. Zuerst kamen ein paar Kindlein von 6—10 Jahren und wollten, daß

ich ein Stündlein mit ihnen halte. Ich versprach's auf Sonntag Abend um 6 Uhr. Es kamen mir aber bald zu viele, so daß ich sie in zwei Klassen theilen mußte. Die von 6—10 Jahren kommen am Sonntag Abend (bis auf 50 Kleine); die Größeren am Samstag. Ich hoffe, es werden viele wieder wegbleiben. So gefällt mirs nicht."

Es scheint, daß es, wie bei Kindern leicht geschieht, am Anfang etwas bunt durcheinander ging; aber es erwuchs ein bleibender Segen daraus. Ein Kind aus jener Zeit, nun längst zum Manne erwachsen und Gemeindevorsteher geworden, rühmt es mit Rührung noch jetzt, wie herzlich Barth nach seinen drei Sonntagsgottesdiensten der Kinderschaar am Abend noch diese Stunde hielt. Er fügt bei: „O daß wir ihn doch nie betrübt hätten! Und doch setzte er es fort, später, als seine Zeit nicht mehr reichte, durch den Schulmeister Klett von Stockach (der Jahrelang ganz bei ihm war). Die Früchte von diesem stillen Wirken werden einst noch an den Tag kommen!" — Barth achtete es auch darum für geboten, auf diese Weise sich der Kinder anzunehmen, weil die Schule in Möttlingen damals nicht so berathen war, wie er es wünschte, während er doch der Verhältnisse wegen diesem Uebelstand nicht alsobald gründlich abhelfen konnte. Aus demselben Grunde hielt er mit der Zeit seinen Confirmandenunterricht so, daß drei bis vier Jahrgänge von Kindern demselben regelmäßig beiwohnten. Er ging zwar häufig in die Schule, aber eben nicht mit Freuden, weil der Lehrer viel zu wünschen übrig ließ. Statt des gesetzlichen Religionsunterrichts gab er desto mehr Confirmandenunterrichtsstunden und zog zu diesen selbst die jüngeren Kinder. Auch bei diesem Unterrichte mußte ihm später der Stockacher Schulmeister, den die Kinder sehr liebten, behilflich sein. Auf's Filial ging er in der ersten Zeit zweimal in der Woche, um

den Kindern den Confirmandenunterricht dort zu geben, wozu er gesetzlich nicht verpflichtet war.

Die erste Confirmation nahte heran. Wie es ihm dabei zu Muthe sein mochte, läßt sich aus folgenden Mittheilungen der Gemeinde entnehmen, die wir, wie viele andere Nachrichten, der freundlichen Vermittlung von Pfarrer Dorsch verdanken. Zwar sind in denselben die Gesammteindrücke zusammengefaßt, die von Barth's Confirmationen erhalten geblieben sind; doch nehmen wir keinen Anstand, sie gleich hier einzufügen, weil sich dadurch am besten ein Gesammtbild ergibt.

In den letzten Wochen vor der Confirmation, heißt es, widmete er sich den Confirmanden allein und gab den Unterricht von nun an nicht mehr in der Schule, sondern im Pfarrhaus. Hatte er in den vorangehenden Stunden mehr einen eigenen Plan verfolgt, so schloß er sich nun gegen das Ende mehr an das Confirmationsbüchlein an. Unvergeßlich blieb den Kindern besonders die letzte Unterrichtsstunde am Samstag vor der Confirmation. Da war es namentlich sein Schlußgebet, das ihnen durch Mark und Bein drang. Gewöhnlich, doch nicht gerade jedesmal, betete er mit ihnen auf den Knieen. Einmal, da es eben zwölf Confirmanden waren, bat er den HErrn unter Anderem darum, daß doch keines dieser Zwölfe ein Judas werden möchte. In einer solchen letzten Stunde sagte er am Ende, am Ofen stehend, zu den Confirmanden: „Kinder, ihr wollet morgen euren Taufbund erneuern. Was habt ihr nun vor? Meinet ihr es auch redlich?" u. s. f. Er konnte vor Thränen nicht weiter reden, verbarg sein Angesicht am Ofenschirm, und winkte den Kindern, sie sollten nach Hause gehen. Ein wackerer Mann sagt heute noch, diese Stunde sei ihm unter allen die wichtigste geworden.

Ein anderes Mal sagte Barth, als er nach vielen liebevollen Ermahnungen die Kinder entließ, er lasse nicht nach mit Bitten und Flehen, bis sie alle gerettet vor dem Throne Gottes stehen, und wenn sie zwanzig Jahre in der Irre herumgiengen. Er wolle einmal sagen können: Siehe, hier bin ich mit den Erstlingen, die du mir gegeben hast! „Ich will für euch Alle beten, daß euch der HErr auf dem breiten Wege keine Ruhe lasse, und wenn der Wolf euch schon im Rachen hätte, daß er euch wieder herausgeben müsse." Er ließ auf den Confirmationstag auserlesene Lieder oder Liederverse auf ein Octavblättchen drucken, die er dann den Kindern in der letzten Stunde austheilte. Solche Verse waren um so erwünschter, weil unser damaliges Gesangbuch an erwecklichen Liedern so arm war. Sie wurden dann am Confirmationstage theils von den Kindern, theils von der Gemeinde gesungen, z. B.: „O führe doch ein Feuer aus von unsers Meisters Munde" ꝛc. — „Geist, Seel und Leib sei dir geweiht ꝛc." — „O du Haupt und HErr der Heerden" ꝛc. — „Gib du uns nur, du Treuer, von deinem Geist und Feuer" ꝛc. — „Habt an Ihm, was euer Herz begehret; denn Er will euch Alles sein" ꝛc. — „Ach lege deine Segenshand auf unsern kleinen Haufen" ꝛc. und viele andere Verse aus dem Gesangbuch der Brüdergemeinde und von Woltersdorf.*) — Den Tag der Confirmation selbst nannte Barth oft seinen schwersten Tag im ganzen Jahre. Seine Confirmationen hatten aber auch immer etwas ganz Besonderes.

*) Solche Blättchen wurden als ein theurer Schatz aufbewahrt, und einige derselben sind mir zur Einsicht mitgetheilt worden. Beim Anblick derselben wurde ich lebhaft daran erinnert, wie mir während meiner Vikariatszeit in Wildbad auch einmal kurz vor der Confirmation eines dieser Blättchen in die Hände kam, und mit seinem guten Inhalt vom Geistesfeuer des Meisters, das herabgebetet wurde, einen erwecklichen Eindruck auf mein Herz machte. D. V.

Man meinte oft, sein Wort der Predigt und sein Herzensgebet sollte einen Stein bewegen können. Oft hielt er da den Zuhörern die Worte Christi Matth. 18, 6. und ähnliche vor. Einmal rief er auf die Emporkirche hinauf: „Ihr alten, grauen Sünder dort oben, ihr seid auch einmal hier gestanden!" Bei der Einsegnung selbst konnte er vor der ganzen Gemeinde sagen: „Wer mir Eines dieser Schäflein verführt, dem will ich in der Ewigkeit als Verkläger gegenüber stehen." Und im Gebet sprach er beim Blick auf die vor dem Altar knieenden Confirmanden: „HErr Jesu, mir bricht das Herz beim Anblick dieser Schäflein, die hier vor dir liegen, und nun in die Welt hinaus kommen, wo der Wolf ihnen nachstellt, — wie wird es Dir sein!"

Ueber die Mittagszeit am Confirmationstage wollte Barth namentlich auch die Kinder vom Filial wohl versorgt wissen. Bisher waren sie allemal von ihren Angehörigen zum Essen in das Wirthshaus mitgenommen worden; das gab aber zu mancher Unordnung Anlaß. Nun traf Barth die nöthigen Anstalten, daß sie in verschiedene Privathäuser vertheilt wurden. Als aber auch das nicht genügte, nahm er jedesmal alle Unterhaugstetter Confirmanden an seinen eigenen Tisch. — Nach der Abendkirche, das heißt, wenn die „Vesperlektion" oder Bibelstunde vorüber war, besuchten ihn die Neuconfirmirten im Pfarrhaus, wo Jedes eine Bretzel und ein Glas Wein erhielt. Dann gieng er bei gutem Wetter mit ihnen auf das sogenannte „Köpfle", ein hochgelegenes Wäldchen, das hübsche Kreuz- und Querwege und eine schöne Aussicht auf die Alb und den Schwarzwald hat, wohin er auch sonst oft spazieren gieng. Hier sangen sie dann miteinander z. B. „Weil ich Jesu Schäflein bin" ꝛc. Ein anderesmal gieng der Spaziergang über den Hundsrücken (s. S. 6) Calw zu. Da stand er einmal plötzlich still und fragte die Kinder:

„Wo weht der Wind?“ Eins gab zu Antwort: „Ueberall und wo er will.“ Dann ſagte er: „Ja, liebe Kinder, und die Gnade weht auch überall, wo ihr ſeid“ (Joh. 3, 8.).

Als Andenken erhielten die Neuconfirmirten das ſchöne Schriftchen von Dann: „Erinnerungen an meine Confirmanden“. — Am Abendmahlsabend wurde es ungefähr ebenſo gehalten, wie am Confirmationstage. Da ſagte er unter Anderem: „Auf der Erde kommet ihr ſo nicht mehr zuſammen; vor dem Throne Gottes werdet ihr wieder ſo zuſammen kommen.“

Aus dieſem Allen können ſich unſere Leſer leicht ſelbſt ein Bild machen, wie es am 17. April 1825 als am erſten Confirmationstage, den Barth in Möttlingen feierte, geweſen ſein mag. Es war ein Tag beſonderen Segens, wo ſich der Geiſt Gottes wohl an mancher Seele mächtig erwies. Von Einer wiſſen wir, daß ſie damals einen ungewöhnlichen Zug empfand. Ein ſechszehnjähriges Mädchen gieng Abends am Pfarrhauſe vorüber, wo die confirmirten Kinder für dieſen Tag zum letztenmal beiſammen waren, und hörte ſie ſo ſchön ſingen. „Ach,“ dachte ſie, „wenn doch mein Confirmationstag auch erſt heute geweſen wäre!“ Sie ſehnte ſich nach einer völligeren Nahrung aus dem Wort Gottes. Ihr Wunſch wurde unerwartet bald erfüllt. Denn es währte nicht lange, ſo durften auch ältere, ſchon confirmirte Mädchen an beſtimmten Tagen ins Pfarrhaus kommen, zunächſt am Sonntag Abend, dann auch einen ganzen Winter lang zu beſonderen Stunden, wo ſie ihre Kunkeln mitbrachten und ſpannen. Es wurde geſungen und die Bibel geleſen: manchmal fragte ſie Barth auch über einen Spruch und gab ihnen bibliſche Räthſel auf. Er ſah es gerne, wenn auch die Töchter Fragen an ihn richteten. Einmal ſagte er zu ihnen: „Wenn ihr drüben ſeid, lade ich euch auch wieder auf Be-

such ein; dann dürfet ihr keine Kunkeln mehr mitbringen." Eine Tochter fragte: „Kann man denn das?" Barth: „Ja, da ist man gleich bei einander, so schnell, wie man jetzt an Calw oder an London denkt. Und da hat Eines einen größeren Platz, als mein ganzes Pfarrhaus. Aber das sage ich euch: bleibet fein nicht aus!" — In einer dieser Abendstunden lehrte er sie unter Anderem auch das Lied: „Ich hab' von ferne, HErr, deinen Thron erblickt" ꝛc. und sang es mit ihnen. Da gab es auch Unterredungen über die Stadt Gottes. Barth legte einmal die zwei letzten Kapitel der „Offenbarung" aus und redete so anschaulich darüber, als wäre er selbst schon in der Stadt gewesen und hätte Alles mit Augen gesehen. Ein anderes Mal war er an dem Verse: „Alle unsre Stunden heilige du dir!" ꝛc. Da sagte er: „Alle eure Stunden heiliget dem HErrn; sonst ist es, wie wenn ein Ackermann mit seinem Samen ausgeht, aber allemal dazwischen sechs Schritte macht, ehe er wieder ausstreut, — dann gibt's eben keine volle Ernte. So, wenn der Mensch nur hie und da eine Stunde Gott widmet." Hierauf fragte eine der Töchter: „Herr Pfarrer, wenn man nicht alle Stunden dem HErrn heiligt, so kommt man (also) nicht in den Himmel?" Barth: „So hast du gesagt; ich habe das nicht gesagt! Das wäre gerade, wie wenn man von Einem, der nicht sechs Schuh hoch ist, sagen wollte, er sei kein Mann." — Ein anderesmal bemerkte er: „Manchem werden die Schuppen erst von den Augen fallen, wenn es zu spät ist; — drüben, drüben kann ich euch nicht mehr helfen! — Es gibt keine Nebenthüre in den Himmel; — nur Eine Thüre! Machet doch euer Herz ganz los von der Welt. Lebet so, daß ihr jeden Augenblick bereit seid, aus der Welt zu gehen." — Wieder einmal: „Im Himmel wird Einem die Zeit nicht lange; da kann man den Noah fragen, wie

er die Arche gebaut, wie er die Thiere in den Kasten gebracht; oder den Moses, wie er mit den Kindern durch's rothe Meer kam" ꝛc. ꝛc. Auch sagte er: „Präget euch die Bibel ins Herz, so kann man sie euch nicht nehmen; es können Zeiten kommen, wo man den Christen die Bibel nehmen will." Ein anderesmal: „Im Himmel kann man Alles umsonst haben; da sind die Aecker nicht mehr mit Marksteinen besetzt, sondern es kann einer haben, so viel er will" u. s. w.

Am Charfreitag Abend hielt Barth mit den Töchtern gewöhnlich eine Singstunde nach dem Brüdergesangbuch. Dieses gemeinschaftliche Singen ausgewählter Liederverse war besonders ergreifend. Am Schlusse eines solchen Singabends sagte er warnend: „Ich hoffe nicht, daß eine von euch am Ostermontag auf die Wiesen geht." (Da kam die Jugend des Orts zusammen, um mit den Ostereiern zu spielen, wo es denn manchen Anlaß zum Leichtsinn geben mochte.) Am Sonntag darauf fragte er eine nach der andern, ob sie auf der Wiese gewesen sei? Wirklich waren alle bis auf Eine dort gewesen. (Er hatte das auf einem Gange nach Münklingen aus der Ferne bemerkt.) Zur Strafe schickte er sie wieder fort, ohne eine Stunde zu halten. Dieß wirkte so, daß von da an keine mehr auf die Wiesen gieng.

Mit der Zeit erlebte Barth an diesem Kreise herzliche Freude, da ein geistliches Leben unter den Töchtern erwachte. Als ein Beweis seines späteren Vertrauens zu ihnen wird erzählt, daß er einst, als er sich besonders arm fühlte, zu ihnen sagte: „Betet auch für mich; ich habe es so nöthig!" — Acht Tage hernach fragte er sie: „Habt ihr's gethan?" — Sie: „Das werden Sie am besten wissen, ob es gefruchtet hat oder nicht." — Er: „Ein wenig hat es gefruchtet, aber nicht genug."

Die Jünglingszusammenkünfte, von denen wir

oben sprachen, wurden am Dienstag und Donnerstag Abend gehalten. Hiebei wurde die Bibel gebraucht; Barth erzählte auch Geschichten oder er las Etwas vor. Manchmal ließ er auch die Söhne Etwas für sich lesen. Hatten sie eine halbe Stunde in der Stille zugebracht, so trat er ein und fieng Etwas zu verhandeln an. Sie waren in beiden Fällen froh, in seiner Nähe zu sein. Wenn er eintrat, wurde gesungen und gebetet. Dann kam immer ein wichtiger Gegenstand zur Sprache. Barth fragte und ließ sich fragen. Wollte es mit den Fragen zu weit kommen, so brach er auf einmal ab, setzte sich an's Klavier und stimmte einen Vers an u. s. w. Einmal stritt er sich aber gegen zwei Stunden mit den jungen Leuten herum, und zwar über die Behauptung, der Mensch sei nicht schuld daran, daß er gesündigt habe. Es schien, als wollte er den Satz vertheidigen. Es wurde ihm entgegnet: „Aber der freie Wille!" Barth: „Den hat er auch von Gott, er hat Alles von Gott!" — So gieng es lange fort. Endlich sagte einer der Jünglinge: „Und ich glaube es eben nicht." Da lachte Barth kräftig und sagte: „Und ich glaube es auch nicht!" — Ein anderes Mal sagte er: „Wenn euch Einer vorkäme, der behauptete, die Bibel sei nicht Gottes Wort, nicht reine Wahrheit, — womit wollet ihr ihn widerlegen?" — Mehrere erwiederten, man könne es am Judenvolk sehen, daß die Bibel Wahrheit sei. Barth: „Richtig; aber gehet einen andern Beweis aus dem N. Testament!" Es entstand eine Pause. Da fuhr Barth fort: „Kommt euch ein Solcher vor, so saget ihm in's Gesicht hinein: du bist mir der Beweis; denn seit achtzehnhundert Jahren sagt das Bibelwort, eben solche Leute werden in den letzten Zeiten auftreten."

„Es war ein ganzes Heerdlein," sagte vor Kurzem ein bejahrter Mann von edlem Christensinn, der selbst zu diesem

Kreise gehört hatte. Eine Anzahl recht wackerer Christen mit einem guten innern Grunde gieng aus diesem Heerdlein hervor. Diese Jünglingsversammlungen hörten aber später auf, als einmal die Mission dem sel. Barth immer mehr Arbeit machte. Auf die Früchte derselben kommen wir in der Folge zurück.

Ueber den Eingang, den Barth in jener ersten Zeit in der Gemeinde und in der Umgegend fand, gibt einer seiner ältern, noch lebenden Freunde, der von 1824 an mehrere Jahre lang in seiner Nachbarschaft lebte, folgende Nachricht: „Die anziehende, bündige, freie Predigtweise, von ächt christlichem Geist durchwoben und gehoben, so wie seine liebevolle, freundliche Gesinnung und sein zutraulicher Umgang gewannen ihm bald die Liebe seiner Pfarrkinder, die seine kirchlichen Vorträge mit Interesse und Erbauung anhörten. Auch von benachbarten und entfernteren Orten strömten ihm Zuhörer zu. Es mag sein, daß seine Predigten anfänglich mehr Belehrendes als Erbauliches enthielten und somit einem größeren Zuhörerkreis angenehm waren; dennoch fehlte Letzteres tiefer suchenden Seelen nicht." Sonst wissen wir, daß seine Predigten meist kurz, aber reich an schlagenden Gedanken waren, die das Herzenspünktlein trafen, besonders kräftig gegen den Schluß. Oft erklärte er dabei den Text Wort für Wort. Wie hinreißend er redete, wenn er auf die himmlischen Dinge zu sprechen kam, das beweist die Erinnerung einer noch lebenden Schwester, die als Kind zuweilen nach M. kam. Sie schreibt: „Er predigte einmal über das Wort: ‚Das kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat.' Das kann ich noch hören, wie wenn ich es ihn heute sagen hörte, daß ich meinte, ich möchte nur auch einen Blick in den Himmel thun. Er sagte, keine menschliche Feder könne die Schönheit und Herrlichkeit beschreiben, und

kein Mund könne es ausſprechen: es könne überhaupt gar kein Menſch ſich einen Begriff davon machen, was Gott einmal ſeinen Kindern offenbaren werde in der Seligkeit."

Artig iſt eine andere Mittheilung derſelben Schweſter aus ihrer Kindheit: „Ich gieng," ſchreibt ſie, „im Jahr 1825 den Tag vor dem Himmelfahrtsfeſt mit meiner ſeligen Mutter nach M. Da waren gerade Hrn. Pfarrers ſelige Mutter und Schweſter auch auf Beſuch. Jene ſagte zu meiner Mutter, ihr Sohn wolle haben, ſie ſolle ganz nach M. ziehen und ihr Haus in Stuttgart verkaufen; aber ſie könne ſich immer noch nicht entſchließen. Herr Pfarrer nahm mich bei der Hand und ſagte: „komm, wir gehen in den Garten!" Dann brach er mir eine Hand voll Blumen ab und begoß den Garten ſelbſt ſo ſchnell, daß ich ihn mein Lebenlang ſehen kann. Von jener Predigt weiß ich Nichts mehr. Aber das weiß ich noch, daß eine Möttlinger Schweſter meiner Mutter beim Heimgehen ausfolgte und ihr erzählte, es ſei jetzt (durch die Predigten des neuen Pfarrers) bei ihrem Manne doch ſo weit gekommen, daß er auch bete, wenn er auf den Markt gehe, um Ochſen zu kaufen. Der Herr Pfarrer habe das Gebet ſo gar anempfohlen. Jetzt habe ihr Mann gebetet von M. bis nach Weilerſtadt, wohin er zu Markt gieng. Dann ſei es zwar nicht gleich gelungen; aber eine Zeitlang hernach ſeien die erkauften Ochſen ſo wohl gerathen, wie keine andern je zuvor." — Von dem großen Zulauf ſagt ſie, es ſeien jeden Sonntag ſo viele Landleute gekommen, daß die Brüder in M. ſich geäußert haben, die Leute ſeien zu grob, der große Tiſch im Pfarrhaus ſei ſo voll, daß die Gäſte faſt nicht ſitzen können. Aber Pfarrer Barth und ſeine Mutter haben geſagt, ſie haben es auf den Sonntag einfach eingerichtet (Suppe und Rind-

fleiſch); dann könne kommen, wer wolle, Herren und gemeine Leute.

Von Barths Kinderlehren wird erzählt, daß er ſtreng aufs Antworten aus war, zwar freundlich gegen die Kinder, aber in dieſer Beziehung beharrlich wie ein Preſſer. „Ich weiß, du kannſt es ſagen," konnte er bemerken, wenn ein Kind mit der Antwort zögerte. Oder, wenn er vor einem ledigen Sohne ſtand, konnte er ihm ſagen: „Du kannſt ja ſonſt auch jodeln." Die Kinder antworteten zwar nie viel, manchmal wohl auch darum, weil ſeine Fragen für ſie zu hoch waren. Wenigſtens hieß es, zu den Zeiten des Pfarrer Groß haben die Kinder ſehr viel und gern geantwortet, weil er leichtere Fragen gemacht habe. Indeſſen gebrauchte Barth, wenn es irgend möglich war, jede, auch eine ungenügende Antwort in der Entwicklung des Gegenſtandes, nur um den Kindern Muth zu machen. Wenn aber die richtige Antwort kam, ſo ſprach er: „Beweiſe es mir!" Denn es war ihm über Alles darum zu thun, daß ſie Grund aus der Schrift wüßten. Einmal fragte er ins Allgemeine: „Hat der Heiland auch Geſchwiſter gehabt?" Der junge Andreas Stanger (ſpäter Miſſionar) antwortete raſch: „Nein!" — Barth: „Weißt du es gewiß?" — Er: „Ja!" — Barth lächelte, und gieng nicht weiter darauf ein. Der Vater des Knaben aber, der zugehört hatte, war mit der Antwort ſeines Sohnes nicht zufrieden, ſondern ſagte zu ihm daheim: „Heute haſt du frech geantwortet!" und verwies ihn auf Marci 6, 3. Warum ihn Barth nicht ſelbſt auf dieſe Stelle wies, kann man ſich denken; es hätte ihn ohne Zweifel von ſeinem Hauptgegenſtand zu weit abgeführt. Im Uebrigen war es ihm ſtets um gründliche Belehrung und um Weckung des Nachdenkens zu thun. Seine Weiſe im Kinderlehrhalten war ſo anziehend, daß einzelne Töchter auch nach der geſetzlichen

Zeit, ja bis zum 22. Jahre freiwillig vorstanden. Jedesmal kam ein wichtiger Punkt zur Sprache, das heißt, Barth verstand es, seinen Zuhörern jeden Gegenstand wichtig zu machen. Am Schlusse gab er allemal noch Etwas für die Erwachsenen. Seine Kinderlehren waren lauter Leben.

Wer Barth persönlich kannte, der weiß, daß er stets mit seiner Meinung gerade heraus gieng, so oft er sich zum Sprechen für berufen erachtete. Er tadelte frei unter Augen, was ihm mißfiel. Denn es war ihm darum zu thun, seinen Nebenmenschen zur Selbsterkenntniß zu bringen. Ehe man ihn in der Gemeinde recht kannte, wurde er wegen seiner oft scharfen, geraden Reden von Manchen gefürchtet. Redliche Seelen aber, und besonders jüngere Leute hatten eine Freude an dieser offenen Art. Ueberhaupt lernte man ihn bald besser verstehen, und liebte ihn dann wie einen Vater, weil man erkennen mußte, wie treu und redlich er es meinte. Zuweilen kamen Gemeindeglieder zu ihm mit Klagen, z. B. Weiber, die ihre Männer verklagten; da konnte er oft, ehe er sich weiter auf die Beschwerden einließ, die vorläufige Antwort ertheilen: „Geh' zuerst heim und besiehe dich selbst, und dann komm wieder!" Ein solcher Bescheid mochte manchem auffallend sein, aber redliche Seelen merkten doch bald, wie heilsam diese Weisung war. Später kam es dahin, daß seine Möttlinger zu einer scharfen Antwort, die er gab, am Ende lachten, und er selbst lachte dann auch. Ein jetzt bejahrter, würdiger Mann aber, der einst auch unter den Jünglingen saß, die regelmäßig zu ihm ins Pfarrhaus kamen, that nach Barths Tod die vielsagende Aeußerung: „Wenn man seinen ganzen Lebenswandel bedenkt, und wie er mehr als viel an unserer Gemeinde gethan hat, dann steht einem das Weinen näher, als das Lachen, weil man ihm nicht gefolgt hat, wie man sollte."

Das Vorſtehende mag vor der Hand hinreichen, um uns einen Begriff von Barths geſegnetem Eingang in der Gemeinde zu geben. Wir kommen auf dieſe bald wieder zu ſprechen. — Eines können wir gleich hier am Anfang nicht unerwähnt laſſen: ſein Verhältniß zu der Gemeinſchaft in M. Daß er ſich dieſer von Herzen anſchloß, verſteht ſich ſelbſt. Die Stunden wurden von dem obenerwähnten Lauxmann geleitet, der von Walddorf gebürtig, und ſeit ſeiner Verheirathung in M. anſäßig geworden, ſeiner Zeit auch Stiftungspfleger und Kirchenälteſter war, bis ihn ſein hohes Alter nöthigte, ſich in die Stille zurückzuziehen. Barth kam Anfangs faſt jedesmal in die Stunde, und dieß hatte die Folge, daß die Verſammlungen zahlreicher als vorher beſucht wurden. So bald er dieß merkte, blieb er weg und gab, als man ihn um die Urſache fragte, die bezeichnende Antwort: „Wenn ich in eure Stunde komme, ſo lauft Alles. Sollte ich aber einmal von hier wegkommen, ſo iſt es damit aus. Eure Stunde ſoll ohne mich Stunde bleiben. Sie muß ſich ſelbſt erhalten.“ Von da an kam er nur noch je und je bei beſonderen Anläſſen. Wer in dieſem Punkte Erfahrung hat, der weiß, daß dieſes Wegbleiben von den Verſammlungen aus wahrer Liebe zu der Brüderſache und im wohlverſtandenen Intereſſe der Gemeinſchaft geſchah. Am ſpäten Sonntag Abend, wenn die Stunde vorüber war, kamen dann verſchiedene Männer und Jünglinge aus derſelben ins Pfarrhaus und Barth ſah ſie gern bei ſich. Wenn aber ein Gemeinſchaftsglied während der Stunde zu ihm kam, ſo konnte er das mit einem ſcharfen Wort mißbilligen. Seine Grundſätze über den fraglichen Punkt im Allgemeinen hat er übrigens in einer Correſpondenz von 1827 ſo ausgeſprochen: „Was die Verſammlungen betrifft, ſo bin ich der Meinung, daß man dieſelben beſuchen ſoll, ſo oft man

kann, und sich als ein Mitglied des kleinen Häufleins bekennen auch vor der übrigen Gemeinde. Es bringt gewiß keinen Nachtheil. Bei den gemeinen Leuten auf dem Lande fällt der Begriff von ernstlichem Christenthum und Stundengang zusammen, und auch die Welt hat mehr Achtung vor einem Pfarrer, der in die Stunde geht. Wichtig ist, was über diesen Punkt der sel. Bengel sagt: „Wenn Gott alle Menschen zu sich ziehen will; so nimmt er erstlich nur Ein Volk, die Juden, gibt ihnen Gesetz und mancherlei Gutthaten vor allen Völkern, um sie zu einem Aufsehen zu bringen und zu sich zu locken. Wer ein Dorf bekehren will, der macht es Gott nach, und sucht nur Etliche auf, bringt sie in eine Gemeinschaft; damit werden die Andern nicht ausgeschlossen, sondern zum Aufschauen und Forschen, was das sei, gebracht und auch invitirt.““

3. Brüder in der Umgegend.

Ohne den Umgang mit Brüdern konnte Barth nicht leben. In ihrem Kreise aufgewachsen hatte er das tiefe Bedürfniß, überall wo er hinkam, Brüder aufzusuchen; und seine Jugendgeschichte zeigt, wie der HErr seinem Verlangen nach einer ausgedehnten, vielseitigen Verbindung mit Brüdern im In- und Ausland besonders freundlich entgegen kam. Wer kann die Brüder alle zählen, mit denen er auf seinen Reisen in persönliche, herzliche Berührung trat? Jetzt, da er als Pfarrer seine feste Stellung in dem stillen Möttlingen hatte, schien es wohl eine Zeitlang, als müßte er sich mit einem sehr kleinen Brüderkreise begnügen. Aber das wurde bald anders.

Vorerst hatte er in der nächsten Nähe Einen Bruder, der ihm viele andere zu ersetzen vermochte. Denn nur ein

Halbstündchen entfernt wohnte sein theurer Herzensfreund August Osiander, Pfarrer in Münklingen, den wir aus dem ersten Bande schon ein wenig kennen. Dieser war es, der, abwechselnd mit dem wackern Pfarrer Schöll in Merklingen, die pfarramtlichen Geschäfte in Möttlingen vom Mai bis in den Dezember 1824 aus der Nachbarschaft versehen hatte und auch nach Neujahr mit demselben noch einmal versah, bis Barth das Amt ganz übernahm. Die Liebe machte diesen Dienst leicht. Denn hören wir, was eine noch lebende Schwester in Münklingen schreibt: „Das Erste, dessen ich mich (über Barth) erinnere, ist das, daß sich Hr. Pfr. Osiander sehr freute, als er hörte, daß Barth nach Möttlingen komme. Ich dachte: das muß ein rechter Pfarrer sein! Und weil ich, damals ein Kind von neun Jahren, unsern Pfarrer so lieb hatte, so liebte ich auch Hrn. Pfr. Barth, ehe ich ihn sah und hörte. Als er dann später der Gemeinde Möttlingen in der Kirche seinen Lebenslauf vorlas, war mir dieser so wichtig, daß ich ihn fast wörtlich nacherzählen konnte." — Nach Barth's Amtsantritt waren die Freunde fast täglich beisammen. Osiander kam noch öfter zu Barth hinauf, als dieser zu ihm hinunter. Und wenn sie beisammen gewesen waren, so gab immer Einer dem Andern heimatzu das Geleite. Fielen Tage dazwischen, wo sie nicht zusammen kommen konnten, so mußte der schriftliche Verkehr den mündlichen ersetzen. Gar oft pilgerten sie auch da und dorthin mit einander. Es wird erzählt, beide Freunde haben miteinander nur Einen Mantel gehabt. Man wäre versucht, dieß sinnbildlich zu verstehen; aber es war wirklich so. Denn Barth hatte einen zweitheiligen Mantel. Kam dann Unwetter, so pflegte der eine den Rock, der andere den Kragen zu seinem Schutze zu benützen. So, erzählt ein Freund, seien die beiden oft zum alten Bruder

Josenhans nach Leonberg gekommen. Indessen hatte dieser gemeinsame Mantel auch symbolisch seine gute Bedeutung; denn ihre Seelen flossen je länger, je mehr so zusammen, daß man zuletzt in ihrer Theologie nicht mehr zu unterscheiden vermochte, was von dem Einen, und was von dem Andern war. Unverkennbar übte Osianders tiefer und reicher Geist einen mächtigen Einfluß auf Barth und trug viel zu seinem innern Wachsthum bei. Barth folgte ihm in theologischen Dingen wie einem Meister, so weit dieß denkbar ist bei seiner Originalität und bei der Unabhängigkeit von jeder menschlichen Autorität, die ihm in Glaubenssachen heiliger Grundsatz war. Der Reichsblick war bei Beiden gleich groß und weit, aber bei Osiander mehr ideal, im Gebiete der Spekulation, während Barth mit dem Schwunge des Geistes auch den praktischen Blick und die weithin wirkende Thatkraft verband, eine Begabung, die Osiander nicht hatte. So ergänzten sich Beide.

Mit den Brüdern in Calw hatte Barth schon von Effringen aus die herzlichste Verbindung angeknüpft. Dort war es besonders Jak. Ludw. Federhaff, der ihn anzog, ein edler Mann und wohlbewährter Christ (geb. 12. Juni 1764). Wie sein gottesfürchtiger Vater hatte er sich der Strumpfweberei gewidmet, aber, begabt wie er war, in seiner Jugend neben dem Handwerk auch die Führung kaufmännischer Geschäfte mit Leichtigkeit erlernt, im Mömpelgardischen sich weiter ausgebildet, und nach der Rückkehr ins Vaterland das väterliche Geschäft in großem Maßstab betrieben. Man glaubte nicht anders, als daß es dem allgemein geschätzten Manne leicht gelingen werde, ein großes Erdenglück zu erreichen. Aber der Vater im Himmel hatte es anders beschlossen. Bei einem schweizerischen Handelshause gieng eine große Summe Geldes verloren, und in Folge der ausge-

brochenen franzöſiſchen Revolution gerieth der Handel ins Stocken. Unter dieſen Umſtänden wurde es bald deutlich, daß es bei Federhaff mit dem Reichwerden, worauf er es abgeſehen hatte, nicht gehen wolle. Aber durch Gottes gnädige Fügung wurde dem gedemüthigten Manne gleichzeitig der unausforſchliche Reichthum Chriſti aufgeſchloſſen. Denn um dieſelbe Zeit hielt der erleuchtete Michael Hahn, der in Calw ein ſtilles Patmos gefunden, im Hauſe des alten Federhaff jeden Abend eine Erbauungsſtunde. Es war die Zeit einer geſegneten Gnadenheimſuchung für manche Bewohner Calws, für Federhaffs Schweſter, und zuletzt für ihn ſelbſt. Er erkannte, daß ſeine weltehrbare Jugend mit einer Menge von Sünden befleckt ſei, und fühlte das Gewicht ſeiner unbezahlbaren Schuld gegen Gott ſo tief, daß ihn die Beugung unter derſelben bei aller Vergebungsgnade, die er in der Folge erfuhr, bis in den Tod hinein nicht verließ. Nach ſeiner Erweckung ſchloß er ſich an gleichgeſinnte Brüder an, und bald wurde ſein Haus und Herz ein offener Born, aus dem für Unzählige viel Gutes floß. In den Erbauungsſtunden, die er hielt, fanden, ſeiner innerlichen Geiſtesarmuth ungeachtet, eine Menge von heilsbegierigen Seelen ihre Erquickung. Denn da ſein ganzer Lauf durch die Welt von dem obenerwähnten Zeitpunkt an eine ununterbrochene Kette von ſchweren Glaubensproben und Demüthigungen von Außen und Innen war, ſo gieng das, was er redete, aus der Erfahrung und drang deſto tiefer zu Herzen.*) Als Barth nach Möttlingen kam, ſtand Federhaff in ſeinem 61. Jahre, war aber noch rüſtig und bei voller Kraft. Um ſeiner praktiſchen Tüchtigkeit, wie um ſeiner Geſinnung willen, eignete er ſich beſonders gut zu einem Geſchäftsmann

*) Chriſtenbote 1833. Nro. 29.

für Sachen des Reiches Gottes. Und es dauerte nicht lange, so trat Barth deßhalb mit ihm in Unterhandlung. Zunächst war er ihm als erfahrener Bruder theuer und werth, wie denn auch andrerseits Barth in der Federhaff'schen Brüderherberge ein stets willkommener Gast war. Dort traf auch gewöhnlich sein jüngerer Freund Widmann mit ihm zusammen, der mit Federhaff von Jugend auf verbunden, diesem bewährten Jünger viel zu danken hatte. Widmann, den wir schon in Effringen kennen lernten, wurde von nun an ein besonders vertrauter Barth'scher Hausfreund, der in ununterbrochenem Verkehr mit ihm stand. Wie oft pilgerte er nach M., oft schon am Samstag Abend, um über den Sonntag zu bleiben, und wie lieblich waren solche Abende, wie gesegnet mancher Gang zu einer Conferenz, und manche Reise mit Barth! —

Wir wandern von Calw im freundlichen Nagoldthal, an den reichbewaldeten Bergen vorüber, ein Halbstündchen weiter nach dem romantischgelegenen Hirsau, das mit seinen schönen Kloster- und Schloßruinen einen reizenden Anblick gewährt. Unwillkührlich werden wir an Oetinger, der einst hier stand, und durch ihn an Bengels Schule erinnert. Um so mehr freut es uns, an diesem lieblichen Orte eben jetzt einen Mann aus Bengels Stamm zu finden, der in seinen Fußstapfen wandelte, August Seeger, von 1820—28 Pfarrer in Hirsau, dem wir schon im ersten Bände als einem der gläubigen Studenten in Tübingen unmittelbar vor Barths Studienjahren begegnet sind. In Stuttgart geboren und aufgewachsen war er längst mit Barth bekannt und ist hernach einer seiner vertrautesten Brüder geworden. Als ein Schwiegersohn des sel. Zeller in Herrenberg, in dessen Hause Barth von Tübingen her ganz einheimisch geworden war, stand er die-

sem doppelt nahe.*) Seeger war im Worte Gottes tief gegründet, hatte ein Herz voll Liebe zum Heiland und zu allen Seinen Gliedern und hieng mit besondrer Zärtlichkeit an der auch von Barth so herzlich geliebten Brüdergemeine. Seeger wußte ebenso wie sein mütterlicher Urgroßvater, der brüderlich gesinnte Leibmedicus Reuß, Bengels Schwiegersohn, die Liebe zu Herrnhut mit der Hochachtung vor Bengels Sinn und Geist wohl zu vereinigen. — Im Pfarrhause in Hirsau waren die Brüder willkommen und wohlversorgt, denn da waltete eine ächte Zellersche Tochter mit viel Liebe, Zartheit und Umsicht. Zuweilen kam wohl auch Seegers Mutter, eine ehrwürdige Pfarrwittwe, die den Bengel'schen Typus treu repräsentirte, eine der bewährtesten Schwestern aus dem Stuttgarter Kreise. Aeußerlich ernst, ja zuweilen fast streng (am meisten gegen sich selbst), aber innerlich weich und milde gab sie den Eindruck, als sei in ihr eine Jüngerin des HErrn aus der alten Zeit darum aufbehalten worden, damit sich der Väter und der Mütter Geist auch auf die nachwachsenden Geschlechter fortpflanze. (Sie ist 1841 im 47. Jahre ihres Wittwenstandes entschlafen.)

Barth wohnte im Pfarrhause zu Hirsau schon im April 1825 einer Pfarrconferenz bei, zu welcher sich 14 Theologen aus der Umgegend einfanden. Zu diesem Kreise gehörten Bezner von Breitenberg, Ranz von Zavelstein, Schmid von Effringen, Schöll von Merklingen, Burk, der nachmalige Christenbote, damals Helfer in Liebenzell, und noch manche andre Nachbarn. Man wechselte in den Pfarrhäusern der Umgegend von Calw und war allemal

*) Ein Gedicht von Barth an ihn gerichtet steht „Christliche Gedichte" S. 224. — Am 29. Dez. 1864 ist nun auch dieser treue Barthsfreund entschlafen, nachdem er Jahrelang im heißen Tiegel der Leiden bewährt worden war.

einen ganzen Tag beisammen. Da wurden Anfangs die Propheten des Alten Bundes im Grundtext gelesen, später die Neutestamentlichen Bücher. Das waren überaus segensreiche Verhandlungen in einer Zeit, in der die Theologie sonst so viel Trockenes hatte. Auch Nichttheologen nahmen nicht selten gastweise Antheil. Nach dem späten Mittagessen in der traulichen Pfarrstube war man noch eine Zeitlang in freiem Gespräche beisammen und da kam dann gar Vieles aus dem Reiche Gottes zur Sprache. Barth hatte oft Wichtiges zu berichten.

Im Theologischen ragte Osiander hervor. Wo man das Wort Gottes betrachtete, da floß er über und brachte stets Etwas Anregendes mit aus der reichen Fülle seiner unermüdeten Schriftforschung. Freilich fanden seine, oft von der hergebrachten Kirchenlehre abweichenden, Sätze nicht allseitigen Beifall, sondern riefen oft scharfe Oppositionen hervor. Aber sein tiefer Ernst, sein Gebetsgeist, sein geheiligter Sinn, besonders sein durch und durch in Liebe getauchtes Wesen mußten, auch bei aller Meinungsverschiedenheit, Jeden mit Hochachtung und Liebe erfüllen. Oft glänzte sein Angesicht von dem Lichte, das im Umgang mit dem Heiland über ihn kam; daher man ihn schon in Tübingen den „Seligen“ nannte. Seine Gegenwart mahnte von selbst zur Einkehr und Sammlung vor Gott. „Wenn Barth von Witz sprudelte, und der ernstfröhliche Osiander ein lächelndes Wort sprach, so war jener auf einmal nur Aug' und Ohr für ihn; oder wenn Osiander in einem solchen Falle, weil Barth zu weit gieng, ihn freundlich ansah, so schlug Barth beschämt die Augen nieder, was er sonst gewiß bei Keinem that.“ So erzählt ein entschlafener Bruder aus jenem Kreise. Ein anderer berichtet: „Als Osiander einst mit mehreren über Feld gieng und Einer der Freunde (nicht Barth) sich in

leeren Witzen ergoß, da bemerkte Oſiander lakoniſch: „Velim, graviora dicas!“ Und das war genug.“ — Bei längeren Beſuchen auswärts konnte Oſiander mitten am Tage irgend wohin in die Stille gehen, um mit ſeinem HErrn zu reden. Da gieng es dann ernſtlich zu. Denn er ſagte, man müſſe mit Gott im Gebet ringen, wie Jakob und der Heiland ſelbſt gerungen habe. Von ſeinem überwiegend innerlichen Leben werden in der Gegend, wo er lebte und wirkte, noch manche ſprechende Züge erzählt. Auf Spaziergängen habe er oft, abgekehrt von der Außenwelt, in tiefe Gedanken verſunken, den Begegnenden nicht wahrgenommen, auch wenn derſelbe faſt auf ihn anlief. (Das war bei Barth ganz anders; er hatte die Augen, wo er gieng und ſtand, nach allen Seiten offen). Dieſes Vergeſſen der äußern Welt war aber bei Oſiander nicht blos Sache des Augenblicks; er nahm ſich überhaupt zeitlicher Dinge nicht an. Als ihn einſt der Schultheiß von Münklingen nach einer fruchtbaren Ernte fragte, ob er nicht erlauben würde, daß er einen Theil von ſeinem Ernteſegen in der Pfarrſcheuer unterbringen dürfte, da machte Pfr. Oſiander die verwunderte Gegenfrage: „Hab' ich denn eine Scheuer?“ Dieſe Unwiſſenheit war den Bauern unbegreiflich. Ein gutgeſinnter Mann begleitete ihn einmal eine Strecke Weges. Da fieng Oſiander nach ſeiner Gewohnheit ein geiſtliches Geſpräch an und ſagte (ohne Zweifel in ſeinem eigenthümlich gehobenen, feierlich freudigen Tone): „Wir könnten noch einmal das Glück haben, als Märtyrer zu ſterben!“ Der Mann geſtand hernach ganz aufrichtig, er habe an dieſe Möglichkeit nicht ſo mit Freuden denken können. Ihm habe dieſes Wort Angſt gemacht. Oſiander aber war von dieſer Hoffnung ſo erfüllt, daß er für ſeine Perſon mit Freuden auf den Zeitpunkt wartete, wo er für ſeinen HErrn das Leben laſſen würde.

Man kann sich leicht denken, wie viel Segen dieser Jünger in dem Kreis der Brüder stiftete. Uebrigens entgieng er mit diesem dem Spotte derer nicht, die sich in ihrem Alltagschristenthum oder in ihrem Miethlingsdienste durch seinen Ernst bestraft fühlen mußten. Manche nannten die Calwer Pfarrconferenz spöttisch den „Propheten-kranz".

Einen sehr erwünschten Zuwachs erhielt dieser Kreis im Frühjahr 1826 durch die Ernennung des M. J. G. Handel, der früher als Rector in Nürtingen, zuletzt als Lehrer am Missionshause in Basel gestanden war, zum Pfarrer in Stammheim. Handel gewann durch seine aufrichtige Gottesfurcht, seine Treue im Beruf, und seinen entschiedenen Glaubenssinn, mit aufopfernder Liebe gepaart, gar bald das allgemeine Vertrauen. Ruhig, nüchtern, bedächtlich erschien er von Außen; innerlich war er voll wallender Liebe zu den Seelen, besonders zu denen, die den HErrn liebten. Ein brennender Eifer für die Ehre Seines HErrn sprach sich in allem seinem Reden und Handeln aus; ebenso aber auch eine seltene, gründliche Demuth und Bescheidenheit, die aus tiefer Selbsterkenntniß floß. Es war eine bedeutende Kraft, die der Gemeinde in diesem Manne geschenkt wurde und derselben 30 Jahre lang diente. Barth wurde mit Handel je länger, je inniger verbunden.

Möttlingen liegt der Landesgrenze so nahe, daß man eine halbe Stunde davon schon auf badischem Boden steht. In ¾ Stunden hat man Mühlhausen erreicht, wo damals ein besonders reges, geistliches Leben war. Im Jahr 1823 trat dort Freiherr Julius von Gemmingen sammt dem größten Theile seiner Familie und Gemeinde mit voller Ueberzeugung aus der römisch-katholischen Kirche in die evangelische Kirche über. An der Stelle des Glaubens-

mannes Hennhöfer, der das Werkzeug dieser Erweckung gewesen, stand nun als evangelischer Pfarrer Caspar Schlatter, derselbe, den wir in Barth's Universitätszeit als Lehrer im Basler Missionshause kennen lernten, ein Sohn der wohlbekannten Jüngerin Anna Schlatter in St. Gallen. Er hatte einen merkwürdigen Lebensgang. Denn ursprünglich hatte er das Wagnerhandwerk erlernt. Auf der Wanderschaft ins Bairische begriffen, fuhr er die Donau hinab. Bei Linz stößt der Floß an eine Brücke; er fällt ins Wasser. Glücklich gerettet, aber sammt seinem Gepäcke durchnäßt, erreicht er das Ufer. Er besinnt sich, daß er an den wohlbekannten katholischen Pfarrer Boos im nahen Gallneukirchen ein Empfehlungsschreiben bei sich hat. Wie er geht und steht, läuft er Gallneukirchen zu und findet bei Boos die herzlichste Aufnahme und die willkommenste Pflege. Während man ihm die Wäsche trocknet, hat er Zeit, mit den Erweckten in der Gemeinde und ihrem Seelsorger näher bekannt zu werden. Das kräftige Zeugniß dieses Predigers der Gerechtigkeit und das frische Leben in der Gemeinde macht einen solchen Eindruck auf ihn, daß er den dringenden Wunsch fühlt, sich noch in seinen spätern Jahren dem geistlichen Amte zu widmen. Boos hilft durch seine Fürsprache bei der Mutter dazu, daß er noch Theologie studiren durfte. Neun Jahre hernach wurde der vormalige „Rademacher", wie ihn Boos oft scherzhaft nannte, zum Prediger an der neuen evangelischen Gemeinde in Mühlhausen berufen, und ein Jahr später heirathete er eine Tochter seines Patrons, des Freiherrn von Gemmingen.*)

Für Barth war es eine Freude, diesen alten Freund hier ganz in der Nähe zu treffen. Es heißt zwar, Schlatters

*) Siehe Martin Boos von J. Goßner. Leipzig 1826; und Anna Schlatter von F. M. Zahn. Bremen 1865.

Theologie sei seiner theologischen Mutter zu schulmäßig gewesen, sie habe aber mit Freuden gesehen, wie er ein lebendiger Zeuge Dessen war, den sie liebte. Das Letztere gab bei Barth auch den Ausschlag. Er war ohnedieß nicht der Mann, der sich durch die theologische Schule hemmen ließ, sobald er, wie bei seinem lieben Schlatter, sah, daß das Herz auf dem rechten Flecke war. Die Verbindung zwischen Beiden wurde sehr lebhaft. Schlatter schloß sich, wie an Barth, so auch an Freund Osiander an. Beide predigten oft für ihn, besonders wenn er um seiner leidenden Gesundheit willen ins Bad gieng. Ueberhaupt war zwischen Mühlhausen und Möttlingen viel Verkehr. Denn Herr von Gemmingen, der Barth's erster, kräftiger Predigt in Mühlhausen (Ende März 1825) sammt seiner ganzen Familie beigewohnt hatte, kam gerne nach Möttlingen, um Barth predigen zu hören, und noch öfter zu Besuch, wie denn auch Barth zu Gemmingen nach Steinegg kam. Sie correspondirten gelegentlich; und der demüthige Freiherr pflegte seine Briefe an Barth mit der bescheidenen Unterschrift: „Ihr kleiner Julius" zu schließen. — Einer der ersten Beuggener Zöglinge, Ludwig Bronnenkant, war damals als Schulmeister in Mühlhausen angestellt und blieb daselbst fast so lange, als Barth in Möttlingen war. Dieser lebendige und rührige Mann war als Freund und Gehilfe im Möttlinger Pfarrhause sehr wohl gelitten. (Wir werden ihm wieder begegnen).

In dem benachbarten Pforzheim hatten Barth und Osiander mehrere herzlich verbundene Freunde und Brüder. Wir nennen vor Allen den damaligen Diaconus Bähr, nachmaligen Oberkirchenrath (jetzt Ministerialrath a. D.) in Karlsruhe, Verfasser der Symbolik des mosaischen Cultus, der beide Männer sehr liebte; dann Bährs Nachfolger im

Diaconat, Wagner (jetzt Dekan in Kindringen), der ſchon vorher Hauslehrer in Pforzheim war und über die ganze Möttlinger Zeit in regem Verkehr mit Barth ſtand, von dem er Traktate bezog; ferner Diaconus Frommel daſelbſt, und Stadtpfarrer Lindenmeier, der beſonders gerne auf apokalyptiſche Forſchungen eingieng. Mannigfache Berührungspunkte in theologiſchen Dingen und der gemeinſame evangeliſche Glaubensgrund gaben hinlänglichen Anlaß zur Vereinigung und bald kamen auch dieſe badiſchen Brüder zu den Calwer Conferenzen.

Wir ſehen, daß ſich in der Umgebung von Möttlingen mancherlei Nahrung für das Bedürfniß eines brüderlichen Umgangs fand; und Barth verſäumte keine Gelegenheit, dieſe Gemeinſchaft nach verſchiedenen Seiten hin mit aller Treue zu pflegen.

4. Blicke in's Haus, Herz und Amt.

Im häuslichen Leben fehlte es dem Möttlinger Pfarrer geraume Zeit an einer genügenden, weiblichen Hilfe. Denn mit dem Umzug der Mutter von Stuttgart nach Möttlingen zog es ſich von Monat zu Monat hinaus. Man rieth ihm zur Verheirathung. Er äußerte manchmal, er habe dazu nicht Zeit; und dieß war nicht ein bloßer Scherz. Er gieng wohl manchmal mit dem Gedanken um, aber doch nicht ſo ernſtlich, daß er ſich gehörige Zeit dazu genommen hätte. Wenn er einen Weg einſchlagen wollte, ſo traten Hinderniſſe ein, die er aus Gottes Hand annahm; und während er dann auf die Fügung des HErrn wartete und gleichzeitig immer vollauf beſchäftigt war, kam er am Ende wirklich auch wegen Zeitmangels zu keinem entſcheidenden Schritte.

Im erſten Sommer mag er oft allein in ſeinem Pfarr-

hause gesessen sein. Damals war es wohl, daß er jene in Zeist entworfene Skizze zu einer Copie des schönen Bildes der Erstlinge aus den Heiden, die der Brüdergemeine geschenkt wurde, auf einer großen Tafel mit Oelfarben ausführte. An sein Gartenhäuschen malte er die Jünger von Emmaus, eine Geschichte, für die er, wie sein seliger Vater, eine besondere Vorliebe hatte.

In seinem Herzen gieng in den ersten Jahren Vieles vor, was sich schwer beschreiben läßt. Er hatte es Lebenslang so: während Andere hoch an ihm hinaufsahen, war er in sich tief gebeugt. Und der heitere Mann, der durch seine munteren, witzigen Einfälle alle seine Umgebungen belebte, stand innerlich unter einer scharfen Geisteszucht. So besonders in seinem ersten Amtsjahre, wo er (im September 1825) von seinem Seelenzustande eine so traurige Beschreibung macht, daß es Niemand faßt, als Einer, der sein eigenes Herz bis auf den Grund hinab kennen gelernt hat. Er erkannte aber, daß es von dem HErrn darauf abgesehen sei, daß er sich von Ihm „verganten" lasse und Ihm auf Gnade und Ungnade sich ergebe.

„Sobald einmal das rechte Gefühl der Sünden kommt, an welchem es mir bisher noch mangelte, und welches nicht erzwungen, sondern nur geschenkt werden kann durch den heil. Geist, dann wird's besser mit mir werden," so schreibt er einigen vertrauten Brüdern und empfiehlt sich ihrem Gebet. Er setzt hinzu: „Was mir unter solchen Umständen noch den Frieden erhält, daß ich wenigstens mein Amt versehen und mich äußerlich zu den Brüdern halten kann, ist die Gewißheit in meinem Herzen, daß ich durch Seine unendliche Gnade auserwählt bin zur Seligkeit Seiner Kinder, und daß Seine Friedensabsicht dennoch trotz dem Elend meines Herzens an mir gewißlich erreicht werden wird."

Gerade dieſe beugenden Erfahrungen, die Barth an ſeinem eigenen Herzen machte, dienten dazu, daß er um ſo tüchtiger wurde, mit den Gnadeſuchenden nach ihrem Bedürfniß zu reden. So predigte er z. B. am Tage Matthäi in jenem Jahre darüber, daß der Heiland die Sünder annehme. Das müſſe man ſich aber nicht ſo vorſtellen, daß ihm die Frommen am liebſten ſeien, daß Er aber aus Mitleiden die Sünder auch noch mit ankommen laſſe; nicht ſo, daß er alle Menſchen annehme, und ſogar die Sünder, ſondern gerade dieſe Sünder ſeien es allein, die zu Ihm kommen dürfen. Alle Andern könne er gar nicht brauchen. Zu einem ſolchen Evangelium bekennt ſich der große Sünderfreund gerne.

„In meinem Amte," ſchreibt Barth, „habe ich ſehr oft freundliche Durchhilfe und Erquickung von dem HErrn zu genießen. Meine Predigten ſind meiſtens in Homilienform, und mehr in erklärendem, auseinanderſetzendem Ton, als im paränetiſchen. Das Pinxen (in's Gewiſſen treffen), welches ich ehmals ſtark getrieben habe, will nicht mehr gehen. Ich merke darauf, was dem HErrn am wohlgefälligſten iſt, und nehme, was Er mir gibt. Ohne das habe ich ja doch keine Parrheſie, irgend Etwas zu thun. In den Kinderlehren bin ich ganz ungeſchickt; aber ich weiß wohl, wo der Butzen ſitzt, ich habe zu wenig Liebe zu den Kindern; darum kann ich nicht kindlich mit ihnen reden. Sonntags Abend vier Uhr halte ich abwechſelnd Miſſions- und Bibelſtunden. In der Bibelſtunde habe ich die Apokalypſe angefangen. Das war freilich gewagt. Aber die Worte Kapitel 1, 3.: „Selig iſt, der vorlieſt und die zuhören" ꝛc. haben mich dazu bewogen. Ich verſtehe zwar dieſes Buch eben ſo wenig als Andere, habe noch nicht einmal Bengel recht ſtudirt; aber ich hoffe, der Heiland werde mir, wie Er bisher auch ſchon gethan hat, jedesmal das geben, was ich für meine Gemeinde brauchen kann. Wird mir's

dann zu schwer, so höre ich auf; oder verstehe ich Etwas nicht, so sage ich das frei heraus und überschlage es. Auf Praktisches natürlich ist's allein abgesehen. Bis jetzt bin ich bis zu den letzten Versen des ersten Kapitels gekommen, und muß es zum Preise Gottes bekennen, mit vielem Segen für mich und vielleicht auch für Andere.*) — Von 6—8 Uhr am Sonntage kommen kleinere und größere Schulkinder, mit denen ich ein Lied singe und dann rede, was mir beifällt. Ich kann von keinem sagen, daß es in seinem Herzen besonders angeregt sei. Wenn aber die Kinder nur diese zwei Stunden lang besser aufgehoben sind als auf der Gasse, so ist schon Etwas gewonnen."

In diese erste Zeit fällt auch der Anfang einer Lesegesellschaft, die später in ausgedehnterem Maße eingeführt und geregelt wurde. Sie war zuerst in Möttlingen allein, im nächsten Jahre auch im Filial, wobei Barth bemerkt: „Die Bücher sind freilich meistens von meinen eigenen, aber es kommt gewiß Etwas dabei heraus."

Nach Barth's obigen Aeußerungen über seine Predigtweise in jener Zeit innerer Kämpfe könnte es scheinen, als hätte er damals fast nur didaktisch gepredigt, oder (wie sich einmal ein Schwarzwälder ausdrückte) „das Schwert fallen lassen". Das war aber doch nicht der Fall. Bei vorkommenden Anlässen konnte er auch in dieser Periode so scharf als irgend Einer wider die herrschenden Sünden zeugen. Davon gibt die erste Kirchweihe, die er in Möttlingen erlebte, den besten Beweis. Als ein entschiedener Feind des hergebrachten Kirchweihunfugs und besonders des Kirchweih-

*) Ein Jahr später berichtet er: „In meinen Bibelstunden bin ich in der Apokalypse am 8. Kapitel. Zwischen Kapitel 6 und 7 mußte ich eine Pause von mehreren Wochen machen, bis mir der HErr weiteres Licht schenkte. Auf dem Filial habe ich auf besonderes, vielfältiges Verlangen angefangen, Bibel- und Missionsstunden in der Woche zu halten."

tanzes gieng er schon vorher damit um, wie demselben am besten zu steuern wäre, sah aber keinen Weg. Er schreibt am 22. Okt. 1825:

„Morgen ist die hiesige Kirchweihe. Wegen des Tanzens habe ich nichts gehört; aber es läßt sich nicht anders erwarten, da auch der Schultheiß nicht entschieden genug dagegen ist, und es voriges Jahr erlaubt hat. Was kann ich machen? Ich muß es eben gehen lassen und für die Leute beten."

Dieses Beten wirkte mehr, als er erwartete. Ein paar Tage nachher durfte er von der Durchhilfe des HErrn mit unverhoffter Freude rühmen:

„Am Freitag war der Ochsenwirth beim Schultheiß und wollte einen Tanzzettel holen. Der Schultheiß sagte ihm, er solle sich noch einmal besinnen. Am Samstag Abend war Hr. Schultheiß und Immanuel da. Es wurde von der Sache gesprochen. Hr. Schultheiß sagte, wenn der Ochsenwirth darauf bestehe, so müsse er ihm einen Zettel geben; denn sonst hole er einen beim Oberamt, und dann sei er, der Schultheiß, compromittirt. Wir widersprachen ihm nun darin, und es gab eine lange Disputation. Am Sonntag predigte ich über Esra 6, 16—22, und der Herr gab mir Gnade, gewaltig zu reden, d. h. mit Wirkung und Erfolg. Die Loosung hatte mir Muth gemacht, Hebr. 4, 12. Die Ochsenwirthin gieng nicht in die Kirche, und wollte auch ihren Mann nicht hinein lassen. „Gib Acht," sagte sie zu ihm, „wenn du in die Kirche gehst, dann bringt dich der Pfarrer 'rum!" — „O!" sagte er, „ich will mich schon in Acht nehmen." Aber der Heiland schlug ihm das Herz. Als er nach Hause kam, sagte er: „Weib! aus den Spielleuten wird nichts!" — „Gelt ich habe dir's ja gesagt!" erwiederte sie ganz entrüstet; „warum bist du nicht zu Haus geblieben!" Es wurden noch allerlei Versuche gemacht, aber das Tanzen unterblieb. (Auf dem Filial wurde zwar Tanz gehalten; aber ich habe nachher doch erfahren, daß diejenigen Eltern,

welche in der Kirche gewesen waren, ihre Kinder nicht dazu ließen.) Gestern Mittag aßen wir mit dem Schultheißen, Osiander, Schlatter und ich. Um zwei Uhr wurde dann eine Stunde in Immanuels Haus gehalten."

Die Versuchung zum Kirchweihtanz wiederholte sich natürlich gleich im nächsten Jahre, und da ließ sich der Wirth nicht zum zweiten Mal abschrecken. Aber mit der Zeit brachte es Barth doch so weit, daß die Hochzeit- und Kirchweihtänze, von denen rohe Ausbrüche der Sinnlichkeit und Verderbniß der Schuljugend unzertrennlich sind, allmählig unterblieben. Es wird erzählt, daß er einmal die Musikanten, als sie schon auf dem Platz waren, mit einer von ihnen selbst bestimmten Summe Geldes abfand, worauf sie alsbald das Feld räumten. Der Wirth, auf welchen Barth's Benehmen einen Eindruck machte, forderte Nichts. Mit dem Filial hatte es freilich eine andere Bewandtniß, wovon wir später reden. Doch gab es auch dort Leute, auf die seine Predigten nicht ohne Einfluß blieben. Ein Beispiel davon wird in Unterhaugstett erzählt: Barth sagte einmal am Kirchweihtage in der Predigt: „Wenn Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben! — Und ihr Eltern, von euch wird's einmal gefordert, wenn ihr eure Kinder nicht abhaltet" u. s. w. Alles weinte zusammen. Nach der Kirche sagte der alte, gottesfürchtige Joh. Georg Gengenbach, Filialist, zu seinen Kindern: „Unterstehet euch nur, an das Wirthshaus hinzustehen, ihr werdet sehen, was ich thue."

Barth gieng übrigens so weit, daß er nicht blos den Tanz, sondern auch das Kuchenbacken am Kirchweihtage nicht leiden mochte, letzteres wegen der damit gar oft verbundenen Völlerei. Er nahm daher auch von Niemand Kirchweihkuchen an und sagte, diese Backerei würde bei einem Ernte- und Herbstdankfest noch eher einen Sinn haben, als bei dem Kirch-

weihfest. Indessen wußte er wohl, daß man den Leuten das, woran ihr Herz hängt, nicht nehmen soll, ohne ihnen etwas Besseres dafür zu geben. Er dachte daher auf einen Ersatz und lud die Gemeinde auf den Kirchweihmontag-Nachmittag in die Kirche ein, wo er dann aus der Missions- oder Kirchengeschichte allerlei erzählte und schöne Lieder mit ihnen sang. Dabei machte er selbst den Vorsänger und ließ die Orgel ruhen.

Das mögen liebliche Versammlungen gewesen sein, bei denen man gerne mit zugehört und mitgesungen hätte! Warum ließ er aber die Orgel ruhen? — Das hatte seinen guten Grund. Wie sein seliger Lehrer Dann war er ein besonderer Freund eines sanften, harmonischen Kirchengesangs und stets bemüht, einen solchen einzuführen. Das hatte aber seine Schwierigkeiten, weil der Organist, was er später sehr bereut haben soll, hierin nicht mit ihm zusammenwirkte. Auch wollten mehrere muthwillige oder eigensinnige, gleichgiltige Männer von ihrem Geschrei durchaus nicht lassen. Daher richtete er oft an die Gemeinde die Bitte: „Singet mit sanfter Stimme!“ wobei er einmal in seiner originellen Weise den Grund beifügte: „damit ihr es schon könnet, wenn ihr hinüber kommt! — Wenn die 144,000 himmlischen Harfenspieler so singen würden, wie Viele bei uns singen, so würde man sein eigenes Wort nicht hören!“ — Er ließ sich später auf der Kanzel ein bewegliches Stühlchen an die Wand nageln, um desto leichter, auch wenn er von der Predigt ermüdet war, dem Gesang der Gemeinde in ihrer Mitte zuhören zu können, und so allmählich einen sanften Gesang anzubahnen.

In Herz und Amt öffnet sich uns ein weiterer Blick in einem Schreiben vom 2. Dez. 1825. Barth sagt seinen Brüdern unter Anderem:

„Jener seligen Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes, nach welcher ich schon so lange seufze, kann ich mich noch nicht rühmen. Doch hat mir der HErr bei der Communion am letzten Adventsfeste Trost und Stärkung wiederfahren lassen und mir auch seitdem die Gnade gegeben, treuer als bisher für Euch zu beten. Wenn ich nicht so träge wäre, ach wie Vieles könnte ich durch das Gebet ausrichten! — In meinem Amte hilft mir der HErr unter großer Schwachheit durch und läßt es auch nicht an Ermunterung fehlen."

Er erzählt hierauf die obige Geschichte von der Kirchweihe und sagt, daß von den Neuconfirmirten auf dem Filial auch einige Mädchen angefaßt seien. Hierauf gibt er ein Beispiel von seiner Predigtweise, das charakteristisch ist:

„Am Feiertag Andreas fing ich mit der Bemerkung an, daß die Meinung bei den Menschen sehr gewöhnlich sei, als ob die, welche sich zur Nachfolge Jesu entschließen, sehr viel einbüßen und aufopfern müßten, ohne, wenigstens hienieden, einen Ersatz dafür zu finden. Dieß brachte mich auf mein Thema:

Wie die Jünger Jesu einen so glücklichen Tausch treffen.

1. Was verlassen sie? 2. Was finden sie?

Nun beschrieb ich das Fischerhandwerk, das Petrus und die übrigen Jünger im Evangelium trieben, wie es mit so viel Beschwerlichkeit verbunden gewesen sei. Es waren noch viele Fischer am See Genezareth, die dasselbe Gewerbe trieben, und so kam es, daß sie manchmal die ganze Nacht das Netz ausgeworfen hielten und doch Nichts fiengen (Luk. 5, 4.). Wenn sie auch einen Fang gethan hatten, so kamen sie wegen der Menge der Konkurrenten mit dem Verkauf in Verlegenheit und hatten Mühe, ihre Fische an den Mann zu bringen. Bald mußten sie die kalten Nächte auf dem Wasser zubringen, bald kamen sie auf dem stürmischen See in Gefahr, bald zerriß ihnen das Netz, daß sie es wieder flicken mußten. Da hatten sie es doch besser bei Jesu, dem sie selbst das Zeugniß geben mußten, daß er sie

nie habe Mangel leiden lassen. Wenn sie auch noch von Zeit zu Zeit an ihr Gewerbe zurückgiengen (wie denn die Nachfolge Jesu nicht immer die gänzliche Aufopferung des irdischen Berufs verlangt), so hatten sie auch da den Segen des reichen HErrn zu erfahren, dem (und dessen Jüngern) auch die Natur dienstbar sein muß. Dazu bekamen sie aber noch die große Verheißung: „Ich will euch zu Menschenfischern machen." Wie viel mehr ist eine einzige Seele werth, als der reichste Fischzug! Und wie ist diese Verheißung gleich am Pfingstfest so herrlich erfüllt worden, da Petrus das Netz auswarf und fieng auf einmal 3000 Fische! — Dieß wandte ich dann an auf das Schicksal aller derer, die die Welt verlassen, um Jesu sich anzuschließen. Wie zerarbeiten sich die Menschen, um einmal ihr Netz recht zu füllen! Und wenn es ihnen auch glückt, so haben sie noch mehr Sorge, als vorher, das Erworbene zu erhalten und sicher anzulegen. Wie manche Nacht arbeiten sie vergeblich, und wie oft zerreißt das Netz, daß sie es wieder flicken müssen! Tritt man aber in die Nachfolge Jesu ein, wie gut hat man es da! Wie viele Sorgen fallen da hinweg: denn Er sorget für euch! Ja, was noch mehr ist: Er macht einem die Sorge für das Seelenheil zur wichtigsten, schenkt das Bürgerrecht der unsichtbaren Welt, und verleiht auch die Gnade, zum ewigen Wohl seiner Brüder etwas beizutragen!"

Am Schlusse schreibt Barth:

„Liebe Brüder! Wir müssen es an uns und in den Ereignissen der Zeit sehen und erfahren, daß die letzte Stunde ist. An uns selbst besonders durch die Versuchung zur Trägheit, Schläfrigkeit und Erkaltung der Liebe. Wir wollen uns deßwegen recht oft zur Wachsamkeit gegenseitig ermuntern, und namentlich zu diesem Zweck uns durch Betrachtung der Zeit und ihrer Zeichen und der Weissagungen die feste Ueberzeugung zu verschaffen suchen, daß wir in diese letzte Zeit gefallen sind und die Zukunft des HErrn nahe ist. Dazu ermahnt auch Jesus, wenn gleich indirekter Weise, Matth. 24, 43.: „Das sollt ihr

aber wiſſen, wenn ein Hausvater wüßte, welche Stunde der Dieb kommen wollte" ꝛc. ꝛc. — Man ſoll ſich alſo Mühe geben, zu erfahren, in welcher φυλακῇ (Nachtwache) der Dieb kommen wird, d. h. der HErr, wenn auch die Stunde Seines Kommens unbekannt iſt." (Es folgen nun griechiſch Vers 45. 46.) „Welcher iſt aber nun der treue und kluge Knecht ꝛc.? — Es wird alſo auch von uns, wenn wir kluge und treue Knechte ſein wollen, verlangt, daß wir zur rechten Zeit die Leute ermahnen über die Zukunft des HErrn, und ihre Nähe bezeugen. — Anders kann ich dieſe Verſe nicht verſtehen."

Etwa um die Adventszeit 1825 wurde dem einſamen Pfarrer in Möttlingen die Freude zu Theil, daß ſeine Mutter zu ihm in's Haus zog. Eine Schönbronner Schweſter erzählt, ſie ſei im Spätling jenes Jahrs als ein Kind mit ihrer Großmutter, der Wittwe Ehniß, einer Freundin von Barth's Mutter, nach Möttlingen gekommen, und bemerkt dann: „Hr. Pfarrers ſelige Mutter gieng mit uns in die Stunde. Wir giengen zur hintern Thüre des Pfarrhauſes hinaus. Da öffnete ſie das Thor am Kirchhof und ſprach: „Macht hoch das Thor, die Thür' macht weit: es kommt der HErr der Herrlichkeit! — Ach, Ehniſſin, was wird das ſein, wenn wir einmal zu den oberen Thoren eingehen dürfen! Was wird das für eine Freude ſein!"

Der Eintritt dieſer glaubensvollen Jüngerin in die Gemeinde mußte ſeinen Segen bringen. Sie wurde um ſo ſchneller einheimiſch, weil ſie ſich zu gemeinſamer Erbauung an einen Schweſternkreis anſchließen konnte, der noch von Machtholfs Zeit da war. Auf Barth's inneren Lebensgang übte die treue, liebreich ernſte Mutter, wie zuvor durch ihre Briefe, ſo nun am Abend ihres Lebens durch ihre perſönliche Gegenwart bedeutenden Einfluß. Ein Hausfreund erzählt, er habe je und je bemerkt, wie ein: „Bitte, bitte,

Christian!" das sie dem Sohne zurief, seinen Unwillen mäßigte, oder ein: „Aber, aber!" seinen Mund schloß, wenn er etwa im Scherzen zu weit gieng.

Wenige Monate nach ihrer Uebersiedelung traf sie der Schmerz, daß ihr Bruder, der geliebte Oheim Engelmann, unerwartet schnell starb. Als Barth mit ihr nach Stuttgart eilte, fanden sie ihn bereits entschlafen (9. Jan. 1826). Im Auftrag der Familie berichtete Barth die Trauerbotschaft an Vater Köllner in Basel mit diesen lieblichen Worten:

„Wir haben hier einen Besuch bekommen von Dem, der uns im Laufe einiger Jahre so fleißig heimgesucht hat, und bei allen räthselhaften Umständen seiner dießmaligen Erscheinung haben wir ihn doch durch seine Hülle hindurch und durch den Flor unserer Thränen erkannt, und gesehen, daß es Niemand anders war, als der, welcher uns je und je geliebet hat und aus lauter Barmherzigkeit. Eines da, das Andere dort zieht zur ewigen Heimat fort. Denken Sie, unser lieber, treuer Vater Engelmann ist daheim! — Alles, was ich noch weiter hinzusetzen kann, mag nur dazu dienen, Ihnen den Schmerz auszudrücken, der uns getroffen hat, und das Erbarmen, welches den Seligen heimtrug. — Seit vierzehn Tagen lag der Selige an dem Anfall eines Catarrhfiebers darnieder, jedoch ohne Zeichen der Gefahr, so daß am letzten Abend noch der Arzt durchaus nicht bedenklich war. Freilich suchte er immer die Stille, und wollte darin weder durch die Besuche seiner Kinder noch seiner Enkel u. s. w. sich unterbrechen lassen, welche ihm in andern Krankheiten so erwünscht waren. Er schien recht gut zu wissen, daß dieß sein letztes Lager sei, und der HErr gönnte ihm die stille, schmerzlose Ruhe, um sein Herz nach und nach von allen, zum Theil so zarten und festen, Banden loszumachen, die ein vieljähriger Pilgerlauf geknüpft hatte. Dieß wurde ihm dadurch sehr erleichtert, daß die Seinigen sein baldiges Ende nicht vermutheten und ihm Zeit ließen, sich zum Abzug zu rüsten.

Gestern früh um sechs Uhr trat eine Lungenlähmung ein, und so schloß sich nach und nach an der Pilgerhütte eine Thüre um die andere. Das Gehör blieb am längsten offen. Um 9 Uhr schlummerte er sanft und unbemerkt hinüber. Des Todes Bitterkeit hat ihm der Heiland freundlich erspart. — Möge Er uns stärken unter dieser schweren Probe, die Lektion zu lernen, die Er uns aufgegeben hat."

Am gleichen Tage, wie Engelmann, gieng in Stuttgart noch ein anderer Bruder, Schullehrer Schweizerbarth, ein wirksames Glied der Gemeinschaft, in seine Ruhe ein. Da seine Gattin eine vertraute Freundin von Barth's Mutter war, so berührte sie auch dieser Todesfall sehr nahe. Im Blick auf diese beiden Heimgänge rief Barth in einem seiner Briefe aus:

„Wie ist die Ruh' so groß
In Jesu Arm und Schooß;
Die Liebe führ' uns gleiche Bahn,
So tief hinab, so hoch hinan!"

Für die Mutter wurde durch den Tod des geliebten Bruders wieder ein Band in der alten Heimat gelöst und die Uebersiedelung nach Möttlingen vollends erleichtert. Ihr Haus in Stuttgart verkaufte sie, und ihre Tochter Beate blieb nun auch bei ihr in Möttlingen. Nach ihrem Wunsche nahm Barth in der Folge auch seinen Bruder Gottlob, den Buchbinder, zu sich in's Pfarrhaus und verschaffte ihm Arbeit von Stuttgart und Calw, später auch durch seine eigenen Bücher. Auf diese Weise war nun für einige Zeit, so lange Gottlob unverheirathet blieb, die ganze Familie Barth im Möttlinger Pfarrhaus vereinigt.

Für die thätige Liebe der Mutter, wie der Schwester, fand sich in der Gemeinde bald ein besonderer Anlaß zur Wirksamkeit. Ein Scharlachfieber, das unter den Kindern

in Möttlingen einriß, gab ihnen Gelegenheit, Diakonissendienste zu leisten. Sie ertheilten strenge Anordnungen zu sorgfältiger Pflege, und waren darauf bedacht, daß die Kleinen ja nicht zu bald das Bett verließen. Wer ihnen folgte, befand sich wohl dabei; denn da war Rath und That beisammen. Nur Einige, die wider ihre Anordnung das Bett zu früh verlassen hatten, starben. So berichtet ein noch lebender Bruder in Möttlingen, der damals auch zu den scharlachfieberkranken Kindern gehörte und die gute Pflege der Mutter Barth in dankbarem Andenken bewahrt hat.

5. Thätigkeit für das Reich Gottes.

Im Ganzen war Barth in den ersten Möttlinger Jahren mehr darauf bedacht, an Ort und Stelle fest einzuwurzeln und seine Kräfte für das ihm befohlene Pfarramt zusammenzuhalten. Aber während er sich der Gemeinde nach ihren Bedürfnissen unabläßig widmete, konnte er sich doch auf ihren engen Kreis nicht ganz beschränken. Er glaubte auch andern Kreisen etwas schuldig zu sein. Das große Bedürfniß einer im Schooß des Argen liegenden Welt, das ihm klar vor Augen lag, die mächtigen Regungen des Geistes Jesu Christi, der in ihm wirkte, die Liebe zum HErrn und zu allen durch sein Blut erkauften Seelen, Alles zusammen ließ ihn nicht ruhen, bis er Mittel und Wege fand, auf dem ihm angewiesenen Posten für das Reich Jesu Christi auch in weiterem Umfang wirksam zu werden. Der Reichsblick war ihm längst geöffnet, und auf seinen Reisen hatte er so viele ermuthigende Vorbilder getroffen, daß er wußte, was man thun könnte, wenn man nur wollte. Das sollte nicht vergebens sein.

Zuerst fieng er an, Traktate zu verbreiten, für die es in dem nahen Schwarzwald viel Raum gab. Er bezog sie von

einem weithin thätigen Vereine in Hamburg. „Sechzehn kurze Reden", „Christus, die einzige Zuflucht vor dem zukünftigen Zorn", „Für Alle, die selig werden wollen", und viele andere treffliche Schriftchen verbreitete er, und hatte dabei seine Vermittler, von denen wir Scholder in Nagold und Wagner in Pforzheim schon genannt haben. Als einmal die Kanäle eröffnet und im Gange waren, fanden sich mit der Zeit immer neue Abnehmer und Verbreiter, die sich entweder an ihn selbst, oder später an seinen Agenten Federhaff in Calw wendeten. Er aber sorgte für allerlei gute Waare und begnügte sich bald nicht mehr damit, Traktate von andern Orten her zu beziehen, sondern gab auch selbst welche heraus.

Vor Allem lag es ihm am Herzen, ein lebendiges Interesse für die evangelische Mission zu erwecken, die damals noch gar wenige Freunde zählte und unter dem Volke fast noch unbekannt war. In Möttlingen selbst fand er einen Boden, der für die Mission bisher nicht ganz brach gelegen war. Denn die Gemeinschaftsglieder sammelten für diese heilige Sache schon Beiträge, ehe Barth zu ihnen kam. Dennoch wußten Viele nicht recht, was Mission sei. Er fieng daher so bald als möglich an, Missionsstunden zu halten, regelmäßig alle vierzehn Tage am Sonntag Abend. Ein entschiedenes Interesse wurde erweckt und viele Gaben flossen. Auch hatte diese Opferwilligkeit einen solchen Bestand, daß Barth oft sagte: „Wenn ihr Möttlinger in Allem so wäret, wie im Geben, so stünde es gut um euch!" — Die Liebe zur Sache wurde auch dadurch rege erhalten, daß bald viele Missionszöglinge auf Besuch zu ihm kamen und etwa eine Bibelstunde hielten; denn daran hatte Barth seine herzliche Freude, wenn er einen gereifteren Zögling auf die Kanzel bringen konnte.

Im Juli 1825 erweckte er zuerst den Gedanken eines Bezirksmissionsvereins in Calw, indem er sich an Dekan Fischer wendete, der auf diese Idee recht gerne eingieng, wie er denn überhaupt dem jungen Pfarrer in Möttlingen mit viel Hochachtung und Liebe entgegenkam. Von Beiden wurde der alte Federhaff mit in das Interesse gezogen. Man begann damit, Mittheilungen über die Missionssache, namentlich das Basler Magazin, bei den Geistlichen des Bezirks in Umlauf zu setzen, um durch diese auch bei den Gemeinden Theilnahme zu wecken. Da der Dekan so bereitwillig mithalf, so gieng es bald vorwärts, und ehe ein Jahr verstrich, wurde schon der erste Bericht abgelegt. Auf die schwachen Anfänge wurde von dem HErrn ein außerordentlicher Segen gelegt; denn aus denselben erwuchs mit der Zeit der blühendste und fruchtbarste Verein des ganzen Landes, ein Centralpunkt für die Missionsthätigkeit und ein Vorbild, das später allgemeine Nacheiferung weckte.

Gegen den Herbst 1825 und bis in's nächste Jahr hielt sich in Möttlingen ein jüdischer Jüngling, Namens Jonas Gumperz, auf, der christlichen Unterricht suchte. Er wohnte bei Lauxmann und hatte daher mit den Brüdern in Möttlingen täglichen Umgang.*) Wie er in die Gemeinde kam, wissen wir nicht; genug, Barth unterzog sich nach seiner herzlichen Liebe für Israel mit Freuden der Arbeit, ihn mehrere Monate lang im christlichen Glauben zu unterweisen. Der Erfolg war so gesegnet, daß er ihn am 7. Mai 1826 mit Erlaubniß der Oberbehörde in der Kirche zu Möttlingen in der heiligen Taufe dem Heiland übergeben durfte. Tauf-

*) Ein mit ihm herzlich verbundener Freund sagt: Er war ein eifriger Beter, und heute noch habe ich die Eindrücke davon, wie er oft mit Gott im Gebet gerungen hat. Er arbeitete während seines Möttlinger Aufenthalts auf einem Strumpfweberstuhl.

pathen waren: J. Lauxmann, Chr. Stroh und J. L. Federhaff; der Täufling erhielt deßhalb die Namen: Christian Ludwig Immanuel. Barth predigte vor der Taufe über die Worte: Jesaia 65, 13. Denkt man daran, wie viele scheinbar vergebliche Mühe sich Barth in Effringen gegeben, um Etwas für die Sache der Juden zu thun, so mag man leicht erachten, wie groß seine Freude gewesen sein mag, als er nun doch einmal eine Frucht aus Israel dem HErrn darbringen durfte. In der Gemeinde und ihrer Umgebung mußte dieses Erlebniß mitwirken, um Jedem zu zeigen, wie ernstlich es dem Möttlinger Pfarrer um die Missionssache zu thun sei.

Eine andere wichtige Reich-Gottes-Arbeit, die Barth schon Jahrelang auf dem Herzen trug, betraf die Rettung armer, verwahrloster Kinder. Das Saatkorn hatte er in Beuggen gefunden; aber den Boden dafür suchte er noch. Auch für diese Sache wußte er seinen Dekan zu gewinnen. Am 4. Nov. 1825 wurde bei demselben eine Konferenz gehalten und ein Verein zur Rettung verwahrloster Kinder gestiftet. Acht Tage darauf schrieb der Dekan an ihn:

„Ich habe im Vertrauen auf Gott den Vorschlag gemacht und vorgelegt, doch bei allem Bewußtsein redlicher Absicht verbindet sich mit meinem Glauben die Resignation, die das Gelingen oder Mißlingen Seiner weisen Entscheidung überläßt."

Barth gieng in seinem Glauben ein gutes Stück weiter, aber er mußte noch mehrere Monate warten, bis auch nur die ersten entscheidenden Schritte geschahen. Seine Möttlinger giengen mit gutem Beispiel voran, anderwärts aber wollten die Mittel nicht in gleichem Verhältnisse fließen. Es hieß daher nach Verfluß von sechs Monaten, die zugesagten Beiträge würden für eine besondere Anstalt nicht reichen, man könnte vielleicht die Kinder in die bereits entstan-

dene Anstalt nach Tuttlingen bringen und von den Beiträgen dort unterhalten. Aber das war Barth's Meinung nicht: eine eigene Anstalt wünschte er auf dem Schwarzwald zu sehen. Und zu dieser sollte es auch in demselben Jahre noch kommen. Dafür hatte der HErr gesorgt, indem Er 1826 den würdigen Handel mit seiner für die Haushaltung ganz besonders ausgerüsteten Gattin als Pfarrer nach Stammheim kommen ließ. Als Handels von Basel dahin abreisten, sagte ihnen der sel. Inspektor Zeller gleichsam prophetisch: „Nehmet euch jetzt der armen Kinder an!" Das zu thun war ihnen Herzenssache, und der HErr fügte es so, daß sie hernach gegen dreißig Jahre lang miteinander väterliche und mütterliche Liebe an den armen Kindern der Anstalt in Stammheim ausüben durften. Denn hier war der Ort, wo es in demselben Jahre noch gelang, eine eigene Anstalt zu gründen. Zwölf verwahrloste Kinder wurden an Weihnachten 1826 zunächst in einem Miethlokale in Stammheim untergebracht.

Das Nähere über diese Geschichte findet sich in einer kürzlich erschienenen, interessanten und reichhaltigen Schrift,*) auf die wir der Kürze wegen hinweisen. Wer Barth als Kinder- und Armenfreund kennen zu lernen wünscht, dem empfehlen wir dieses Büchlein mit herzlicher Freude. Möge dasselbe dazu mitwirken, daß die Flamme der Liebe, die der HErr in ihn legte, unter uns nicht verlösche.

Eines, was Barth in jener Zeit zum Besten der Anstalt that, können wir nicht unerwähnt lassen, weil es vielleicht noch jetzt für Manchen ermuthigend sein mag, und zugleich für seine Handlungsweise sehr charakteristisch ist. Wir meinen die Abfassung des „Bärenbüchleins." Die Anstalt

*) „Ein Kinderfreund". Dr. Chr. G. Barth in seiner Stellung zu der von ihm mitbegründeten Kinderrettungsanstalt in Stammheim. Calw, in der Vereinsbuchhandlung. 1865.

war schon begonnen, aber es fehlte noch an einem eigenen Hause. Ehe man sich entschloß, ein solches zu kaufen oder zu bauen, bedurfte es begreiflicher Weise eines neuen Anlaufes. Die Theilnahme mußte erst in hohem Grad wachsen, bis man diesen Schritt wagte. Da ließ Barth ein kleines Büchlein, nur vier Halboktav-Blättchen, ausgehen, auf dessen Umschlag der Prophet Elisa mit ausgerecktem Arm zu sehen ist, vor ihm die zwei Bären, welche die spottenden Knaben in Bethel zerreißen. In sehr einfachen Versen wird die biblische Geschichte erzählt. Dann heißt es: „—Ohne Zweifel sind diese Kinder verwahrloste gewesen, die entweder keine Eltern mehr hatten, oder von denselben versäumt, oder schlecht erzogen wurden. Hätte es nun in Bethel eine Rettungs-Anstalt für verwahrloste Kinder gegeben, wie wir in Düsselthal, Beuggen, Winnenden, Tuttlingen, Erfurt u. s. w. haben, so hätten diese unglücklichen Kinder darin erzogen werden können, und wären nicht von den Bären zerrissen worden. Zwar Prophetenschulen gab's damals in Bethel und Jericho; aber an die rechte Erziehung der 42 Kinder hatte man keine Sorge wenden wollen, just wie man in unserer Zeit lange für hohe Schulen und Akademieen sorgte, ehe man auf den Gedanken kam, den Tausenden von muthwilligen Kahlkopfschreiern unserer Zeit mit Samariter-Treue den Kopf zu waschen. Denn wenn auch, von wegen der großen Aufklärung, aus unsern Wäldern keine Bären mehr herauslaufen, so gibt es doch noch böse Thiere genug, welche die armen verlassenen Kinder innerlich und äußerlich zerrütten und zerreißen. Dank daher dem neu erwachten Sinne christlicher Liebe, der unter Anderem auch an die Versäumten in Bethel gedacht, und ihnen Hütten gebaut hat, in welchen sie vor dem rächenden Rachen der Bären gesichert sind! Dank der reichen Güte des Vaters, der sich auch über diese irren

Kinder aufgemacht, und aufgethan hat Seine Schätze, daß der Glaube sie nähren und lehren, und mehren kann die Zahl der Geretteten!"

Der Verfasser weist nun hin auf die Schaaren geretteter Kinder in den bereits bestehenden Anstalten, sagt was in Stammheim begonnen worden, hebt dann hervor, daß die Anstalt noch in beschränkten Räumen zur Miethe sei, und macht klar, daß der Erwerb oder der Bau eines eigenen Hauses ein wesentliches Bedürfniß sei. Hiefür bittet er um Aktien, und fährt dann fort: „Kein christlicher Sinn wird es uns verargen, wenn wir nach dem Worte Gottes glauben, daß kein Kapital sicherer steht, als ein auf solche Weise angelegtes, da das Reich Gottes nicht falliren kann, vielmehr noch in der Ewigkeit seine Gläubiger schadlos hält, dort, wo selbst das kalte Wasser zu den assecurirten Artikeln gehört."

Am Schlusse heißt es:

Wir suchten offne Herzen
Und haben sie gefunden;
Wir suchten eine Herberg',
Und haben sie gefunden.
Wir suchten einen Hirten,
Und haben ihn gefunden.
Wir suchten irre Schafe,
Und haben sie gefunden;
Und eine eig'ne Hütte,
Die sollten wir nicht finden?
O höret unsre Bitte,
Und reicht von nah und ferne
Uns eure Steine gerne!
Zum Bau in seinem Namen
Fügt sie der HErr zusammen!

Den 24. Mai 1827.

Unterzeichnet

Pfarrer M. Barth in Möttlingen.

Ihre Uebereinſtimmung bezeugten die übrigen Glieder der Comittee, Dekan Fiſcher und Helfer Andler, Pfarrer Seeger und Handel, Rathſchreiber Widmann und Kaufmann Hopfer, Kaſſier.

So gieng das „Bärenbüchlein“ aus. „Manchem kam die Wahl des Bildes wunderlich vor, doch hat es ſeine Miſſion erfüllt und der Anſtalt nicht blos einmalige Beiträge, ſondern bleibende Theilnehmer erweckt.“ So äußert ſich einer der mit unterzeichneten Freunde in der oben erwähnten Schrift über ſeinen Erfolg.

6. Theologiſche Forſchungen. Innere Kämpfe.

In Barth's Herzen gab es, wie wir ſchon oben erwähnten, in den erſten Möttlinger Jahren anhaltende Kämpfe. Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß dieſelben mit der Umgeſtaltung ſeiner theologiſchen Denkweiſe, die in die gleiche Zeit fällt, in genauem Zuſammenhang ſtanden. In dieſen Jahren war es nämlich, wo er zu jenen ſcharf ausgeprägten Glaubensüberzeugungen durchdrang, die ihm eigenthümlich waren, und ſich bis ans Ende ſeines Lebens gleichgeblieben ſind. Er ſtand zwar von Kindheit an auf dem feſten Fundament des Wortes Gottes und war, wie er je und je ſagte, in ſeinem ganzen Leben nie ungläubig geweſen. Aber in jener Zeit kam es bei ihm von dem Glauben zum Erkennen, und zwar unter Mitwirkung ſeines Freundes Oſiander, der ein Schriftforſcher wie wenige war. In Gemeinſchaft mit ihm nahm er, wie es ſcheint, eine vollſtändige Reviſion ſeiner theologiſchen Anſichten vor, um zu einer umfaſſenden, allein auf die heil. Schrift gegründeten und möglichſt ſyſtematiſchen Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Er ſah dabei wohl, daß er keine entſchiedenen Schritte in

dieser Richtung thun könne, ohne von der, auch unter den Gläubigen herrschenden, herkömmlichen Form der Lehre mehr oder weniger abzuweichen; aber es erschien ihm als Pflicht, den oben bezeichneten Weg zu verfolgen, was auch die Resultate sein möchten, zumal da er überzeugt war, daß bei dem strengen Festhalten am Worte Gottes die Geisteseinheit mit den Brüdern nie wirklich gestört werden könne, vielmehr befestigt werden müßte. Denn nur das Wort, aber das ganze Wort, das war sein Grundsatz. War ihm einmal Etwas klar und gewiß, so nahm er auch keinen Anstand, es auszusprechen, wo es am Orte war. In einem Aufsatz, der in jene Zeit zu gehören scheint, sagt er: „Ich bin — überzeugt, daß ein Christ, und namentlich ein christlicher Theolog, wenn ihm Gott einmal durch Seinen Geist das Herz geöffnet hat, zu glauben Allem, was geschrieben steht, und hat ihn zu seinem Sohne gezogen, auch die Pflicht auf sich habe, die geglaubte Wahrheit verstehen zu lernen, und den Sinn der Geheimnisse der heil. Schrift zu erforschen, somit diejenige Ansicht derselben fest zu halten, welche seiner durch den heiligen Geist erleuchteten und mit einem himmlischen Maßstab für himmlische Dinge ausgerüsteten Vernunft zusagt. Wenn es dabei auffallend scheinen könnte, daß unter Denen, welche sich derselben göttlichen Gabe bewußt sind, doch in der Auffassung einzelner Wahrheiten so viel Verschiedenheit hervortritt, so ist das kein Beweis gegen den hohen Werth oder den göttlichen Ursprung, oder gegen die Sicherheit dieser Erleuchtung durch den Geist, sondern es zeugt nur davon, einmal, daß die Wirkung des heil. Geistes die Individualität des Menschen nicht aufhebt, daß auch der wiedergeborene Mensch noch ein sündiger Mensch ist, und seine Verkehrtheit ihm bei der Erforschung der Wahrheit immer noch in den Weg tritt, und dann, daß es eben von

dem Willen Gottes abhängt, wie viel Er dem Einzelnen von der Wahrheit offenbaren will. Es wäre aber eine ſonderbare Beſcheidenheit, wenn Einer, der da glaubt, durch die Gnade Gottes eine Einſicht erlangt zu haben, welche Andern noch verſchloſſen zu ſein ſcheint, dieſe bei ſich ſelbſt verſchließen wollte, beſorgend, er möchte der Anmaßung bezüchtigt werden; es wäre auch eine ſonderbare Furcht, Nichts annehmen oder ausſprechen zu wollen, was von der in der Kirche lange Zeit accredirten Anſicht abweiche. Anſichten ſind etwas Menſchliches, und Menſchen können irren. Nur die heilige Schrift enthält keine Anſichten, ſondern Wahrheiten. Sofort kann auch nicht die Frage davon ſein, ob dieß oder das, was die heiligen Schriftſteller behaupten, wahr ſei, ſondern nur, in welchem Sinn es zu nehmen ſei, um mit der analogia fidei und mit dem innern Criterium des Geiſtes zu harmoniren. Was aber Menſchen, auch die frömmſten und verſtändigſten, über die Wahrheit geſagt haben, das kann der, der für die Wahrheit ſelber ein reines und ernſtliches Intereſſe hat, unmöglich ungeprüft hinnehmen, und wird es um ſo weniger für unmöglich halten, daß ſie geirrt haben können, wenn er bedenkt, daß auch die Erkenntniß der Wahrheit zu dem Guten gehört, das wachſen und reif werden muß. Matth. 13, 30."

Die Forſchungen der beiden Freunde verbreiteten ſich über das ganze Neue Teſtament, wie über das Alte, und griffen in die wichtigſten Lehrpunkte ein. Wir nennen z. B. die Lehren von der Sünde, namentlich auch der Erbſünde, vom geiſtlichen Tode, vom freien Willen des Menſchen, von der Gnadenwahl, von der Bedeutung des Todes und der Auferſtehung Jeſu und von dem Verhältniß Beider, vom Hoheprieſterthum Chriſti im Himmel, von der Gerechtigkeit durch den Glauben, von der realen Kraft des Blutes Jeſu

Christi und andere namentlich auch ins eschatologische Gebiet einschlagende Lehren. In allen diesen Beziehungen suchten sie in den eigentlichen Sinn der Schriftworte möglichst voraussetzungslos einzudringen, nahmen, was sie fanden, als unzweifelhafte Wahrheit, bauten weiter darauf, und wollten so zu einer ganzen systematischen Erkenntniß gelangen. Ob dabei nicht mitunter einmal, ohne daß sie es wollten, etwas mit einfloß, was über das geoffenbarte Wort hinausgieng, das müssen wir dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls konnte es nicht fehlen, daß die Resultate ihrer Forschungen, die sie im Kreise der Brüder offen aussprachen, manchfaches Bedenken, Anstoß und Widerspruch hervorriefen, da sie die Autorität der kirchlichen Lehre an und für sich selbst nicht anerkannten; auch kamen zuweilen Mißverständnisse dazu, die sich nicht so leicht beseitigen ließen. Auf das Einzelne einzugehen, scheint hier nicht der Ort zu sein. Der Verfasser dieser Schrift kann sich jedoch nicht enthalten offen zu sagen, daß er das Wesentliche ihrer Auffassung der Wahrheit für schriftgemäß hält.

Es waren nicht diese Differenzen, welche bei Barth einen lange anhaltenden inneren Kampf hervorriefen, vielmehr war es ohne Zweifel die Majestät der Wahrheit selbst, welche ihm bei seinen Schriftforschungen je länger je heller entgegen strahlte, und ihm über den Zustand seines Herzens beugende und beschämende Blicke eröffnete. Hiezu mochte mitwirken der tägliche Umgang mit einem Manne, wie Osiander, in welchem das Wort Gottes zu Geist und Leben geworden war und der stets den Eindruck eines geheiligten Menschen gab, auch das Vorbild vieler andern Brüder, das ihm oft wieder vor die Seele trat, am meisten aber das Bild des HErrn selbst, in dessen Wort er einzudringen bemüht war. Ueberdieß waren in ihm gleichsam zwei Pole auf

wunderbare Weise vereinigt. Auf der einen Seite wirkte in ihm der Trieb nach Erforschung der Wahrheit, auf der andern Seite der mächtige Drang der Liebe, für das Reich Gottes thätig zu werden, wozu er eine vorzügliche Gabe empfangen hatte. Er war bei allem ihm eigenen Scharfsinn eine durch und durch praktische Natur. Stets fragte er nach dem, was zu thun sei, und immer fand er neue Aufgaben für die thätige Liebe. Eben dadurch bewahrte ihn der HErr, daß er sich nicht in unfruchtbare Theorieen verirrte, eine Versuchung, in die er sonst bei seiner bedeutenden Begabung für die Spekulation wohl hätte gerathen können. Nach beiden Seiten stand ein Ideal vor seiner Seele, das er nie aus den Augen verlor, und nach dessen Verwirklichung er mit brennender Sehnsucht verlangte, ohne es doch je an sich verwirklicht zu sehen. Vielmehr fühlte er sich oft wie mit eisernen Ketten gebunden, unfähig das Ziel, das er vor sich sah, zu erreichen. Daher seine Klagen gegen vertraute Brüder, z. B.: „Bei mir ist Alles noch in crisi und bin wie ein Käuzlein unter den verstörten Städten. Nicht daß mir's der Heiland an irgend einem Gute fehlen ließe, aber meine Faulheit und mein Eigensinn verbittern mir alle Seine Gaben. Und insofern auch die Offenbarung des Bösen, das in mir ist, von Gott abhängt, muß ich freilich sagen: die demüthigende Hand Gottes liegt schwer auf mir. Doch habe ich, Ihm sei Preis dafür, immer noch die zuversichtliche Hoffnung nicht verloren, daß Er es bei mir in's Reine bringen und meiner Noth abhelfen wird, ob es gleich durch vieles Fallen und Aufstehen hindurch geht. Am Ostertag schenkte Er mir beim Genuß Seines heiligen Leibes und Blutes wiederum eine fühlbare Erquickung und Freudigkeit; aber sie hielt nur acht Tage an. Wann wird doch einmal Sein Licht recht in mir aufgehen und scheinen von einem

Ende meines Herzens bis zum andern. Helfet mir dazu durch euer Gebet. Ich bin in der letzten Zeit in der Fürbitte für euch ein großer Schuldner geblieben, weil ich auch für mich selbst zu bitten zu träg war. Lasset mich das nicht entgelten, auch darin soll es von meiner Seite mit der Hilfe des HErrn besser werden." (12. Apr. 1826.) Ein anderesmal: „Wenn ich bedenke, wie viele Gnade ich genossen und genieße, sowohl was die Erkenntniß der Wahrheit, als andere geistliche und zeitliche Vortheile betrifft, und wie ich so undankbar, träg und widerspenstig bin, so ist's mir ein Räthsel, dessen Lösung ich nur in dem ewigen Rathschluß der freien Liebe Gottes finde, daß Er mich, den Elendesten, auserwählt hat in Seinem Sohn zur Erkenntniß der Wahrheit und zum ewigen Leben. Wann wird es einmal so weit kommen, daß Ihn mein Leben preist für Sein unendliches Erbarmen! Wann wird Jesu Blut, das in Geist verklärte, mein Herz waschen von seiner Unreinigkeit? O wie sehr fühle ich es, daß Er eine wesentliche, reale Reinigung mit mir vornehmen muß, wenn mir soll geholfen werden!" (15. Aug. 1826.) Gerade damals war auch sein Blick sehr getrübt durch die große Verwilderung unter den ledigen Leuten, während er doch außer der Predigt so wenig Mittel sah, auf sie zu wirken. Ueber die angefaßten Töchter aus dem Filial, die er früher erwähnt, wurde er eben damals schmerzlich enttäuscht.

Bei allen diesen Kämpfen offenbarte sich ihm doch auch „die Hand des Erretters", wie er dieß in einem seiner Gedichte aus dieser Zeit in ergreifenden Bildern beschreibt*):

„Und siehe, da steigt aus heiteren Höh'n
Vom jammernden Herzen ungeseh'n
Ein Retter herab, in der mächtigen Hand
Die goldenen Schlüssel, zu öffnen das Band,

*) Christliche Gedichte. S. 214.

Das den Armen ſchmerzlich gebunden.
Nun ſchwingt er ſich fröhlich zum Lichte hinan,
Nun ſchwebet er frei auf ätheriſcher Bahn,
Und geheilt ſind die blutigen Wunden."

Am 16. Jan. 1827 ſchreibt er:

„Von meinem Gang kann ich zum Preis des HErrn ſagen, daß ich ſeit einiger Zeit etwas ruhiger geworden bin; aber ich darf nicht zu laut ſein, weil der Feind immer vor der Thüre ſteht, und wenn auch mein Herz mich nicht verdammt, ſo iſt doch Gott größer als mein Herz und erkennet alle Dinge. Freudigkeit zu ihm fehlt mir noch. Der mir aber den Sohn gegeben, warum ſollte Er mir mit Ihm nicht Alles ſchenken? Darum hoffe und harre ich von einer Nachtwache zur andern, bis Sein Licht heller aufgeht in meinem Herzen, und Seine Freundlichkeit in vollem Glanze mir entgegen ſtrahlt. Betet für mich!

7. Polemik und Irenik.

In der Mitte der zwanziger Jahre erſchien in Nürnberg das „Homiletiſch-liturgiſche Correſpondenzblatt", in Verbindung mit Andern herausgegeben von Pfarrer Brandt in Roth, eine Zeitſchrift, die manchem unſerer älteren Theologen noch in guter Erinnerung iſt. Es war ein friſcher Geiſt in dem Blatte, aber weder die Homiletik noch die Liturgik war es, was die Leſer hauptſächlich freute, ſondern die furchtloſe Oppoſition gegen den Zeitgeiſt. Denn während in den meiſten theologiſchen Zeitſchriften ein kalter rationaliſtiſcher Nordwind wehte, der alles, was den bibliſchen Glauben bekannte, feindſelig anblies, ſo daß die meiſten Bekenner der bibliſchen Wahrheit ſich wenigſtens feſt in den Mantel der Wiſſenſchaft einhüllen zu müſſen glaubten, ſo griffen es die Mitarbeiter dieſes Blattes viel einfacher an. Ohne gelehrten Apparat traten ſie dem Rieſen des Unglau-

bens keck und ſtark mit dem offenen Bekenntniß zum Worte Gottes entgegen, und machten damit auch Andern Muth, ſich vor dem Ungethüm des Rationalismus nicht zu fürchten. An dieſem Blatte arbeitete auch Barth mit, anonym unter der Chiffre C. Wir geben zuerſt eine Probe ſeiner Polemik gegen die Rationaliſten, die allein vernünftig ſein wollten:

„Wohlan denn, ihr Apologeten der Vernunft, ſtrecket euch, wir wollen uns meſſen. Beweiſet uns die Unvernünftigkeit einer einzigen bibliſchen Lehre, wenn ihr's im Stande ſeid, wir ſind bereit auf alle Einwürfe zu dienen; wir fürchten weder euer Reißzeug, noch euren reiſigen Zeug. Meinet ihr, wir glauben, ohne zu verſtehen, wenigſtens ohne das Begreifliche zu begreifen, und ohne von dem Uebrigen das zu begreifen, daß es unbegreiflich iſt? Meinet ihr, wir denken nicht auch? Wohl mehr als ihr. Meinet ihr, wir ſeien blind? Unſer Glaube hält die ſchärfſte chemiſche Prüfung aus: ſtellet ſie an! Auf naſſem oder trockenem Wege! Wir fürchten keine Analyſe. Thut euch hervor mit eurer Philoſophie, wenn ihr eine habt, die dieſen Namen verdient. Wir verſtehen auch etwas davon. Dann wollen wir aber auch hinter euren Glauben gehen, an welchem nach ſo vielen chirurgiſchen Amputationen nichts mehr übrig geblieben iſt, als die Lehre von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Dann wollen wir mit Hilfe der Philoſophie euch zeigen, daß die Lehre von der Unſterblichkeit ein Traum iſt, die Lehre von der Freiheit (was nämlich ihr darunter verſtehet) ein Unding, und euer Gott ein Gebilde, das von ſeinem Geſchöpf gemacht iſt. Somit wird es offenbar werden, daß ihr eigentlich Nichts mehr habet, und Rationalismus blos euphemiſtiſch noch für Nihilismus geſagt werden könne. Solches wollen wir nicht blos ſagen, ſondern auch thun."

So herausfordernd indeſſen Barth hier auftritt, weil er

da, wo es den Kampf wider den Unglauben galt, gerne und furchtlos in die Schranken trat, so war es ihm doch sonst nicht sowohl um das Niederreißen als um das Aufbauen zu thun; denn er war überzeugt, daß die Armseligkeit des sogenannten Denk-Glaubens bald offenbar werden müßte, wenn man nur einmal das Licht des Evangeliums recht auf den Leuchter setzte, zu leuchten Allen, die im Hause sind. Das Gehaltvollste, was er in jene Zeitschrift lieferte, war ein irenischer Artikel: Aphorismen über Zwiespalt und Einung der Glaubigen, die dort 1827, später (bei Steinkopf 1835) als ein besonderes Schriftchen erschienen. Er meinte, es sei vielleicht nicht unpassend, wenn in einem so polemischen Blatte auch etwas Irenisches stehe, zum Beweis, daß es den Herausgebern nicht blos um Streit, sondern auch um Liebe zu thun sei. „Denn" fügte er bei, „Liebe ist stark wie der Tod und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des HErrn: daß auch viel Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen." Mit der Liebe, wie mit der Wahrheit, war es ihm vollkommener Ernst, weil er wußte, daß jene auch starke Gegensätze des Gedankens zu versöhnen vermöge. Von Jugend auf, vollends auf seinen Reisen, war er mit wahren Christen der verschiedensten Denkart zusammen gekommen, und hatte doch die Einheit des Geistes zu bewahren vermocht durch das Band des Friedens. In der jüngsten Zeit aber hatte er in diesem Stücke eine besondere Probe bestanden, in der er noch begriffen war. So ruhig er dabei war, daß manche in Folge seiner neuesten Schriftforschungen bedenklich über ihn wurden, so war es ihm doch gerade jetzt ein Bedürfniß, sich und Andere darüber ins Klare zu setzen, wie die Gläubigen, auch bei abweichenden Ansichten in einzelnen Punkten, doch innerlich Eins seien und blei-

ben, und wie ſie es anzugreifen haben, um die Geiſtesgemeinſchaft zu bewahren und zu fördern. Dazu ſollten dieſe Aphorismen dienen, die neben ihrem friedlichen Inhalt durch einen reichen Bilderſchmuck, Anſpielungen, Analogieen und Gleichniſſe aus allen möglichen Gebieten des Wiſſens ſehr anziehend geſchrieben ſind. Wir rücken einige Auszüge ein, um unſere Leſer von ihrem reichen Inhalt wenigſtens etwas koſten zu laſſen, wobei wir leider der Kürze wegen die liebliche Einkleidung der Gedanken meiſt weglaſſen müſſen.

Gegen die Gefahr, einſeitig zu werden: „— Chriſtus muß immer mehr einem Jeden die Hauptſache werden, dann wird es auch die Liebe ſein. Und wer nach Schätzen der Erkenntniß ſtrebt, der ſuche ſie in Chriſto, denn in Ihm ſind verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. Er, als der Mittelpunkt alles Seins und Wiſſens für die Menſchen, hat auch allein den Schlüſſel dazu."

Von dem Gang der Wiedergeburt: „Je mehr gerade bei dieſer der Menſch ſich leidend verhält, um ſo mehr haben wir ihre beſondere Art und Weiſe bei jedem Einzelnen als eine beſondere Veranſtaltung Gottes zu betrachten, deſſen Wege bekanntlich nicht unſere Wege, und deſſen Gedanken Wolkengänger ſind, d. h. hoch und dunkel. Alle Erweckungen haben alſo Etwas miteinander gemein; alle haben auch etwas Eigenes für ſich. Gemeinſchaftlich iſt das, daß der König und der Bergmann, der Generalſuperintendent und der Generalfeldmarſchall, der Pfarrer und der Küſter ſich bekehren müſſen, wenn ſie wollen ſelig werden; ferner, daß dieſe Bekehrung bei einem Jeden beſtehen muß in der Kraft der Worte: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium!" endlich, daß der Glaube ein lebendiger ſein muß. Bei wem nun das nicht vorgegangen iſt, der iſt nicht bekehrt. Wohl aber kann bei Einem dieß, bei einem Andern Jenes

langſamer oder ſchneller, merklicher oder unmerklicher, ſchwerer oder leichter vorüber gegangen ſein. Früh reift der Kirſchen-, ſpät der Mandelbaum. Und wie der Kirſchkern ein bitterer iſt, ſo gibt's ja auch bittere Mandeln." —

„Wie Jeder die Wahrheit erkannt hat, darüber halte er, und bekenne ſich dazu und verhehle es nicht. Glaubt er, daß ſein Bruder auf einem Irrwege iſt, und er kann ihn in der Liebe davon überzeugen, ſo mag's gut ſein: wo nicht, ſo überlaſſe er ihn der Führung deſſen, der Alles am rechten Ende zu faſſen weiß. Aber was berechtigt ihn, ihm deßwegen die Liebe zu entziehen?" —

„Chriſtus für uns und in uns — wie viel unnöthigen Streits darüber! Als ob der Chriſtus für uns nicht auch für unſere Streitſucht geſtorben, und der Chriſtus in uns damit verherrlicht wäre, daß wir Ihn ſo äußerlich machen? Denn hier beſteht der Unterſchied mehr in Wortgezänke, als in Geiſt und Kraft. Wer an den Chriſtus für uns lebendig glaubt, der hat eben das, nur mit andern Worten, was Jener, der den inwendigen Chriſtus auch nur dadurch in ſich bekommen hat, weil Er für ihn geſtorben iſt." —

„Man muß unterſcheiden zwiſchen Lehren und Glauben; oder zwiſchen Lehren und Thun. Der Schluß von der Lehre auf die Beſchaffenheit der Partei iſt nicht immer richtig. — Ebenſo nothwendig iſt der Unterſchied zwiſchen dem Lehrer und ſeinen Anhängern. — Es iſt eine durchgängige Erfahrung, daß die Menſchen bald beſſer, bald ſchlechter ſind als ihr Syſtem, bald höher, bald tiefer fallen als ſeine Kreiſe gehen."

„Das Sectenweſen hat die Kirche vor dem Einſchlafen und Sterben bewahrt. Zu einer Zeit und in einem Lande, wo man von religiöſen Parteien und Gährungen

Nichts hört, wo es so grabesartig ist, wie es z. B. im Mittelalter lange war, da liegt die Kirche gewiß in den letzten Zügen. Wie manche Stadt des Alterthums verdankte ihre Erhaltung der Hilfe ihrer Colonieen, die von ihr ausgegangen waren! Es ist daher eine Wohlthat von Gott, und zum Heil der Kirche versehen, daß Er so viele Typologien und Methodologien zugelassen hat, um die verschiedenen geistlichen Charaktere in ihre passenden Fächer zu bringen, wo sie Früchte tragen, die der Kirche selbst zu gute kommen. Und ob sich wohl immer eine an der andern reibt, so gibt doch eben das — Feuer. Durch den Blick auf die Mängel und Unvollkommenheiten der Andern wird ein Jeder veranlaßt, sich selbst um so bestimmter zu arrondiren, und seiner Sache gewiß zu werden. Zugleich ist es eine laute Donnerwolke von Zeugen für die Eine und ewige Wahrheit, daß das Menschenherz nur Ruhe findet bei dem Fürsten des Friedens. Denn darüber ist das Zeugniß aller Gläubigen von allen Farben und Uniformen so einstimmig, wie nach der Sage die Uebersetzung der 70 Alexandriner. Und wie etwa der Unternehmer eines großen Werkes die Artikel an verschiedene Gelehrte zur Bearbeitung austheilt; so hat der große Typograph der christlichen Encyklopädie einer Schule diese, einer andern jene Aufgabe nicht ausschließlich, aber vorzugsweise zu lösen gegeben, damit auch jede einzelne Wahrheit oder jede einzelne Ansicht der allgemeinen Wahrheit in ihrer ganzen Stärke und Helle erscheine und der weise Eklectiker die in der Hitze der Prüfungen gereiften Früchte aus dem Garten Gottes pflücken möge."

„Wie die Gaben verschieden sind, so sind auch die Aemter verschieden; und wie ganze geistliche Corporationen, so beruft der Herr auch einzelne Individuen, um durch sie ein Geschäft unter den Menschen auszurichten. Diese sind

dann meiſtens von ihrem großen Problem ſo erfüllt, daß ſie für Alles Andere wenig Aug und Ohr haben. Darum war den Reformatoren der Sinn für das Schauen in die Zukunft ſo verſchloſſen: denn ihr Amt war nicht, zu prophezeien, ſondern zu bauen an den Weinbergen, welche die kleinen und großen Füchſe verderbt hatten. (Vergleiche Bengel und Zinzendorf.) — Scheint es doch, als ob ein Menſchenherz zu klein wäre, um alle Geheimniſſe des Evangeliums, jedes in ſeinem ganzen Umfange, zu faſſen, ſo daß auch dadurch, wie durch die Vertheilung der Gaben, Anweiſung gegeben wäre zu gemeinſchaftlicher Handreichung und Erbauung in den Gemeinen."

„Je mehr eine Lehre oder eine Congregation von der allgemeinen brüderlichen Liebe hat, ohne auf der andern Seite ihrer Ueberzeugung etwas zu vergeben, deſto vollkommener iſt ſie. Eine Gemeinſchaft, die gar keine Liebe hätte, könnte zwar auf Chriſtum gegründet *ſcheinen*; aber ſie iſt es nicht, nicht auf den Lebendigen."

Ueber den *Separatismus*: „Manchen ſcheint es entſchieden, daß die, welche ſich von aller kirchlichen Gemeinſchaft ausſondern, nicht mehr für gläubige und lebendige Mitglieder der Kirche angeſehen werden können. Nicht einem Jeden iſt es gegeben, zu glauben, daß auch ungeſehen unter den großen Waſſern, die chaotiſch über der Kirche ſchweben, die Ketten fortgehen, welche Ausgetretene und Gebliebene in Geiſt und Kraft zuſammenbinden. Doch ſcheint es, wo von keiner desertio malitiosa die Rede iſt, das Rathſamſte, einen Separatfrieden mit dieſen ſeparaten Leuten zu ſchließen, und den Riß mit Liebe auszufüllen, daß er nicht größer werde."

„*Die Nothwendigkeit der Trennung* zwiſchen denen, die glauben, und denen die nicht glauben. „„An

ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.““ Ein lebendiger Glaube kann unmöglich ohne Früchte ſein. Aber nicht alle Früchte wachſen auf gleiche Art. — Welche Verſchiedenheit herrſcht zwiſchen den Glaubensbekenntniſſen der Herrnhuter, der Methodiſten, der Baptiſten, der Quäker, und doch hat Gott Aller Arbeit, namentlich unter den Heiden, wunderbar geſegnet. Denn ſie ſind in der Hauptſache Eins. So ſehr wir daher alles Andere aufs Spiel ſetzen, in dieſer Hauptſache weichen wir keinen Finger breit, und wollen uns verwahrt haben vor dem indifferentiſtiſchen Geſchrei des Toleranzſyſtems, das jedem Heiden ein Haus in den Himmel baut, wenn er nur honett gelebt hat. Wir beharren daher mit dem engherzigſten Eigenſinn auf der Wahrheit: „es iſt in keinem andern Heil, iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darinnen ſie ſollen ſelig werden, denn allein der Name Jeſu.“ — Wir wollen nicht unberufene Friedensſtifter ſein in einem Reiche, deſſen Stifter gekommen iſt, das Schwert zu bringen; wollen auch den Grenz- und Markſtein nicht umſtoßen, der den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit iſt. — Ohne Trennung iſt keine Vereinigung möglich. Als ſich die chriſtliche Kirche vereinigte, ſo wurde ſie eben dadurch von den Juden und Heiden geſchieden. Indem eine Geſellſchaft poſitiv beſtimmt, *was ſie iſt*, drückt ſie negativ das aus, was ſie nicht ſein will, und wovon ſie ſich alſo ſondert. Wenn ich daher feſt ſtellen will, was allen Gläubigen als gemeinſchaftlicher Vereinigungspunkt und Kennzeichen dienen ſoll, ſo muß ich ebendamit alle Andern von dieſer Verbindung ausſchließen, welche dieſes Kennzeichen nicht tragen, oder es gar verwerfen. Davor darf man aber nicht ſcheu zurücktreten, es iſt eine Grundlehre des Evangeliums, daß Trennung ſtatt finden müſſe, zwiſchen denen, die glauben,

und denen, die nicht glauben. Wir können auch diese lieben, und sollen sie lieben, aber natürlich nicht als Brüder in Christo. — Wo der Engel der Liebe, der segnend durch die Länder schreitet, eine Thüre findet, die mit Blut gezeichnet ist, da kehrt er freundlich ein und erneuert den ewigen Bund." —

„Ich verstehe unter Liebe nicht jene Toleranz, da man die Andern auch so mit fort kommen läßt, während man doch im Herzen auf sie als Irrende herab sieht; sondern Liebe besteht nur bei jener demüthigen Gesinnung, die Jeden höher achtet als sich selbst, indem sie den einfältigen Grund der Liebe zu Jesus Christus wahrnimmt."

Dieß mag hinreichend sein, um den Standpunkt zu bezeichnen, der es Barth möglich machte, mit Brüdern in Christo von allen Parteien in der herzlichsten Liebesverbindung zu stehen, ungeachtet er für seine Person in der christlichen Lehre „fest begründete und scharf abgegrenzte Ueberzeugungen hatte".

8. Auf dem Basler Fest und zu Hause.

Bekanntlich gieng Barth alle Jahre auf's Fest nach Basel und Beuggen, so auch im Jahre 1827, an welchem wir stehen. Freund Osiander versah indessen seine Stelle in Möttlingen. Vor einer solchen Reise gab es allemal viel wegzuräumen, und bis zur Rückkehr häufte sich wieder doppelte Arbeit an. Aber Barth war froh, wenn er diese Erfrischungszeit, die köstlichste im ganzen Jahre, irgend wie herausschlagen konnte, ob es auch viel Müh' und Arbeit kostete. Die Reise selbst war anstrengend genug, denn er machte sie damals in der Regel zu Fuße: zur Postfahrt reichte das Geld nicht, und an Eisenbahnen war noch nicht von ferne zu denken.

Dießmal war Freund Widmann sein Reisegefährte. Die rüstigen Wanderer nahmen im leichten Reisehabit, den Ranzen auf dem Rücken, ihren Weg über den Schwarzwald, bei drückender Hitze (11. Juni). Ueber Altenstaig und Pfalzgrafenweiler gieng es am ersten Tag bis nach Fluorn, wo das Pfarrhaus nach dem starken Marsche die Nachtherberge bot. Am zweiten Tage nach Königsfeld zu der geliebten Gemeine; am dritten nach Freiburg. Am andern Morgen früh zwei Uhr zum Frühstück nach Krozingen; und von da nach Sitzenkirch zu Köllners. So heimatlich sich Barth im traulichen Kreise der lieben Verwandten sonst fühlte, so fand er sich doch dießmal beengt durch die Anwesenheit des bekannten Sektenhauptes Würz von Basel. Das Neukirchenthum, das in Sitzenkirch Eingang gewonnen hatte, war seine Sache nicht. Deßhalb unterblieben nun auch seine Besuche daselbst für einige Jahre, bis den redlich nach Wahrheit forschenden Seelen über diesen Irrweg die Augen aufgiengen, und sie sich völlig und für immer von dieser Richtung lossagten. Das Gold des Glaubens und der Erkenntniß Jesu Christi, das der HErr in Karl Köllners Seele gelegt, gieng hernach aus dieser Läuterungs-Probe gereinigt hervor und er wirkte, an geistlicher Erfahrung reicher geworden, in der Folgezeit nur um so gesegneter für die Sache des HErrn. Auch das Liebesband, das ihn mit Barth vereinigte, wurde nach diesen Jahren nur um so fester und inniger. Für jene Zeit aber war es diesem noch ein Schmerz zu wissen, daß zwischen ihn und einen so besonders theuren Bruder etwas Trennendes getreten war. Wie viel Gebet und Flehen mag er in der Zwischenzeit für den Irrenden und die Seinen zum HErrn geschickt haben, er, der die Fürbitte für alle Brüder so treulich übte!*)

*) Am 10. Nov. 1827 schreibt er: „In meinem Gebet pflege ich

Am Samstag vor dem Feste trafen die Freunde in Basel ein, und fanden ihre Herberge im Missionshaus. Barth nahm den lieben Calwer Bruder überall mit, und dieser folgte dem erfahrenen Führer, der Weg und Steg so gut kannte und allerwärts willkommen war, wie sein Schatten nach. Wie manchen andern Bruder hat Barth hernach auf ähnliche Weise dort eingeführt, und wie herzlich freute er sich jedesmal, wenn der neue Ankömmling von dem, was er sah und hörte, ganz übernommen ward!

Bei jenem Fest wurde zum erstenmal Barth's schönes weitverbreitetes Missionslied gesungen:

„Der Du in Todesnächten
Erkämpft das Heil der Welt" ꝛc.

Er hatte es einem Schreiben an Blumhardt „zur Probe" beigelegt und bemerkt, er stehe mit weiteren zu Dienst, „wenn man Gebrauch davon machen könne". So klein die Anfänge der Basler Mission damals noch waren, so fehlte es doch nicht an interessanten Nachrichten, die zum Lobe Gottes ermunterten*). Ergreifend waren besonders die Berichte vom südlichen Rußland, wo die Basler Brüder schwere Glaubensproben glücklich überstanden hatten. Räuberische Horden waren von der türkischen und persischen Grenze her über die

---

geographischer Ordnung, um desto weniger einen zu vergessen. Ich fange in der Regel bei meinem Hause an, gehe auf meine Gemeinde über, von da aufs Vaterland, wo ich die Glieder der Correspondenz namentlich vornehme, und wenn ich treu bin, mich in ihre Verhältnisse und Bedürfnisse hineindenke. Dann gehe ich nach Aegypten, von da nach Schuschi, nach Polen und Batavia, wo ich besonders verbundene Freunde habe. Dann durch's deutsche Vaterland. Hierauf im Allgemeinen für Mission, Kirche, Menschheit u. s. w. Oft ist's freilich bloßer Mechanismus."

*) So schrieb Barth (17. März) an Blumhardt: „Der HErr, der immer neue Thüren aufthut auch auf der Goldküste, wird wohl auch die Thüre der Goldkisten aufthun, wozu Er ja den Schlüssel hat. (Hagg. 2, 8.)"

ruhigen Gefilde hereingebrochen, und Tod, Verheerung und Sklaverei folgten ihnen auf jedem Schritte nach, während auch die ſie umgebenden muhammedaniſchen Tatarenhaufen vom wilden Strome des Fanatismus mit fortgeriſſen wurden. Am furchtbarſten traf die Heimſuchung mehrere deutſche Coloniſten-Gemeinden in Georgien. Katharinenfeld wurde innerhalb weniger Stunden gänzlich verwüſtet; was ſich von ſeinen Einwohnern nicht auf's ſchnellſte flüchtete, wurde von den wilden Schaaren grauſam niedergemacht, oder in harte Sklaverei über die Grenzen weggeführt, wo noch ein großer Theil der Unglücklichen nach Erlöſung ſeufzte. In Schuſchi hatten die Brüder Hohenacker, König, Wöhr und Pfander eine vierzigtägige Belagerung aushalten müſſen. Der perſiſche Kronprinz war mit einem ſtarken Armeekorps vor dieſe Bergveſte gezogen und hatte ſie mit ſeinen Heereshaufen eingeſchloſſen. Die Brüder ſtanden in augenſcheinlicher Todesgefahr, welche ſie als Miſſionare beſonders bedrohte, allein der HErr half mit Seiner ſtarken Hand und der Feind mußte eben ſo ſchnell von ihren Mauern fliehen, als er gekommen war. Auch von den Kolonien wurden trotz des Jammers viele liebliche Beweiſe göttlicher Fürſorge berichtet.

Nach einer andern Seite hin wurde das Miſſionsintereſſe auf neue Weiſe erweckt. Für Griechenland ſchien ein Tag des Heils anzubrechen. Während Männer der verſchiedenſten Richtungen in Deutſchland und in der Schweiz für die politiſche Befreiung des unglücklichen Griechenvolks zuſammenwirkten, fragten ſich die Gläubigen ihrerſeits, ob ſich nicht auch für das geiſtliche Wohl deſſelben etwas thun laſſe. „Warum ſollte das unglückliche Volk der Griechen in ſeinem heißen Vertilgungskampfe der heiligen Anregungs- und Wiederbelebungsmittel der göttlichen Wahrheit entbehren müſſen?

Warum sollten Christen einem untergehenden Christenvolke in seinem letzten Kampf gegen seine ungläubigen Dränger das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, und das Brod des Lebens weniger vertrauen, als die Zerstörungsmittel des blutigen Kriegs und die Speise, die vergänglich ist?"

Zwei Zöglinge des Missionshauses F. A. Hildner und K. F. Major wurden deßhalb an einen Griechen-Verein zu diesem Zweck abgegeben, und waren als Sendboten des Evangeliums schon September 1826 nach den jonischen Inseln gezogen. In Beuggen wurde eine eigene Erziehungsanstalt für losgekaufte Griechenknaben gegründet. Dort wurde deßhalb in diesem Jahre ein doppeltes Fest gefeiert. Da sang man liebliche Gesänge, zuerst Zellers: „Ein Steinlein lag am Wege" ꝛc., dann ein Griechenlied von Barth, eigens zu diesem Feste gedichtet, das mit den Worten beginnt: „Auf dem Strand, den Pauli Schiff befahren mit dem theuren Evangelium" ꝛc. Es waren dann erhebende Augenblicke, als die armen Schweizerknaben den griechischen entgegen sangen:

Willkommen in unserem stillen Thal!
Willkomm!
So ruft es im Schweizerland überall:
Willkomm!
Ein Nestlein der Schwalbe gefunden hier ist;
Es baut nun beim deutschen der griechische Christ!

Noch gespannter horchte die Versammlung, als darauf die Griechenknaben in ihrer Sprache erwiederten:

Gegrüßet seist du uns, o friedlich Thal!
Gegrüßt!
Gegrüßt seid, Geliebte, mit Jubelschall!
Gegrüßt!
Wir suchten, verwaiset, ein Plätzchen der Ruh,
Und eilten von Hellas dem Schweizerland zu.

Jetzt denkt man freilich mit Wehmuth daran, wie viele damals noch gehegte Hoffnungen vereitelt wurden. Aber die Zeit der ersten begeisterten Liebe war schön, und manches Saatkorn trug sicherlich seine Frucht. Von Hildners Missionsthätigkeit wissen wir, daß sie eine reich gesegnete war.

Unter den Festgästen befand sich der selige Dekan Herwig von Eßlingen, der am Sonntag hernach über das unerschöpfliche Thema: „Jesus nimmt die Sünder an," in der Peterskirche predigte. Da er mit den Seinen noch länger in der Schweiz blieb, so bot das Kornthaler Gefährt, das ihn hergebracht hatte, für Barth und Widmann eine willkommene Gelegenheit zur leichteren Rückreise ins Vaterland. Ihr Reisegefährte war der „gar alte" Bruder Haas von Eßlingen, Vater des Missionars, der mit seinem Dekan zum Feste gekommen war. Ein Christ von altem Schlag und vieler Eigenthümlichkeit, der über manche Freiheit der jüngeren Brüder seine Bedenken hatte, und erst zusehen wollte, „was die Jungen für Mehl machen."

Nachdem die Reise glücklich vollendet und zu voller Befriedigung Bruder Widmanns ausgefallen war, gab sich Barth, um das Andenken daran frisch zu erhalten, die große Mühe, das Zusammensein an einem Abend der Festwoche im Garten bildlich darzustellen, und portraitirte darauf die bekanntesten Basler und Festgäste, meistens gelungen, jedenfalls kenntlich. „Dieses Stück, das den lieben Bruder viel Zeit kostete, freut mich," schreibt Widmann, „so oft mein Auge darauf fällt."

Bei solchen Festreisen nach Basel und Beuggen trug Barth neben der Mission auch die Sache der armen Stammheimer Kinder liebend auf dem Herzen, und gedachte der dortigen Anstalt bei der Zusammenkunft mit so vielen Jüngern und Jüngerinnen des HErrn aus verschiedenen Orten.

Gerne gab er sich auch für dieselbe zum Sammler her, ohne jedoch die ihm eigene Zartheit auch nur von ferne zu verletzen. Er redete wohl kaum ein ausdrückliches Wort in dieser Richtung. Weil er aber die Herzen sonst so mächtig anzog, so flossen ihm die Gaben von selbst zu, sobald man ihn einmal als den Vertreter dieser Sache kannte. Manche Basler Freunde steckten ihm ihre Gaben auch darum zu, weil sie dem vormaligen Missionslehrer Handel und seiner Gattin, um ihres biederen Sinnes willen, noch immer ein besonders liebendes Andenken bewahrten. Solchen war Barth mehr als drei Jahrzehnte lang als Handels Freund und Nachbar ein willkommener Vermittler. Wie manche Jahresfeier in Beuggen, zu der die Basler Familien hinausströmten, hat ihm am letzten Tage noch eine reiche Ernte für Stammheim verschafft! Kam er dann wieder nach Hause zurück, so freute er sich, den theuren Freunden etwas zur Ermuthigung mitbringen zu können.

Solcher Ermuthigungen bedurften sie aber besonders im Anfang, wo es, wie wir oben hörten, so viele Mühe kostete, bis die Kinder eine gute Herberge fanden. In dem Miethlokale waren sie gar zu mangelhaft untergebracht. Darüber wurde bald nach Barth's Heimkehr von der Reise gemeinsam verhandelt. Der sel. Missionar Isenberg erzählt in seinem Tagebuche, daß er am 16. Juli 1827, als er mit zwei anderen Missionszöglingen (J. Müller und G. Ch. Hübner) nach Calw kam, Barth, Handel, Osiander, Nanz, Seeger, Betzner ꝛc. dort versammelt traf, lauter Männer, denen das Reich Gottes am Herzen lag, und die sich eben beriethen, ob für die armen Kinder ein Haus erkauft, oder lieber ein neues erbaut werden sollte. Das Resultat konnte der liebe Isenberg freilich nicht abwarten; denn damit wogte es noch eine Weile hin und her, bis am 17. Sept. 1827

der Hausbau beschlossen ward. Indessen folgen wir den Missionszöglingen nach, bis wir mit ihnen in's Pfarrhaus nach Möttlingen kommen. Sie verweilten zuerst in Calw, besuchten dort den lieben, demüthigen Helfer Andler und wohnten am 18. Juli Nachmittags bei Federhaff, dem Aelteren, der Eröffnung eines Jungfrauenvereins bei, der für die Mission zu stricken begann. Frau Pfarrer Handel war mit zugegen. Abends wurde dann die Wanderung nach Möttlingen angetreten unter der Begleitung von drei Calwer Brüdern, die den Reisenden ihre Felleisen trugen. Isenberg schreibt:

„In Barth's Mutter und Schwester lernte ich sehr liebe Personen kennen. Pfarrer Osiander war auch dort und nahm Bruder Hübner mit sich nach Münklingen. Des andern Morgens nahm mich Barth schon früh um vier Uhr mit auf sein Filial, wo ich eine Missionsstunde halten mußte, zu der sich sehr viele Menschen versammelten. Von dort zurückgekehrt, führte er uns nach dem Frühstück auf seine Studirstube, wo er uns seine Merkwürdigkeiten, Portraits u. s. w. zeigte. Dann begleitete er uns zu Osiander nach Münklingen, wo vom Erlösungsplan Gottes die Rede wurde. Wir erfuhren dabei, daß Osiander und Barth Prädestination und Wiederbringung mit einander verbinden. Mir schien das eine Lieblingsmeinung, erzeugt aus dem Mitleidsgefühl gegen die, welche sich selbst von der Gemeinschaft Gottes ausgeschlossen haben. Als wir hier zu Mittag speisten, kam Pfarrer Schlatter von Mühlhausen, noch immer innig mit dem Missionshaus verbunden, in dem er einst als Lehrer stand. Die drei Pfarrer begleiteten uns eine Strecke Wegs Stuttgartwärts, und, ehe wir schieden, sangen wir noch mit einander den Vers: „Die wir uns allhier beisammen finden.“ — Am 30. Juli kehrte ich von Leonberg aus wieder in

Möttlingen ein, wo ich sehr liebevolle Aufnahme fand und auch den „Schulmeister von Bethlehem“ traf. Abends nach acht Uhr kam Barth von einer Predigerconferenz in Calw zurück. Dann besuchte ich Pfarrer Seeger in Hirsau. Der Proselyte Christian Gumperz entschloß sich, mich einige Tagereisen zu begleiten.“ (3. August 1827.)

Nicht lange nach diesem Besuche wurde die Mutter Barth von einer gefährlichen Brustentzündung befallen. Schon seit Jahren hatte sie mancherlei körperliche Beschwerden gehabt, und war besonders seit ihrem Möttlinger Aufenthalt von einem Leiden nach dem andern heimgesucht worden. Jetzt aber stand es so bedenklich, daß vor Menschenaugen keine Rettung mehr war. Barth schreibt: „Da gieng das Wasser bis an die Seele und das Gebet wurde ernstlicher, aber Gott sei gelobt, es drang durch; unter demselben trat eine auffallende merkliche Besserung ein.“ Das war im Anfang Septembers. Von da bis in's Spätjahr wechselte es stets mit ihr, so daß nur jene Erfahrung der besonderen Hilfe Gottes die Hoffnung des Sohnes aufrecht erhielt. Die Mutter unterwarf sich einer Kur von außerordentlicher Art, die jedoch nur die Folgen der Krankheit hinausschieben konnte, ohne ihre Ursachen zu heben. Sie litt innerlich und äußerlich auf unbeschreibliche Weise, und so, daß oft eine Anfechtung nur darum nachzulassen schien, um einer schwereren Platz zu machen. Gleichzeitig war auch ihre Tochter Beate immer noch leidend, und auch mit ihr wurde eine bedenkliche Kur vorgenommen. Diese Herbstmonate waren daher für Barth eine fortwährende Angstzeit, die außerordentlich schwer auf ihm lag. Indessen lernte er unter der Trübsal sein Herz immer gründlicher kennen, und machte täglich neue, freilich tief beschämende Entdeckungen in demselben, die er in einem Briefe an seine vertrautesten Brüder in starken Ausdrücken

andeutet (10. Nov. 1827). Die beugende Erfahrung der eigenen Sündhaftigkeit machte ihn klein und trieb ihn desto mehr in's Gebet, wie er sich denn auch der Fürbitte seiner Brüder angelegentlich empfahl, mit dem Wunsche, daß der HErr aus dieser Leidenszeit einen bleibenden Segen hervorgehen lasse. Dieser Segen blieb auch nicht aus. Der Sünderfreund verherrlichte sich an ihm, nach dem Reichthum Seiner Gnade. Je mehr sich der schwergeprüfte Mann eingeengt sah, und je tiefer er sein inneres Verderben erkannte, desto näher zog ihn sein Seelenarzt zu sich, desto gründlicher wurde er gereinigt und zum himmlischen Sinne erweckt. Es gieng viel in ihm vor, was hernach auch andern Seelen zu statten kam. Immer stärkere Züge nach der himmlischen Heimat erwachten in ihm. Unzählige Leidende fühlten es in der Folge, daß das, was er mit ihnen redete oder an sie schrieb, aus tiefer eigener Erfahrung hervorgieng.

9. „Der arme Heinrich." Schluß.

Es mochte um Weihnachten dieses Jahres sein, daß „der arme Heinrich oder die Pilgerhütte am Weißenstein, eine Erzählung für Christenkinder," zum ersten Male erschien, und zwar anonym, mit dem einfachen Vorwort: „Liebe Kinder, ich will euch eine Geschichte erzählen, und da sollet ihr aufmerksam zuhören. Ihr sollet aber auch etwas davon behalten und etwas davon befolgen. Wenn euch diese Geschichte wohl gefällt, dann erzähle ich bald wieder eine andere, die auch schön ist, und noch eine, und so fort. Ist's euch recht?" Barth war also gleich bei der Herausgabe dieses Erstlings entschlossen, eine ganze Reihe ähnlicher Erzählungen folgen zu lassen. Er erkannte das schreiende Bedürfniß einer lesegierigen Kinderwelt, der es an geeigneter

Nahrung faſt gänzlich gebrach. Denn damals hatte man, wie er ſpäter einmal ſagte, außer dem Täubchen von Krummacher und den Schmid'ſchen Kinderſchriften, wenig wahrhaft Brauchbares in dieſem Gebiete. So unterhaltend aber der „Verfaſſer der Oſtereier" ſchrieb, und ſo harmlos ſeine vielgeleſenen Erzählungen erſchienen, ſo viel war klar: ein bibliſches Chriſtenthum wurde hier nicht gepflanzt und genährt. Ueberdieß fand Barth, daß man an der chriſtlichen Jugend viele Verſündigungen gut zu machen habe, die von andern Jugend- oder Kinderſchriftſtellern an ihr begangen worden. Das bewog ihn, als Erzähler für den Kinderkreis hervorzutreten. Er unternahm dieſe Arbeit nicht als Lieblingsſache, ſondern aus Pflicht. Er ſah das Bedürfniß und wollte es befriedigen; er fühlte den Beruf und folgte ihm. Denn daß er eine Gabe zum Erzählen habe, das durfte er ſich ohne Eigenliebe ſagen. Dieſe Gabe aber wollte er nicht brach liegen laſſen.*)

Gehen wir nun näher auf den „armen Heinrich" ein, ſo drängt ſich uns die Frage auf, ob nicht vielleicht das beſondere Gepräge, durch welches ſich dieſer Erſtling von allen ſeinen nachfolgenden Geſchwiſtern weſentlich unterſcheidet, in Barth's vorangehender Führung ſeinen Grund haben möchte. Wer das Büchlein nur einmal geleſen hat, der weiß, wie dem armen Knaben die Thränen in den Augen ſtehen. Ein

*) An Albert Knapp ſchrieb er um dieſe Zeit: „Was die Schriftſtellerei überhaupt anlangt, um welche Du fragſt, ſo kann ich unparteiiſch ein Urtheil darüber abgeben, da ich einigemal in dem Fall geweſen bin, über unberufene und unweiſe Verſuche in dieſem Fache Buße thun zu müſſen, und mich unter die Demüthigungen zu beugen, die der HErr deßwegen über mich verhängte. Nichts deſto weniger bin ich der Meinung, daß wer ein Pfund zum Schriftſtellen hat, wie Du es wohl haben magſt, daſſelbe nicht vergraben ſoll, und daß Manche über dieſen Punkt gar zu ängſtlich denken." (16. Jan. 1827.)

ſtarkes, zuerſt mehr träumeriſches Sehnen nach der oberen Heimat, das ſich erſt läutern muß, bewegt das Herz des frühe Verwaisten, und macht ſich in den Heimwehliedern Luft, die in die Erzählung des Knaben überall eingeſtreut ſind. Ein Wehmuthston von wunderbarer Zartheit und Lieblichkeit zieht ſich durch einen großen Theil der Geſchichte. Wir können kaum glauben, daß Barth gerade dieſen Ton in den Kinderherzen anſchlagen oder hervorlocken wollte. In ſeinen ſpäteren Kinderſchriften hat er ihn ſichtlich vermieden, ſo tief er auch die Alten, wie die Jungen, ergriff. Grundſatz war es wohl ſchwerlich, daß er ihn wählte, eher ein perſönliches Bedürfniß, damals am Schluß ſeiner jugendlichen Jahre, wie ſpäter im Alter. Denn in ſeinen letzten Jahren hat er wieder Heimwehlieder geſungen, die ſeinen Freunden tief zu Herzen giengen. Hier ſang er ſie zum erſten Male, und ſie haben allenthalben ſolchen Eingang gefunden, daß manche derſelben zu chriſtlichen Volksliedern wurden, z. B. „Der Pilger aus der Ferne zieht ſeiner Heimat zu“ ꝛc. Die lieblichen Lieder drangen ſo nahe an's Herz, weil ſie offenbar aus ſeinem vollen Herzen hervorquollen. Er ſelbſt war der arme Heinrich, ſchon um ſeines frühen Waiſenſtandes willen; ſein Innerſtes iſt es, was, nur in veränderter Faſſung, unter anderen äußeren Umſtänden, aber kenntlich genug in dem frühe zum Herzensgebet erweckten Knaben hervortritt. Er fühlte ſich noch beſonders als Pilger und Fremdling auf Erden, da ihm der Abſchied von ſeiner Mutter täglich ſo nahe gerückt war. Längſt ſchon arbeitete er bei ſich ſelbſt daran, gegen ein überwiegendes Gefühlsleben, beſonders gegen eine ſich ſelbſt verzehrende Wehmuth, durch das klare und gewiſſe Wort Gottes ſich zu waffnen. So wollte er denn auch in dieſem Büchlein nicht blos die Wehmuth tönen laſſen, ſondern auch gegen

eine schwächliche Sentimentalität, die er nie leiden mochte, das rechte Gegenmittel darbieten. Das that er durch die sich ergänzenden Psalmworte (Ps. 39, 13. 14. u. 43, 3—5.), die sich wie ein rother Faden durch die ganze Führung des armen Heinrich hindurchziehen. Durch diese biblische Grundlage, sowie durch die fortwährenden Fingerzeige auf das im Herzen versteckte Sündenverderben sorgte er dafür, daß keine krankhafte Empfindelei bei dem jugendlichen Leser aufkommen kann. Ueberdieß aber ist die Grundidee, auf die Alles hinausläuft, offenbar diese: Auch der gläubige Christ muß aus dem Gefühlsleben heraus in die Arbeit hinein, er ist gerade dadurch vor Versuchungen bewahrt und kommt erst auf diesem Wege zum Heil. Kurz es ist ebensoviel praktische Wahrheit als Poesie in dem Büchlein gegeben. — „In die Arbeit hinein!“ Das sagte er sich selbst stets wieder, wenn allerlei Wehmuthsgefühle in ihm auftauchten. Wenn er sie in dieser Kinderschrift noch einmal ertönen ließ, so geschah es nur deßhalb, um sie austönen zu lassen; aber nicht ohne das allein bewährte Correctiv dagegen.

Der Gang der Erzählung erinnert vielfach namentlich in den Oertlichkeiten, an Barth's eigene Jugendgeschichte. Vom Weißenstein an bis nach Holland und zurück ins Wuppertal findet sich eine Reihe von Punkten, die für unsere Leser vom ersten Bande her mit seinem Namen verwachsen sind. So finden wir z. B. jenes einzelnstehende Haus in der Nähe von Mühlheim, die Pilgerhütte genannt, in welcher sich der arme Heinrich beim Uebernachten so heimatlich fühlt, auch in Barth's norddeutscher Reise erwähnt und ebenso lieblich beschrieben. Beachtenswerth ist, daß der Knabe Heinrich und sein Pflegevater, der Harfner, beide von Frankreich herkommen. Man sollte denken, Barth hätte sich dieser Nationalität eher fremd, als verwandt, gefühlt. Und

doch hängt auch dieſe Wahl des Stoffes vielleicht mit ſeinen Erlebniſſen zuſammen.

Seit dem er auf dem Basler Feſte 1823 mit theuren Brüdern aus der franzöſiſchen Schweiz bekannt geworden war, und von der tiefen Innigkeit dieſer Chriſten einen beſonderen Eindruck erhalten hatte, mochte eine Saite in ihm fortklingen, die er nun in dem Geſang des Harfners nachtönen ließ. Wer fühlt es nicht, wie in den Liedern, die er ihm in den Mund legt, die eigenthümliche Weichheit des franzöſiſchen Idioms mit dem deutſchen Elemente ſo lieblich zuſammen ſchmilzt.

Der arme Heinrich brach ſich ſchnell ſeine Bahn; ſein bald errathener Verfaſſer fand ſolchen Eingang und Credit, daß die chriſtlichen Leſer jedes Jahr wieder begierig nach der neuen Gabe griffen, die er bot. Mehr als 30 Jahre lang hielt er ihr Intereſſe rege; aber der arme Heinrich blieb doch einzig in ſeiner Art. —

Nachdem die Kinderſchrift fertig war, gürtete ſich Barth zu einer ſchriftſtelleriſchen Arbeit anderer Art, die von großer Bedeutung war. Indeſſen dauerte die dunkle, ſchmerzensreiche Zeit für ihn und ſein Haus bis an den Jahresſchluß fort. Am 22. Dez. 1827 ſang er ſeiner leidenden Mutter zu ihrem Geburtstag:

Ein Jahr iſt wiederum vorüber
Mit ſeiner Sorge, ſeinem Schmerz.
Es war bekümmernder und trüber,
Als viele and're, für das Herz:
Es war nur Eine lange Kette
Von ſchweren Stunden, großer Noth,
Und miteinander um die Wette
Bekämpften Leben ſich und Tod.

Man hörte viele Seufzer ſteigen,
Und ringende Gebete fleh'n;

Das Leben wollte ſchnell ſich neigen,
Und in dem Tode untergeh'n:
Da tönt' empor die bange Klage
Zu dem, der von dem Tod befreit,
Und ohne Raſt bei Nacht und Tage
Beſtürmten wir den HErrn der Zeit. —

„O laß die Mutter uns noch länger
Begleiten durch das Jammerthal!"
So ruft das Herze immer bänger,
Und ſpäht nach einem Hoffnungsſtrahl: —
Da wichen ſchnell die Todesſchatten;
Der Zeiger wandte ſich zurück,
Und freundlich ſtärkte Gott die Matten
Mit einem neuen Liebesblick. —

Es werde nie von uns vergeſſen
Die Hilfe, die Er uns erzeigt,
Der Troſt, den Er uns zugemeſſen,
Als Er ſich hold herab geneigt.

Zwar glühet noch der Leidenstiegel
Im Feuer, das den Glauben übt;
Noch brennt die Flamme auf dem Siegel,
Das Er den Kreuzgenoſſen gibt:
Doch ſchwingt die Hoffnung ihre Flügel
Schon freier über ihrer Gluth,
Und blicket auf die ew'gen Hügel,
Auf denen unſre Hilfe ruht.

Der wunderbar bis heut' gewaltet
In off'ner und geheimer Noth;
Deß Liebe nimmermehr erkaltet
Und ſtark iſt, ſtärker als der Tod:
Dem trau'n wir auch, Er werde morgen
Und übermorgen mit uns ſein,
Und ſtatt der bangen ſchweren Sorgen
Dem Herzen Freudigkeit verleih'n!

II. Zwei Uebergangsjahre.

(1828. 1829.)

Bis hieher hatte sich Barth beinahe ausschließlich seinen Gemeinden und dem nächsten Kreise, welchem sie zugehörten, gewidmet. Nun fieng er an, aus dem beschränkten Gebiete der Gemeindethätigkeit heraus, mehr als bisher, in die Mitwirkung für die Reichssache des HErrn im Großen einzutreten.

Zum Neujahr 1828 erschien die erste Nummer des Calwer Missionsblatts. Drei Jahre waren verflossen, seit er mit Spittler in Basel den ersten Plan zur Herausgabe eines solchen Blattes entworfen und die ersten Schritte dazu gethan hatte, als er auf unerwartete Hindernisse stieß. Das Bedürfniß einer solchen Zeitschrift für das Volk war indessen nur um so lebendiger vor seine Seele getreten, weil er sich täglich überzeugen konnte, wie unbekannt dasselbe mit dieser heiligen Sache war. Er wollte nicht länger zuwarten; da auch mehrere vaterländische Missionsfreunde zustimmten, so begann er frisch und getrost im Vertrauen auf den HErrn, dessen Ehre es galt. Das Blatt sollte für Süddeutschland werden, was das Barmer Missionsblatt für den

Norden bereits geworden war: eine Weckstimme zur Theilnahme an der Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden. In seinem ersten Gruß an die Leser versprach er denen, die nach der Missionssache fragen, von den Heiden Bericht zu erstatten; dem aber, der etwa fragte: „was gehen euch die Heiden an?“ antwortete er: „Sieh! die armen Heiden können ja nicht selbst zu unseren Christen reden, und ihre große Noth klagen, und um Hilfe bitten: sie sind wie die Unmündigen, die einen Pfleger und Vormund haben müssen. Da haben wir nun aus Mitleiden auch einen Theil von dieser Vormundschaft über uns genommen, und rufen im Namen der Heiden: „Höret, ihr lieben Mitchristen, was wir euch von den Heiden erzählen wollen, es wird euch gewiß zu Herzen gehen!“ Und wer's nicht hören will, den zwingen wir ja nicht, könnten's auch nicht; nur soll man's uns nicht übel nehmen, wenn wir meinen, es sei keine so große Kluft befestigt zwischen den Heiden und Christen, und die Liebe übersteige sie leicht. Denn wir sind auch einmal Heiden gewesen, und die Heiden können auch einmal Christen werden. Und daß es bald so weit komme, das, lieber Leser, ist unseres Herzens Wunsch, und dazu soll auch dieses Blatt etwas Weniges helfen. Nicht wahr, du willst dich auch nicht entziehen? Nun wohlan, in Gottes Namen! so wolle Er das Werk unserer Hände segnen!“

Eigene Correspondenz mit Missionaren hatte Barth damals noch wenige; doch gab es hie und da Etwas, das flüssig gemacht werden konnte. Sonst mußten englische und amerikanische Blätter den meisten Stoff liefern, und dieser wurde so bearbeitet, daß er nicht blos für Jedermann ansprechend war, sondern auch auf das Herz drang und zur Theilnahme spornte. Daneben griff er auch in die alte Missionsgeschichte zurück und scheute sich nicht, sogar von

katholischen Missionaren zu reden. Ferner wurden Beweise christlicher Theilnahme an der Missionssache vor hundert Jahren wieder in's Gedächtniß gerufen aus der Zeit, wo einzelne Brüder in Württemberg ihre Gaben nach Halle sandten, oft begleitet von lieblichen Zeugnissen des Glaubens und der Liebe zum Heiland. Daneben wurde zur Kunde gebracht, was die sinnreiche Liebe jetzt eben da und dort im Vaterland oder Ausland für die Missionssache ausdachte und ins Werk setzte, wie man z. B. die Bienen in eigenen Stöcken für die Mission arbeiten ließ u. dergl. Oder er brachte erweckliche Beispiele von der Liebe zu dem Worte Gottes und zur Missionssache aus andern Ländern. Alles war so gefaßt und vertheilt, daß der Leser sah, wie hier ein stilles, aber starkes Feuer brannte, und unwillkührlich mit belebt und angeregt wurde, wenn er nicht anders durch besondere Vorurtheile widrig gestimmt war.

Die Arbeit war groß, weil erst Bahn gebrochen werden mußte, und neben der Sammlung des Stoffes und seiner Verarbeitung auch die Sorge für die Verbreitung der Blätter theilweise auf dem Herausgeber lag. Die Expedition wurde zwar von dem wackeren Federhaff in Calw besorgt; aber darum liefen doch gar viele Bestellungen zunächst in Möttlingen ein, und die Direktion des Ganzen war und blieb mehr oder weniger in Barth's eigenen Händen.

Als er eben im ersten Zuge war, wurde er überrascht durch die angekündigte Erscheinung des „Heidenboten" in Basel, von dessen Konkurrenz er im ersten Augenblick viele Schwierigkeiten befürchtete. Er für seinen Theil war zwar seiner Sache gewiß, und entschlossen, nun, da er einmal angefangen hatte, unbedenklich fortzufahren. Aber seine Mitunternehmer geriethen zum Theil in eine ängstliche Stimmung, als das Basler Blatt angekündigt wurde, ehe sich

das ihrige gehörig consolidirt hatte. Sie fürchteten, dieses werde sich nun nicht zu behaupten vermögen, und das Wagniß auf die Unternehmer zurückfallen. Diese Besorgniß ließ sich nicht augenblicklich beseitigen. Barth mußte daher, um nicht übersprungen zu werden, desto mehr darauf denken, die Verbreitung des Calwer Blattes so stark als möglich zu betreiben. Es dauerte jedoch nur wenige Wochen, so kam es zu gegenseitiger völliger Verständigung; und da jedes Blatt sich eine besondere Aufgabe stellte, so konnten beide wohl neben einander bestehen; und so war man nun einander zur Verbreitung der Blätter behilflich. —

Mit dem Redacteur des Barmer Missionsblatts, seinem lieben Freunde, Pastor Ball in Hörstgen, der das Calwerblatt sehr willkommen hieß und demselben nur gar zu viel Lob spendete, war Barth ohnehin in Einem Geiste verbunden, und beide arbeiteten in Nord und Süd zu Einem Zwecke in einträchtiger Liebe. Dessen versicherten sich die Herausgeber auch öffentlich; und Barth wünschte nur, daß „sowohl das Calwer Blatt als das Barmer Blatt etwas von der Eigenschaft jener Blätter bekommen möge, die zur Gesundheit der Heiden dienen" (Offb. 22, 2.). Sodann fuhr er fort: „Auch der Schreiber des neuen Heidenboten, der von Basel angekündigt ist, sei uns willkommen. Wir kennen ihn schon lange, und sind ihm in Liebe verbunden. Möge seine Botschaft recht oft freudig sein, und möge ihm bald der Raum in der Herberge zu eng werden, um alle die großen Thaten Gottes aufzunehmen, die noch in der Heidenwelt geschehen sollen! — So segne denn Gott Euch Alle, geliebte Mitarbeiter an dem Werke, das wir Alle in Seinem Namen treiben! Werdet nicht müde, ehe es Feierabend ist, und brauchet das Schwert des Geistes, so lange die große Scheidung Ebr. 4, 12. noch nicht allenthalben vorgegangen ist.

Dieſes Schwert heißt: „Wort Gottes“ und ſteht auf einer Seite „Liebe,“ und auf der andern „Geduld,“ und iſt ſehr ſcharf. Gott aber wolle in Gnaden auch uns dazu gebrauchen, als Werkzeuge an der Ausbreitung Seines herrlichen Reiches zu arbeiten.“

Fragt man, welchen Eingang das Calwer Blatt gefunden, ſo ſagt uns das Schlußwort des erſten Jahrgangs: „Bis hieher hat uns der HErr geholfen, und mit innigem Dank gegen Ihn, den Geber alles Guten, ſehe ich zurück auf die durchlaufene Bahn, auf welcher Sein Stecken und Stab mich getröſtet hat. Unſer armes Blättlein, das vor einem Jahr in ſeinem unanſehnlichen grauen Gewande ſeinen Gang angetreten hat, iſt an vielen Orten mit großer Freundlichkeit und Nachſicht aufgenommen worden, und hat nach und nach den Weg in mehr als 3000 Häuſer gefunden, vom Genferſee bis zur Oſtſee, und von den Vogeſen bis an die Spree. Es iſt ihm über Erwarten wohl gegangen, und es hat ſich auch nicht darüber gewundert, wenn es manchmal auf die Finger geklopft wurde. Dagegen haben ſich von andern Seiten her viele freundliche Stimmen hören laſſen, und viele evangeliſche und katholiſche Leſer haben auf dieſem Wege die erſte Nachricht von der Miſſionsſache überhaupt bekommen. Noch vor wenigen Jahren waren Miſſionsblätter in Deutſchland nicht mehr als ein frommer Wunſch, den man nur ſchüchtern laut werden ließ; jetzt laufen gegen 20,000 ſolcher kleinen Boten durch die verſchiedenſten Gegenden des deutſchen Vaterlandes, und erzählen einer noch viel größeren Anzahl von Miſſionsfreunden die große Geſchichte des Kampfes zwiſchen Licht und Finſterniß auf dem weiten Erdboden. Gott ſei geprieſen, daß Er auch uns gewürdigt hat, einen Theil dieſes wichtigen Geſchäfts zu übernehmen und auszurichten!“ — „Manchem iſt der Ton

dieſes Blattes ungefällig hart und abſtoßend vorgekommen; ſie hätten mehr Herzliches und Erbauliches gewünſcht. Liebe Leſer! ich habe mir oft auch Mühe geben wollen, anders zu ſchreiben, aber es hat nicht gehen wollen. Es fehlt mir alles Geſchick dazu. Ich beſitze die Gabe, manchmal etwas kurz zu ſagen, und manchmal gar nichts zu ſagen; aber die Gabe der erbaulichen Ausführlichkeit geht mir ab. Da muß ich euch alſo ſchon bitten, vorlieb zu nehmen, mit dem, was ich habe und geben kann. An den fünf Broden und zwei Fiſchlein, womit der Heiland die Tauſende ſpeiſte, iſt auch keine Brühe geweſen; und doch ſind ſie alle ſatt geworden." — Weil es auch nicht allen Leuten gefiel, daß hie und da ein Artikel vorkam, der einer Aufforderung zur Unterſtützung der Miſſionsſache gleich ſah, ſo ſchrieb er: „Ich kann ſolche Aufforderungen auch für die Zukunft um ſo weniger unterlaſſen, als es die Sache meines HErrn iſt, deren Unterſtützung allen wahren Chriſten am Herzen liegen muß, ſo daß ich gar nicht nöthig habe, ſchüchtern zu ſein: denn Seine Ehre geht über Alles. Ich halte es für meine heilige Pflicht, dieſen Aufruf nicht zu unterlaſſen, und weiß aus eigener, vielfacher Erfahrung, daß, wer nur will, auch geben kann. Es iſt eine Ehre, für Jeſu Reich zu betteln, es iſt ein Glück, für Sein Reich geben zu dürfen."

Die Arbeit in der Gemeinde hatte Barth mit dem Anfang des laufenden Jahres mit neuem Eifer begonnen. Er wartete längſt auf eine durchgreifende Erweckung, mußte ſie aber immer noch vermiſſen, obſchon vielleicht mehr, als er wußte, in manchen Seelen vorgegangen war. Unter Anderen war Margareta B., das elfjährige Töchterlein einer frommen Wittwe, ſeit einiger Zeit durch den Geiſt Gottes zu fleißigem Gebet erweckt worden, und hatte ſich dazu mit mehreren Kindern ihres Alters verbunden. Bald nach der

ernsten Neujahrspredigt 1828 hatte sie angefangen, auch in Gemeinschaft mit ihren Geschwistern zu beten, von denen zwei bisher nicht mitgehalten hatten. Die Kinder wurden auch über diesem Entschluß miteinander gesegnet. Aber am Samstag den 19. Jan. Abends wurde Margareta von einem Herzweh befallen, das bald in krampfhafte Bewegungen übergieng, so daß sie nach eintretenden Pausen acht bis zehnmal im Bett unter einem stöhnenden Laut in die Höhe geworfen wurde. Nachher folgte einige Sekunden lang ein Ausbleiben des Athems und ein schmerzliches Zusammendrängen des Herzens, bis sich jene Krampfstöße wiederholten oder auch dazwischen einige Ruhe eintrat. Zwei Tage darauf nahmen die Anfälle einen Charakter an, den man für dämonisch erkannte. Unter starken Verzerrungen des Gesichtes und grimmigem Blick hörte man mit zornigem Tone die Worte ausstoßen: „Man betet immer für dich.“ Damit schien ein böser Geist das Mädchen anzureden, und seinen Unwillen darüber zu äußern, daß die Anwesenden so eifrig für sie beten. In den folgenden Tagen wurde das Geberdenspiel immer lebhafter, spöttisch, höhnisch, bäffend. Ein wirbelnder Ton durch die Zunge folgte jedesmal den oben angeführten Worten. Nun kam, wie es schien, ein zweiter Dämon dazu; der sich schon durch seine Stimme von dem ersten für jeden Hörer auffallend unterschied. Mit den Krampfstößen fieng der Paroxysmus an. Sobald sie vorüber waren, erhob sich ein gellendes Gelächter und ein häßliches, wildes Toben und Schimpfen, das sich hauptsächlich gegen die einzelnen Anwesenden wendete. Schulmeister Klett war da und betete ernstlich. Auch Barth war gekommen. Der Ingrimm des Geistes richtete sich besonders gegen den Schulmeister, schalt und bedrohte ihn: „willst du aufstehen von deinen Knieen, und das Beten bleiben lassen? — Ihr

ſeid alle nichts, liederliche Dinger ſeid ihr, ich bin der Sohn Gottes, der Welt Heiland, mich müßt ihr anbeten. Sehet hier meine fünf Wunden! Ich bin gekreuzigt worden und dieſer — Schulmeiſter, das iſt der Judas Iſcharioth, der Verräther, er hat mich verrathen. (Er hatte den Leuten zuerſt geſagt, was Barth Anfangs lieber verhütet hätte, daß ein böſer Geiſt dieſe Dinge rede.) Du elender Schulmeiſter, willſt du aufhören zu beten, ihr könnt ja gar nichts ohne mich; ich muß euch Kraft zum Beten geben; ich bin das Licht der Welt; ich bin der gute Hirte" u. ſ. w. Der Geiſt ſchien alles zu hören, was auch in der fernen Ecke des Zimmers leiſe geſprochen ward, und machte ſeine plumpen, höchſt gemeinen und garſtigen Bemerkungen darüber. Seine Urtheile und Bemerkungen über Dinge, die er allein wiſſen konnte, waren auf eine ſonderbare Weiſe vermiſcht mit den Anſichten und Reminiscenzen des Mädchens. Da das Schweigen, das auf das Geheiß des Pfarrers eine Zeitlang eingetreten war, in der Sache nichts änderte, und die zweierlei Stimmen der beiden Geiſter ſich fortwährend deutlich unterſchieden, ſo richtete Barth an den einen derſelben die Frage: „Biſt du allein?" Eine Grimaſſe war die Antwort darauf. Der Geiſt wollte ihn zuerſt nicht als Pfarrer erkennen, bald aber redete er ihn auch direct an und fluchte über ihn, daß er ihm ſeinen Aufenthalt in Möttlingen und ſein Werk ſo verkümmere. Mit einer garſtigen Anrede ſprach er: „wenn nur du nicht hieher gekommen wäreſt, du — Pfarrer, jetzt wollen ſich die Möttlinger alle bekehren, daß ich gar nichts mehr mit ihnen machen kann. Beſonders ſeit der letzten Neujahrspredigt, da hat der liederliche Pfarrer lauter dummes Zeug geſchwätzt, er ſehe keine Frucht u. ſ. w. Dann haben die Möttlinger alle gedacht: „Jetzt wollen wir uns doch auch bekehren." Seit dem kann ich jetzt nichts mehr

mit ihnen machen, und muß nur fort. (Nun zwei sehr schlechte Leute in der Gemeinde nahm er aus, und sagte, sie seien ihm die Liebsten in M.) und die Kinder sind am ärgsten, da kommen sie zusammen und beten miteinander" u. s. w. — Da sich der Geist für den Sohn Gottes erklärte, so erwiederte Barth: „Du bist der verlorene Sohn, nicht der Sohn Gottes, der Welt Heiland." Und beharrte darauf ungeachtet seines trotzenden Wiederspruchs. Auf die Frage, was er hier mache, warum er das Kind so plage, antwortete der Dämon: „Die müsse er haben, sie habe sich bekehren wollen, aber er müsse sie haben, und sage nicht, warum." Barth: „Du bekommst sie nicht, sie gehört dem Heiland an." Nun erklärte er wieder, er sei der Heiland, ihm gehöre sie. Barth erwiederte: „Du bist ein Teufel, nicht der Heiland." Hierauf erfolgte wieder die vorige Erklärung: „das Mädle muß ich haben, weil sie sich bekehrt hat; was braucht sich die zu bekehren, sie ist ja erst 11 Jahre alt. Hätte sie nicht können warten, bis sie 30 Jahre alt gewesen wäre? dann wärs noch Zeit genug gewesen. Sie muß sich zu mir bekehren" u. s. w.

Wir wollen die spöttischen und garstigen Reden nicht alle anführen, nur das noch, daß der böse Geist sich ganz besonders heftig wider den Stockacher Schulmeister aussprach, und ihn bedrohte, er wolle ihm Trübsal über Trübsal zuschicken und sein Haus anzünden, wenn er von seinem Beten nicht lasse. Der Pfarrer müsse ihm aus M. hinaus und der Schulmeister auch. Wenn ihm Barth sagte, daß er bald fort müsse in den Abgrund, so erwiederte er: „nach sechs Wochen, früher nicht."

Am 23. Januar schlug Barth die Kranke als eine vom Teufel übel geplagte Tochter in das Betstunden-Gebet in der Kirche besonders ein. Niemand wußte etwas davon, daß er

das thun würde. Als es aber zuſammen läutete, rief der Geiſt alsbald: „Sehet, der liederliche Pfarrer geht in die Kirche, und will für die „Gret" beten, aber ich will ſchon zu ihm auf die Kanzel, und will ihm andere Gedanken eingeben, daß er nicht beten kann." — Aber dieſe Bemühung wurde verhindert. So oft hernach in der Kirche für das Mädchen gebetet wurde, war in derſelben Zeit der Geiſt unruhig und tobte, und machte dem Pfarrer nachgerade die heftigſten Vorwürfe darüber.

Es traten bei dem Kinde lichte Augenblicke ein, welche zuweilen ſo lange anhielten, daß ſie in lieblichen Briefen ihren wahren Herzenszuſtand offenbaren konnte. Da ſprach ſie denn ihren innigen Dank gegen den Heiland aus, der ſie ſo geliebt habe und noch liebe, und die Gebete in ſeinem Namen erhöre. Er möge ſie das große Wunder, das Er an ihr gethan, doch nie vergeſſen laſſen, und ſie an Seiner Hand behalten, bis Er ſie heimhole. Dabei führt ſie die ſchönen Verſe an:

„Wir weinen oft, wenn uns der Vater übt,
Wenn Er Sein Kind durch Thal und Dunkel führt,
Und denken nicht, daß Er nicht gern betrübt,
Daß unſer Leid ihm ſelbſt die Seele rührt.
Wir klagen oft wohl ſelbſt den Vater an
In unſrem Kinderwahn.
Zieh mich, mein Herzensfreund, In Deine Liebe ein,
Laß mich aufs Innigſte Mit Dir verbunden ſein."

Am Tage, da ſie dieſen Brief ſchrieb (30. Jan.) konnte ſie Abends die Verſammlung beſuchen, und in der Nacht darauf hatte ſie eine Erſcheinung, als redete ein Engel mit ihr, der ihr ſagte: „Fürchte dich nicht, ich will dir ſagen, was in den nächſten Tagen geſchehen wird." Da erfuhr ſie denn, daß die beiden böſen Geiſter wiederkehren, ſpäter ein

dritter, und zwei Tage darauf noch drei andere hinzu kommen werden; die werden sie sehr plagen, dann aber werde sie befreit werden.

Die Angaben trafen auch ein. Es würde aber zu weit führen, wenn wir die Krankheitsgeschichte, die in drei Perioden verlief, weiter verfolgen wollten. Die Häßlichkeit und Lügenhaftigkeit satanischer Einwirkungen trat in der verschiedensten Weise hervor; aber der Augenblick kam auch, wo es hieß: „Fahre aus, du unsauberer Geist!“ Und er fuhr aus, so daß das Mädchen selbst und die, welche für sie gebetet hatten, mit einander danken durften. In der dritten Periode trat bei ihr auf einmal völlige Taubheit ein, so daß sie das lauteste Schreien ins Ohr hinein nicht hörte. Doch bestimmte sie schriftlich die Zeit, wo sie das Gehör wieder bekommen würde. Die Angabe erfüllte sich pünktlich und von nun an hörte sie wieder wie zuvor; und ist auch hernach gesund und hörend geblieben.

Theilnehmende Seelen fragen bei solchen Geschichten von Besessenen gerne darnach, wie dieselben zu behandeln seien, und so möchte wohl auch einer oder der andere unserer Leser vornehmlich wissen, wie sich Barth bei dieser Kranken verhalten, welche Mittel er angewendet habe. Daß er die körperlichen Umstände vor allen Dingen wohl beachtete und die nöthigen Heilmittel dagegen anwenden ließ, haben wir nicht erwähnt, weil wir dieß bei ihm für selbstverständlich hielten. Was aber die geistlichen Mittel betrifft, so können wir nichts Anderes finden, als daß er einestheils den satanischen Lügen gegenüber die evangelische Wahrheit fest und beharrlich bezeugte, anderntheils mit seinen Freunden im Gebet anhielt, bis es dem HErrn gefiel, Hilfe zu schaffen.

Es war eine überaus schwere Zeit, welche damals auf unserem Freunde lastete. Monate lang war er ohne Unter-

brechung im Ofen des Elends. Die mannigfaltigſten Beängſtigungen, Verlegenheiten, Widerwärtigkeiten und Anfechtungen häuften ſich und lösten einander ab. Mit der Krankheit ſeiner Mutter und Schweſter ſtand es beinahe noch auf demſelben Punkt, wie am Ende des vorhergehenden Jahres; und nicht nur einmal, ſondern oft kam es mit erſterer ſo weit, daß er den Todeskampf der Verleugnung kämpfen mußte. Eine Zeitlang hatte er drei Kranke im Hauſe liegen, und mußte, auf ſolche Weiſe vielfach gedrückt, immer ſeine Arbeiten, wie ſonſt, verſehen, während ihm nie eine Erholung gegönnt war. Sein Herz, ſagt er, habe er unter dieſen Umſtänden von einer neuen, häßlichen Seite kennen gelernt, und wenn er zurückblicke und frage: „Was iſt dein Gewinn von dieſer ſo ausgezeichnet tauglichen Gelegenheit, etwas Rechtes zu lernen?“ ſo müſſe er beſchämt bekennen: „Ich habe noch nie gewußt, daß ich ſo ſchlecht bin, als ich es jetzt weiß; freilich alſo auch noch nie ſo gewußt, wie ich Alles aus der Hand der Erbarmung Gottes annehmen muß, was Er mir gibt, und nichts verdient habe, noch etwas Gutes aufweiſen kann.“ Er bemerkt: „wie lange mich Gott noch in dieſem Elends-Ofen laſſen will, weiß ich nicht; vielleicht noch lange, wenn ich gebeſſert daraus hervorgehen ſoll. Ach warum läßt Er mich ſo lange auf die Offenbarung Seiner herrlichen Gnade an meinem Herzen warten, da es Ihm doch ſo ein Leichtes wäre, mein Herz mit Seinem Blute rein zu waſchen.“ Er empfiehlt ſich der Liebe und Fürbitte ſeiner Brüder, und bittet ſie um Vergebung, daß er in dieſer Zeit die Fürbitte für ſie oft verſäumt und oft in einzelne Seufzer für ihr Wohlergehen verwandelt habe, weil er mit ſeinen nächſten Umgebungen zu ſehr beſchäftigt, und von vielerlei Anläufen oft ſo betäubt geweſen ſei, daß er

nicht einmal für sich selbst recht, oft gar nicht habe beten können.

„Während ich so (durch die häusliche Krankheitsnoth) in der Klemme und Presse war, kam, als obs daran nicht genug wäre, eine neue Noth dazu, die vom 19. Jan. bis 21. Febr. währte, und mir ein neues Maß von Widerwärtigkeiten bereitete. Ich meine die Geschichte eines besessenen Mädchens u. s. w." Ueber diese bemerkt er dann nur so viel: „wenn es irgend noch in unserer Zeit möglich ist, daß ein Mensch von einem bösen Geiste (hier waren es deren sechs, die alle deutlich von einander unterschieden werden konnten) leiblich besessen werde, so war es hier der Fall. Dieß war auch die vollkommene Ueberzeugung derer, die dabei anwesend waren, Osianders, Seegers, Bezners, Schlatters u. s. w. Da nun an dem Ersteren nach der heiligen Schrift kein Zweifel sein kann (vergl. z. B. Mark. 16, 17.); so trug ich auch kein Bedenken, das Andere anzunehmen und auszusprechen, nachdem die Umstehenden aus der Gemeinde ohne mein Zuthun schon vorher dieser Ueberzeugung geworden waren. Da die Noth groß war, so betete ich auch in der Kirche für das Mädchen, als für eine Tochter, die vom Teufel übel geplaget ist. Ich kann mich bis jetzt nicht davon überzeugen, daß ich darin einen Fehler gemacht habe." — (Er berichtet sodann von einem Rescript des Consistoriums, das diesen Schritt mißbilligte und ihn belehrte, daß die rechtglaubigsten Lehrer der evangelischen Kirche Storr, Reinhard, Knapp, Heß behaupten, es habe nur zur Zeit Christi und der Apostel leibliche Besitzungen von Dämonen gegeben.) „Das Mädchen ist, Gottlob, jetzt wieder gesund, und was das Erfreulichste an der Sache ist, so ist der Eindruck, den die Geschichte auf meine Gemeinde gemacht hat, ein wohlthätiger gewesen, und es sind (wenn auch vielleicht

nur äußerlich) mehrere hinzu gethan worden, die da gläubig wurden, worunter der wildeste Soldat unter den hiesigen jungen Leuten. Die Versammlungsstube ist so voll, daß ich mir nicht zu helfen weiß. Auch in meinem Filial geht die kleine Versammlung, die dort unter der Leitung des Schullehrers und eines alten christlichen Mannes angefangen hat, ordentlich fort. Besonders lieblich hat sich die Gnadenarbeit des Geistes Gottes in einem hiesigen Hause gezeigt." (In demselben wurden vier Töchter und zwei Söhne erweckt. Bei einem der letzteren brach der Entschluß zur Umkehr in demselben Augenblicke durch, als Barth in der Kirche für das besessene Mädchen betete. Wegen seiner bisherigen wilden Lebensart hatte er einen schweren Bußkampf zu bestehen, wurde aber hernach zum allgemeinen Erstaunen wie ein umgewendetes Kleid).

„Was ich dabei für eine Erfahrung gemacht habe, muß ich doch auch sagen. So lange die Menschen unbekehrt herumlaufen, machen sie dem Herzen des Seelsorgers viel Sorge und Gebet; aber wenn sie sich einmal bekehren, dann wird Sorge und Fürbitte noch viel dringender, und machen einem viel mehr zu schaffen. So hab ich's erfahren. Ich denke, es ist wie mit einem geborenen und ungeborenen Kinde." (15. März 1828.)

Die Krankheit der Mutter steigerte sich von da an Tag für Tag und erreichte zuletzt einen so hohen Grad, daß man es als eine besondere Erbarmung Gottes ansehen mußte, wenn Er sie zu sich rief. Sie hatte nicht umsonst gelitten, der Ofen der Trübsal hatte sie geläutert und bewährt, und das Gold ihres Glaubens hielt Probe. „Ihre Klage war, daß sie sich nicht genug über ihr Leiden freuen könne; ihre Sorge, daß das Heil ihrer Seele und ihrer Kinder keinen Schaden leide; ihr Wunsch, daß sie ihrem Heiland möchte

Seine durchbohrten Füße küssen dürfen." So schreibt ihr Sohn von ihr und fügt bei: „Jesus gieng ihr über Alles. So war sie gesinnt. Was sie für Andere gewesen und an Andern gethan, soll hier nicht gerühmt werden. Der HErr weiß es. Der Gnade des HErrn aber gebührt Preis, der sie von Ewigkeit her zur Seligkeit erkoren, und von Kindesbeinen an zu sich gezogen, und zu einem Gefäß der Erbarmung gemacht hat. Seine Gnade an ihr ist nicht vergeblich gewesen." — Der HErr half ihr über den letzten schweren Kampf so leicht hinüber, daß sie Nichts davon empfinden, und nur wie aus einem schweren Traum zur ewigen Freude erwachen durfte. Mittwoch den 16. April, Mittags 1 Uhr endete sie ihren Glaubenslauf in einem Alter von 53 Jahren und nahezu 4 Monaten. Am 19. April wurde die entseelte Hülle in dasselbe Grab gelegt, in dem der sel. Pfarrer Machtholf und sein gleichgesinnter Nachfolger Groß ihre irdische Ruhestätte fanden. Daran hatte freilich ihr seliger Gatte nicht gedacht, als er 28 Jahre zuvor an dem offenen Grabe seines vielgeliebten Freundes Machtholf stand. Gottes Wege sind wunderbar.

Pfarrer Seeger hielt die Grabrede über die Worte: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten, sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben." Die Predigt in der Kirche aber übernahm Osiander, dem die Entschlafene mit besonderem Vertrauen zugethan war. Nach 2 Timoth. 4, 5—8. stellte er zum Nachdenken vor: „wie der Heimgang wahrhaft christlicher Verbundenen uns ermuntere, uns näher mit Christus zu verbinden."

Der tief ergriffene Sohn sprach seine Empfindungen in einem Abschiedsrufe aus, den wir zum Ehrengedächtniß der Mutter einrücken:

Entflohen aller Noth, entgangen allem Jammer,
Ruht dein Gebeine nun in dieſer ſtillen Kammer.
Dein Leib ein Räumlein fand in frommer Chriſten Grab,
Damit er ſeine Ruh' an ihrer Seite hab.

Ein ſchöner Ruheplatz! wo Groß und Machtholf ſchlafen
— Das treue Hirtenpaar — im Kreis von ihren Schafen.
Wir denken an das Grab, in dem Eliſa ſchlief,
Der zu dem Leben noch den todten Leichnam rief.

Du aber, wo biſt du, du Selige, Geliebte,
Die uns durch ihren Tod ſo frühe ſchon betrübte?
Dein Ruheplatz iſt ſchön; doch nur für dein Gebein:
Des Geiſtes Wohnung muß um Vieles ſchöner ſein. —

Hinauf zum Land des Lichts biſt du von uns gezogen;
Dein Schifflein brach hindurch durch ſchwere Leidenswogen:
Der Hafen iſt erreicht, der Anker liegt im Sand;
Du ſteigſt nun fröhlich aus am ew'gen Uferland.

Wie wird in lautem Preis dein Loblied dort ertönen
Dem HErrn, der dich erlöst durch ewiges Verſöhnen!
Der Treue dir verlieh, — die Thränenſaat zu ſä'n,
Und ließ dich vielgeprüft zur Freudenernte geh'n!

Bald, wenn der HErr erſcheint, bald ſehen wir uns wieder:
Dann ſingen wir vereint dem Lamme unſ're Lieder;
Dann ſchließt ſich neu der Kreis, die Lücken ſind gefüllt;
Und was uns dunkel blieb, wird herrlich dort enthüllt.

Indeß fällt aufs Gebein der Thau der Lichter nieder,
Und was wir ausgeſä't, der jüngſte Tag bringts wieder.
Nicht lang', ſo werden all die Sel'gen auferſteh'n;
Dann kommſt auch du hervor, verklärt den HErrn zu ſeh'n.

Dann wird Er reichlich dir, was du uns warſt, vergelten
Mit ew'ger Seligkeit im Glanze beſſ'rer Welten.
Ruh' von der Arbeit aus; ſie iſt in Gott gethan:
Du biſt in's Vaters Haus; — wir beten weinend an.

Barth, der in Folge der letzten Erlebnisse auch körperlich leidend war, mußte die Confirmation, die auf den nächsten Tag gefallen wäre, um acht Tage verschieben. Wie verwaist er sich fühlte, sagen folgende Worte an Freund Fedenhaff vom 23. April: „Unser Haus ist still und öde. Es wäre nicht auszuhalten, wenn man nicht ein Mitgefühl des Friedens hätte, der der Leidenden zu Theil geworden ist.“ — Er traute es, wie er anders wo schreibt, dem HErrn, der ihn reichlich tröstete, zu, daß Er diesen großen Verlust ihm und den Seinigen durch Sich selbst ersetzen werde.

Zum Feste nach Basel glaubte er Anfangs nicht kommen zu können; bald aber merkte er, daß er gerade einer solchen Erquickung bedurfte. An den Liedern, die er zum Feste einsandte, ist kein Mangel zu spüren. Man findet den gewohnten Schwung der Begeisterung für die heilige Sache, und dasselbe zarte Eingehen auf die Nöthen der Brüder wie immer. Auch die Freunde Israels bedachte er mit einem Liede, das den Glauben zu stärken geeignet war. Und für die Griechenanstalt in Beuggen lieferte er das schöne Lied: „Ein Mann aus Macedonia kam in der Nacht nach Troada zu Paulo im Gesichte.“ *)

In der zweiten Juni-Woche brach er nach Basel auf, wo damals Rudolf Stier Abschied nahm, nachdem er als Lehrer am Missionshause den Zöglingen durch seine tiefe Schriftforschung zu bleibendem Segen geworden war. Im Namen derselben verfaßte Barth ein Abschiedslied, *) das uns erkennen läßt, wie herzlich auch er mit dem theuren Manne verbunden war, der nun um seiner leidenden Gesundheit willen eine Pfarrstelle in seiner Heimat zu suchen gedachte.

*) Siehe die sämmtlichen obengenannten Lieder in Barth's Christlichen Gedichten. Seite 30. 38. 89. 91. 308.

Nach seiner Rückkehr theilte Barth den Lesern des Calwer Missionsblatts eine Beschreibung des Festes mit, die er jedoch selbst sehr trocken und mager fand. — „Aber," sagt er, „wie soll ichs machen, um euch eine Vorstellung von der Geisteseinigkeit, Freude im HErrn, gemeinschaftlichen Ermunterung, gegenseitigen Anregung zu geben, die in einem Kreise von so vielen Freunden des Reiches Jesu aus allerlei Gegenden sich entwickeln muß? Es wäre als ob ich einem beschreiben wollte, wie der Syrakuser Wein schmeckt, oder wie die persische Lilie riecht. So was kann nicht beschrieben und auch nicht aus der Beschreibung empfunden werden, wenn man's nicht selbst genossen hat. Deßwegen geht man gerade hin; könnte man durch bloße Vorstellung etwas Aehnliches genießen, so könnte man auch zu Hause bleiben und das Fest unterlassen. Es ist ein großes Werk des HErrn! Das ist der Haupteindruck, den Alle mit nach Haus getragen haben, nachdem sie gesehen, was der HErr in Basel thut. Bleibe dabei stehen, lieber Leser, und glaube es, und freue dich! Ja,

„Es weig're sich Keins!
Steht Alle für Eins,
Auf! nahe und fern,
Zum Dienste des unüberwindlichen HErrn!"

In den überfließenden Freudenbecher des Festes fiel bei Barth's Rückkehr ein sehr bittrer Tropfen. Als er spät Abends von der Reise nach Hause kam, war die erste Neuigkeit, die ihn empfieng: „Morgen Vormittag 10 Uhr ist eine Leichenpredigt." Nach und noch kam es dann heraus, eine Hochzeit mit Tanz sei im Filial Unterhaugstett gewesen, und eine auswärtige Person sei auf dem Tanzboden umgefallen und gestorben. Von dem nahen Oberreichenbach war sie zur Hochzeit herüber gekommen, und keines der Mädchen

tanzte leidenschaftlicher als sie; keine fuhr wilder in der Stube herum. Es war ein heißer Tag gewesen, und in der Stube war die Hitze und der Staub zum Ersticken. Das Mädchen hatte lange ausgehalten; endlich wurde es ihr doch zu schwül. Weil sie in der dumpfen glühenden Stubenluft kaum mehr Athem schöpfen konnte, gieng sie hinaus, um sich in der frischen kühlen Nachtluft zu erholen. Aber nur einen Augenblick dauerte die Erquickung; die Abkühlung war zu schnell, das Mädchen sank um, und war im nächsten Augenblick todt. Was für ein Schrecken bei dieser Botschaft unter die Leute hinein fuhr, und wie sie auseinander stoben, das läßt sich denken.

Der traurige Vorfall gieng dem treuen Seelsorger sehr nahe. Vergeblich hatte er bisher den sündlichen Kirchweih- und Hochzeittänzen auf dem Filial entgegen gearbeitet. Während es ihm in Möttlingen gelungen war, diesen verderblichen Unfug abzustellen, blieb in Unterhaugstett alles bei'm Alten. Nun dieser Schlag! Schon der Name der Verstorbenen schien ihm bedeutsam. Sie hieß: Barbara Todt, wie wir im Kirchenkalender verzeichnet finden. Da Barbara eine Fremde bedeutet, und diese auswärtige Person mitten im Hochzeitjubel todt niedergefallen war, so lag ihm der Gedanke nahe, beides ihr Sinn und ihr Schicksal sei, ohne daß sie es ahnte, in ihrem Namen bezeichnet gewesen. „Geistlich todt," sagt er einmal, „sündentodt, entfremdet von dem Leben aus Gott hatte sie mit allen Zügen den Becher der Weltfreude ausgeleert, und war dann in demselben Augenblick auch dem leiblichen Tode verfallen. Hier hatte Gott selbst mit Donnerstimme an die Herzen gesprochen und Menschenworte schienen überflüssig zu sein." Mit diesem letzteren Gedanken begann er am folgenden Tage seine Leichenpredigt und wies dann zuerst auf das schauerliche Er-

wachen in der unsichtbaren Welt hin, das bei einem so plötzlichen Tode über die Verstorbene gekommen sein mußte, als sie mitten aus dem Taumel der Sündenlust heraus ohne Ausweis und Heimatschein in das ihr fremde Land der Ewigkeit geschleudert ward. „Aber," fuhr er fort, „ist sie darum vor Andern eine Sünderin gewesen, weil der eifrige Gott an ihr ein Exempel statuirt hat? Nein, sondern so ihr euch nicht bessert und euch durch dieses Beispiel warnen lasset, werdet ihr alle auch also umkommen." Auf diese und ähnliche Weise redete er scharf und eindringlich, mit großem Ernst und mit tiefer Wehmuth. Er wußte ja wohl, daß der natürliche Mensch, so lange er sich nicht zu dem lebendigen Gott bekehrt, die erforderliche Summe von Widerstandskraft nicht aufzutreiben weiß, um der Uebermacht der Versuchung Stand zu halten, daß er ein Sklave der Sünde ist und thun muß, was dieser Tyrann von ihm fordert; und darum benützte er auch diese Gelegenheit hauptsächlich dazu, die Leute zu ermahnen, sie möchten doch ihre Bekehrung nicht länger aufschieben.

Man darf wohl annehmen, daß seine Worte nicht gar ohne Eindruck verhallten. Aber es brauchte nur wenige Wochen, so war die Leichenpredigt und der warnende Gottesruf und die todte Barbara Todt wieder vergessen. Welchen tiefen Schmerz die fortwährende Unbußfertigkeit dieser Filial-Gemeinde dem um ihr Heil bekümmerten Seelsorger bereitete, das läßt sich denken. Wir werden darüber noch weiter berichten.

Nach diesem schmerzlichen Vorfall wurde ihm eine längst ersehnte Freude zu Theil. Der Hausbau in Stammheim, zu dessen Kosten er die Mittel hatte sammeln helfen, wurde eben jetzt in Angriff genommen. Am 16. Juli wurde der Grundstein gelegt, und eine liebliche Feier gehalten, die

in dem Büchlein: „Ein Kinderfreund“ näher beschrieben ist. Seine Freude war wirklich nicht geringer Art. Er richtete ein großes Ebenezer auf; denn er sah in dem bisherigen Gang der Sache ein Wunder Gottes, eine neue Erfüllung der großen Verheißungen, die Er auf den Glauben gelegt hat. Mit Freudigkeit zeugte er vor der Versammlung davon, wie sich der HErr zu jedem Werke des lebendigen Glaubens bekennt; denn er wußte wohl, daß sich unter so vielen theilnehmenden und thätigen Menschenfreunden gar Manche befanden, die die Privilegien des Glaubens nicht nach ihrem wahren Werth zu schätzen wußten. In jener Stunde konnte er nun das Erlebte bereits als eine Thatsache hinstellen, die für ihn und für viele Gleichgesinnte mit ihm den schlagenden Beweis lieferte, wie Gott den Glauben belohnt, wie Er sich zu denen bekennt, die Ihm die Ehre geben. Aus natürlichen Gesetzen, sagte er, lasse sich das nicht erklären, daß ein solcher Zweck, wie der der Kinderrettungsanstalt in Stammheim, in einer Zeit der Bedrängniß und Noth, neben täglich wachsenden Aufforderungen zu milder Handreichung, so viele Theilnahme und Unterstützung gefunden habe, daß dieser Hausbau möglich geworden. Weil es also sichtbar der HErr sei, der solches gethan, so müsse Er, Jesus Christus, nun auch der Grund- und Eckstein dieses Hauses sein. „Von Ihm, dem ewig festen Felsen alles Heils, besonders auch in der Erziehung,“ sagte er, „wollen wir nicht weichen und nicht wanken; Ihm, dem großen Hirten der Schafe, wollen wir die irren Lämmer seiner Heerde zuführen und sie pflegen mit der Achtung, die ihnen, als einem Eigenthum Jesu, gebührt. Ihm seien die Schlüssel des Hauses übergeben, zum Voraus schon, noch ehe es steht! Er gehe darin ein und aus nach seinem Wohlgefallen! Er, der die Schlüssel Davids hat, der aufschließt so, daß Nie-

mand zuschließen kann, und zuschließt so, daß Niemand aufthun kann, Er schließe auch dieses Haus zu, daß kein Unheil und keine Verführung zur Sünde sich einschleiche oder einbreche, und schließe es auf, daß der Segen reichlich herein ziehe und nimmermehr weichen möge. Sein Name sei daran geschrieben, zur Ehre Ihm, dem Eigenthümer, und zur Furcht jedem Feind, der es anfallen wollte!" — Im Blick auf den künftigen Haushalt wünschte Barth, daß Gott der Anstalt nie das tägliche Brod fehlen lasse, aber auch den Verein vor großen Fonds bewahre, damit die Leiter und Bewohner nicht trotzig werden und fragen: „Wer ist der HErr?" Sie sollte jeden Tag von dem großen Kapital der Verheißungen Gottes leben, damit sie nicht, wie es ähnlichen Anstalten ergangen, verknöchert oder versteinert werde. — Am Schlusse empfahl er noch das Nöthigste, die ernstliche, fortgesetzte Fürbitte. „Denn," sagte er, „ein solches Haus wird nur durch Gebet wie gebaut, so auch erhalten. Und denket nicht, daß solches Gebet für euch selbst keinen Gewinn habe oder verloren sei. Nein, nein! Dieses Haus soll auch eine Stätte des Gebets werden, darin gegenseitig gedacht wird derer, die dafür flehen. Ja, ein Dankopferaltar sei es, von dem ohne Unterlaß die Wolke des Weihrauchs emporsteige, und Tag und Nacht soll darin kein Schweigen sein der dankbaren Herzen vor dem HErrn HErrn! Also geschehe es!"

Hiemit war der Glaubensstandpunkt festgestellt, in welchem die Anstalt gegründet ward und auch verblieb. Beim Grundsteinlegen wurde alsbald ein Ton angeschlagen und ein Thema gegeben, das von nun an 34 Jahre lang, besonders bei den Jahresfesten, in den mannigfachsten, lieblichsten Variationen aus Barth's Munde widerhallte, und an dem sich gleichgesinnte Festgäste niemals satt hörten. Am 8. August

desselben Jahres wurde das Haus aufgeschlagen; und am 11. Dezember konnte man, die Gnade des HErrn lobpreisend, mit 30 Kindern einziehen.

Es kommen in dem Leben unseres Freundes Barth nicht selten größere und kleinere Fügungen vor, welche deutlich darauf hinweisen, daß ihn der HErr zu einem besonderen Werkzeuge in Seinem Reiche ausersehen hatte. Unter die kleineren gehört wohl auch das, daß ihm im Sommer 1828 ganz ungesucht und unerwartet inhaltsreiche Sammlungen von Aussprüchen der theuren Gottesmänner J. A. Bengel, Oetinger und Flattich in die Hände kamen, die noch ungedruckt und unbekannt waren, wie denn an solche Männer damals nur Wenige dachten. Der Anlaß, daß ihm dieselben zugeschickt wurden, wurde vielleicht dadurch gegeben, daß er in seinem Missionsblatt das Andenken an die alten Gläubigen in Württemberg wieder aufgefrischt und „Beweise christlicher Theilnahme an der Missionssache vor 100 Jahren" mitgetheilt hatte, bei welchen auch Bengels Name zum Vorschein kam. Da hieß es: „Wer da hat, dem wird gegeben." Barth hatte auf einmal ein kostbares Material in den Händen, das ein Anderer kaum so gut, wie er, zu verwerthen verstanden hätte. Flugs ließ er ein kleines Büchlein erscheinen unter dem Titel:

„Süddeutsche Originalien, Bengel, Oetinger, Flattich. In Fragmenten gezeichnet von ihnen selbst. Herausgegeben von M. C. G. Barth, Pfarrer in Möttlingen. Mit dem Motto: „Offenb. 6, 6. Drei Maaß Gerste um einen Groschen, und dem Oel und Wein thue kein Leid." Stuttgart 1828." Freund Tauchnitz, der damals in Tübingen studirte, besorgte die Korrektur.

In dem Vorwort dazu wagte Barth zu sagen, das Büch-

lein wiege mehr, als eine ganze Michaelismesse, und zeichnete jeden der Männer mit kurzen, treffenden und lieblichen Worten. Bei der Veröffentlichung war es ihm hauptsächlich darum zu thun, diese alten Gottesmänner gegenüber von dem Unglauben und der Flachheit der Zeit ihr Zeugniß ablegen zu lassen. Er begleitete dasselbe mit den Worten: „Daß solche Männer nicht aus Bornirtheit, oder Unkenntniß, oder Vorurtheil, oder Feigheit die evangelische, jetzt so verschrieene und kothbeworfene Wahrheit fest gehalten haben, wird dem redlichen Leser ziemlich deutlich werden, und einen unredlichen fürchten diese Blätter nicht. Ihre Wahrheiten sind von Asbest, und sehen getrost dem Feuer entgegen."

Dieses Büchlein, welchem in den folgenden Jahren noch drei Hefte nachgesandt wurden, machte gleich bei seinem Erscheinen einen bedeutenden Eindruck. Ein Recensent sagte: „Wenn das Motto auf dem Titelblatt auch nicht gerade den Preis dieses köstlichen Büchleins bezeichnet, drückt es doch den Werth desselben aus, so wie die Vorrede des Herausgebers erkennen läßt, daß es in Württemberg noch mehr solche Originalien gibt. — Hier ist Oel und Wein! Freilich nicht fässerweise, wie im Kaufhause, denn es ist heiliges Salböl und Wein, wie lacrymae Christi, gewiß heilsam für Jeden, der unter die Mörder gefallen ist, die ihn ausgezogen haben. — Diese Fragmente sind Geistesfunken der höheren Art, welche, wie die von des Zauberers Tilseng Stahl, zu Geistern werden und mit dem umgestalteten Zwerg Barka Ball spielen."

Ich erinnere mich wohl, wie viel mir diese Fragmente gleich nach ihrem Erscheinen zur Stärkung meines Glaubens austrugen. Jetzt, nachdem diese und andere gründliche Schrift-Theologen der alten Zeit durch die Wiederherausgabe ihrer Werke, wie durch das Erscheinen ihrer Biogra-

phieen, gleichsam von den Todten auferstanden und Vielen erschienen sind, kommt es mir vor, als hätten damals ihre Gebeine sich zum ersten Mal wieder zu regen begonnen.

Wir sind mit den Ereignissen des Jahres 1828 noch nicht zu Ende; das Wichtigste ist noch im Rückstand. Denn in diesem Jahre wurde auch mit der evangelischen Schullehrerbibel der Anfang gemacht, wiewohl sie erst im Sommer 1829 an's Licht trat. Schon im September des vorhergehenden Jahres hatten die neuerweckten evangelischen Prediger in Bayern ihre erste Conferenz gehalten (22 an der Zahl), und dabei unter Anderem ausgemacht, eine evangelische Schullehrerbibel auszuarbeiten, um durch dieselbe Dinters durch und durch rationalistisches Bibelwerk zu verdrängen, das unter dem Lehrerstand so viel Schaden anrichtete. Pfarrer Brandt in Roth übernahm die Redaktion in Verbindung mit mehreren andern evangelischen Geistlichen. Zu diesen gehörten namentlich auch Barth, Osiander und Bähr, damals in Pforzheim, mit welchen Brandt in dogmatischer Hinsicht wohl zusammenstimmte. Namentlich gab er viel auf Barth's Urtheil, dem er deßhalb auch die eingehenden Manuscripte zusandte, um sein und Osianders Gutachten zu hören. Bähr übernahm mehrere pauliniſche Briefe. Nachdem eine Ankündigung des Werkes erschienen war und der Druck des ersten Heftes bevorstand, schrieb Brandt an Barth (15. Sept. 1828):

„Wir schlagen mit der evangelischen Schullehrer-Bibel den Freunden Dinters in Bayern große Wunden, sie schreien schon in allen Wirthshäusern davon, und bearbeiten die Schullehrer auf alle Weise gegen das Werk, so daß Freunde und Feinde auf das erste Heft sehr gespannt sind."

Welche Schriften des neuen Testaments von Barth selbst bearbeitet wurden, wissen wir nicht; aber so viel ist ausgemacht, daß das Werk seine und seines Freundes Osianders Ansichten und Auslegungen so ganz enthielt, daß sich Barth bis an's Ende seines Lebens zu dem Inhalt dieses Werkes als zu dem Ausdruck seiner Ueberzeugung bekannte, und dasselbe bei vorkommenden Zweifeln über die Auslegung einer Stelle fast wie eine entscheidende Autorität nachzusehen pflegte.

In dem Vorwort wurde gesagt, daß der Titel nur durch den Gegensatz gegen Dinter veranlaßt, und daß das Buch eigentlich für alle Christen bestimmt sei, welche das Wort Gottes nicht blos lesen, sondern auch verstehen wollen. Die Herausgeber versprachen, die heilige Schrift nur aus ihr selbst zu erklären, und thaten dieß auch nach bestem Wissen und Gewissen. Gegenüber von ängstlichen Anhängern der Lehren der symbolischen Bücher erklärten sie, man gehe natürlich nicht darauf aus, diese Lehren mit allen ihren einzelnen Bestimmungen in der Schrift zu finden oder nachzuweisen, sondern verspreche nur soviel, daß das Resultat dieser von jedem System unabhängigen Erklärung mit dem Inhalt unseres evangelischen Glaubensbekenntnisses nicht im Widerspruch stehen werde. „Die Schrifterklärung," sagten sie, „ist von jeher in der evangelischen Kirche frei gewesen, und die Reformatoren haben dieß Recht nicht allein für ihre Person in Anspruch genommen und geübt, sondern sie haben es auch als Erbstück von großem Werth der protestantischen Kirche hinterlassen. Wie dem aber auch sei, ein wahrer Christ hat in jeder Kirche das Recht und die Pflicht, Gottes Wort höher zu achten als Menschenwort; und zu einer völligen Erkenntniß kann nach dem Ausspruch Jesu selbst nur der kommen, der bei Seinem Worte bleibt. Joh. 8, 31. 32."

Für die Auslegung wurden folgende Grundsätze aufgestellt: 1. Zu einem richtigen Verständniß des Wortes Gottes gelangt man nur durch Hülfe und Leitung des Geistes der Wahrheit. — 2. Das Wort Gottes ist da, um verstanden zu werden. — 3. Man muß es mit dem Wort Gottes genau nehmen und wohl unterscheiden. — 4. Die Schrift hat nur Einen Sinn, den buchstäblichen. — 5. Die Ausdrücke der Schrift müssen überall eigentlich verstanden werden, so lange in der eigentlichen Erklärung kein erweislicher Widerspruch gegen Schrift und Vernunft enthalten ist. — 6. Die heilige Schrift enthält eine vollständige Offenbarung von dem Rathschluß Gottes über das ganze Universum. — 7. In der ganzen heiligen Schrift ist Christus der Mittelpunkt. — 8. Die Reden Jesu sind nicht nach dem Erkenntnißgrad Seiner unmittelbaren Zuhörer zu erklären. Sie sind für alle Seine Jünger für alle Zeiten gesprochen.

Diese Normen, welche im Vorwort näher ausgeführt wurden, waren genau diejenigen, nach welchen Osiander und Barth bei der Auslegung verfuhren. Aber nicht alle Mitarbeiter theilten dieselben. Das stellte sich alsbald bei dem Briefe an die Römer heraus. Der ursprüngliche Bearbeiter dieses Briefes hielt sich in der Satisfactionslehre an das kirchliche Dogma, und da man sich deßhalb mit ihm nicht einigen konnte, so übernahm Osiander schließlich die Bearbeitung dieser Epistel. Barth hatte, wie es scheint, in solchen Fällen ein Schiedsrichteramt. Da er nun, ganz übereinstimmend mit Osiander, auf eine von jedem System unabhängige Erklärung der Schrift aus sich selbst drang, so konnte es nicht fehlen, daß er bei manchen, sonst sehr theuren Männern, die von der Kirchenlehre nicht abweichen wollten, mit seiner Verfahrungsweise anstieß. So leid es ihm nun that, wenn er das zu fühlen bekam, so blieb er doch uner-

schütterlich fest, und war am Ende zufrieden, wenn man ihn in streng kirchlich gesinnten Kreisen nur auch mit ankommen ließ.

Was die Schullehrerbibel betrifft, so konnte der ursprüngliche Plan, vielleicht gerade um dieser Differenzen willen, nicht durchgeführt werden. Die Auslegungen waren zum Theil so eigenthümlicher Art, daß sie bei den Gläubigen nicht überall Eingang fanden. Auch entsprach das Werk dem besonderen Bedürfnisse der Schullehrer nicht eigentlich. Es ist mehr für solche Leser, denen es um tieferes Schriftverständniß zu thun ist. Was sonst noch für Hindernisse in den Weg traten, wissen wir nicht. Genug, zu einer Bearbeitung der ganzen Bibel kam es nicht. Aber ungeachtet dieses theilweisen Mißlingens der Unternehmung hat die Erscheinung dieser Erklärung des neuen Testaments in den Kreisen der Gläubigen großen Segen gebracht, wie sie denn ihren Werth auch jetzt noch behält, nachdem schon längst in diesem Gebiete viele andere gediegene und umfassendere Werke erschienen sind. Von dem Calwer Bibelwerke, das erst viel später erschien, ist diese Schrift wohl zu unterscheiden. Bemerkenswerth aber bleibt, daß der theilweise gescheiterte Plan nach einer längeren Reihe von Jahren in anderer Weise doch noch ausgeführt wurde, so daß Barth's Arbeit an der sogenannten „Schullehrerbibel" als eine Vorarbeit für die Calwerbibel angesehen werden kann. Wie viel ihm vor der Hand jene zu thun gab, werden wir im Verlauf unserer Erzählung berichten.

Während Barth so in der Theologie stark beschäftigt war, und zugleich für die Missionssache durch sein Blatt wirkte, auch nach und nach in eine ausgedehntere Correspondenz hinein gerieth (er sagt schon Anfangs 1828, daß er im Jahr mehr als 1200 Briefe zu schreiben habe), und deß-

halb, neben den zum Theil schweren Aufgaben im Amte stets vollauf zu thun hatte; — vergaß er doch nicht, daß er den kleinen Lesern des „armen Heinrich" auf Weihnachten wieder ein Büchlein versprochen hatte. Das erschien unter dem Titel: „Gotthilf und Erdmann." Als Albert Knapp davon hörte, freute er sich, die lieben Leutlein bald kennen zu lernen. „Sie sollen Brüderlein vom armen Heinrich sein; dann sind sie recht wohl geartet."

Barth's heiterem Geiste mochte es ein Bedürfniß sein, neben seinen vielen anstrengenden Arbeiten sich auf eine kindliche Weise mit den Kleinen zu unterhalten, wiewohl auch eine solche Kinderschrift seine Kraft stark in Anspruch nahm. Seine Heiterkeit war übrigens besonders dießmal in tiefen Ernst getaucht. Die Ewigkeit stellte er den Kindern vor Augen auf mehr als eine Weise, zugleich suchte er sie in die Tiefen des Herzens zu führen, und ihnen fruchtbare Winke zur Selbsterkenntniß zu geben. In den beiden Knaben Gotthilf und Erdmann sind zwei durchaus verschiedene Charaktere auf meisterhafte Weise gezeichnet. Bei Gotthilf kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Barth hier sein eigenes Bild, wie er in der Kindheit war, in vielen übereinstimmenden Zügen skizzirt hat. Ob er bei dem wilden Erdmann und dessen merkwürdiger Bekehrung vielleicht an einen seiner Jugendgenossen dachte, dessen schnelle, völlige Umwandlung großen und bleibenden Eindruck gemacht hat, wollen wir dahingestellt sein lassen. Den „braunen Mann", der so tief in den Lebensgang beider Knaben eingreift, entlehnte er bekanntlich von Stilling. Sonst werden wir durch den Ort, an welchem die Geschichte spielt, an seine Reisen nach Nürnberg erinnert; die eingeflochtenen Episoden aber zeigen, daß er bereits daran war, englischen Stoff, deutsch bearbeitet, für seine kleinen Leser zu verwerthen. Der eigen-

thümlich poetiſche Hauch, der dem armen Heinrich ſeinen beſonderen Reiz verleiht, ſchwebt über dieſer Geſchichte nicht ebenſo, doch findet das Gefühl auch ſeine Nahrung in den beiden Liedern von den Kindern in dem Wald, und von den zwei Kindlein in Holland. Im Uebrigen ſind die Motive durchgängig ſittlich religiöſer Art: es handelt ſich um die Herzensbekehrung; daher iſt der Ton ernſt bei aller Heiterkeit des Erzählers, von dem Gewitterabend im Eingang an, bis zu der durchdringenden Frage: „Hörſt du?“ am Schluſſe.

Dieſer Ernſt ſtimmt zuſammen mit dem Charakter des ganzen Jahres, in welchem, auch außer dem Tode der Mutter, noch manche tiefererſchütternde Erlebniſſe vorkamen. Einen Vorgang im Amt, der hieher gehört, können wir nicht mit Stillſchweigen übergehen, weil er für Barth charakteriſtiſch und vielleicht für Manchen belehrend iſt: In einer Zolldefraudationsſache wurde der Pfarrer von Möttlingen aufgefordert, zwei Weiber der Gemeinde auf einen Eid vorzubereiten, ohne daß er über den Gegenſtand der Unterſuchung in Kenntniß geſetzt wurde. Er ließ die Frauen Nachts um acht Uhr auf ſein Zimmer kommen, und fieng an, ihnen die Wichtigkeit des Eides auseinander zu ſetzen. Auf die Geſchichte ſelbſt, die ſie ihm mittheilen wollten, ließ er ſich nicht ein, ſagend, ſeine Sache ſei nur, ihnen die Heiligkeit des Eids und die ſchrecklichen Folgen des Meineids vorzuhalten. Das that er denn auch ſo eindringlich, daß ſie wie Espenlaub zitterten. Am Schluſſe fügte er bei, wenn ſie nun doch einen falſchen Eid ſchwören, ſo ſei er aus der Schuld. Sie erklärten aber ſogleich, daß ſie nie im Sinn gehabt hätten, zu ſchwören, und theilten ihrem Pfarrer im Vertrauen den ganzen Hergang der Sache mit, worauf er ſie nochmals ermahnte, beim nächſten Verhör die ganze reine Wahrheit zu geſtehen, was ſie auch in allem Ernſt verſprachen. Nach

acht Tagen hörte der Pfarrer, sie haben in Calw einen Eid geschworen. Der Mann, welchem sie die Waaren aus dem Badischen eingeschmuggelt hatten, hatte sie zuerst zum Läugnen überredet und ihnen vorgemacht, daß es kein wirklicher Eid sei, welchen sie schwören. Nachdem nun Barth von dem Oberamt unmittelbar Auskunft verlangt und diese mit dem Beisatz erhalten hatte, daß man bei Oberamt von der Falschheit ihres wirklich abgelegten Eides überzeugt sein müsse, ließ er die Weiber kommen und trug ihnen auf, unverzüglich vor's Oberamt zu gehen und ihren Meineid zu gestehen, widrigen Falls er sie nicht mehr als Glieder seiner Gemeinde ansehen und ihnen das heilige Abendmahl nie wieder reichen würde. Sie entschuldigten sich immer damit, daß sie überredet worden seien, man treibe es nicht zu einem Eid ꝛc., versprachen aber, bei Oberamt das Geständniß zu machen, welches auch geschah. Die Untersuchung nahm dann auf's Neue ihren Anfang und wurde zuletzt an die Regierung gebracht, worauf die beiden Weibspersonen wegen falschen Eides zur Strafe gezogen wurden. Es scheint, daß Barth, ungeachtet ihres Widerrufs, gegen ihre Wiederzulassung zum heiligen Abendmahl Schwierigkeiten erhob, wozu er seine Gründe haben mochte. Es hatte dieß Verhandlungen mit dem Dekanatamt zur Folge, die sich noch in's nächste Jahr hinüber zogen.

Es lag oft allerlei auf Barth's Seele, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn er sich manchmal trocken, verschlossen und mißmuthig fühlte. Einmal sagt er, es sehe oft finster und unruhig in seinem Herzen aus, nur im fernen Hintergrunde schimmere ein Lichtlein der Hoffnung, es werde geholfen werden. „Doch," fügte er bei, „es soll dieß nur vom Mangel der Empfindung des Friedens gesagt sein; der Glaube ist mir noch nie ausgegangen, und dieser Glaube,

durch Gnade fest geworden, könnte mir auch nur mit dem vernünftigen Bewußtsein zugleich genommen werden. Ich müßte verrückt werden, um nicht mehr an Christus und Sein Wort zu glauben. — Im Blick auf den Tod seiner Mutter bemerkt er nach Verfluß von etlichen Monaten seinen Vertrautesten: „Ich habe es gelernt, mich in diese Wege des HErrn zu schicken; aber darüber bin ich oft unzufrieden mit Ihm, ob ich gleich selber Schuld bin, daß Er die Frucht Seiner Führungen so langsam an mir offenbar werden läßt."

Vom Amte: „In meiner Gemeinde geht es still. Ich habe einigemale scharf geprebigt, und das ist Manchen nicht behaglich gewesen. Andern aber dient's zum Segen. Gott arbeitet verborgen; aber wie viel ihrer zum ewigen Leben verordnet sind (Apg. 13, 48.), so viele werden auch durch das Wort der Predigt in Möttlingen selig werden. Darum arbeite ich muthig fort, und weiß, daß es nicht umsonst ist."

1829.

Dieses Jahr schließt sich in mehrerem Betracht genau an das vorhergehende an. In dem Gemeindeleben kamen Ereignisse vor, die für einen tieferen Beobachter mit dem Vorangegangenen in offenbarem Zusammenhang standen. In seiner persönlichen Wirksamkeit setzte Barth hauptsächlich das bisher Begonnene fort, doch trat auch ein neuer Wendepunkt in seinem Wirkungskreis ein, der für sein ganzes übriges Leben von entscheidenden Folgen war. Wir werden bald darauf zu reden kommen.

Das Missionsblatt wurde mit frischer Kraft in Angriff genommen, und erhielt eine etwas bessere Ausstattung, zu

welcher auch die ganz eigenthümliche Titelvignette gehörte. In der Mitte das Kreuz aufgepflanzt, rechts und links an daſſelbe angelehnt je eine Poſaune, die zum Erdboden reicht, auf welchem niedergeſchmetterte Götzenbilder, gräulich anzuſehen, daliegen. Neben denſelben ſind Schädel und Todtengebeine umhergeſtreut; das Kreuz aber ſteht ſiegreich auf dem Rumpfe eines der geſtürzten Götzen. „Die Trompeten, die vom Kreuz poſaunen," ſagte er, „wollen manchen Leuten nicht gefallen. Ich ſchrieb zurück, ſie ſeien nicht zum Gefallen da, ſondern zum Blaſen. Der Holzſchneider hat freilich kein Meiſterſtück gemacht. Den Bauern aber gefällt's wohl, und dieſe ſind die meiſten Leſer unſeres Blattes." Dieſe Leſer behielt er denn auch beim Schreiben des Blattes im Auge. Gerade die volksthümliche Sprache war es, was ſeinen Artikeln eine beſondere Schneide gab, und dem Blatte immer neue Freunde erweckte. Wenn er das eine Mal von württembergiſchem, das andere Mal von engliſchem oder polniſchem Miſſionshonig erzählte, oder von einem Miſſionsweinberg oder Miſſionsſchaf, ſo zuckten freilich Manche über ſolche Spielereien die Achſeln; Andere aber griffen um ſo begieriger nach jeder neuen Nummer, weil der muntere Geiſt, der durch das ganze Blatt zu ſpüren war, ſie allemal wieder erfreute. Vortrefflich ſind die Antworten auf allerlei Einwendungen gegen die Miſſionsſache, in welchen Barth auf die ihm eigene treffende und witzige Weiſe die ganz aus dem Leben gegriffenen Einreden aus dem Felde ſchlug. Doch das Alles gieng nur nebenher. Er führte ſeine Leſer in allen möglichen Gebieten der Heidenwelt umher, und wußte den ſchlummernden Miſſionsſinn und Geiſt auf die mannigfaltigſte Art zu wecken. Es wurden in dieſem Jahre bereits 4000 Exemplare abgeſetzt, und man durfte die eigentliche Zahl der Leſer um ſo höher berechnen, da

man wußte, daß auf dem Lande in der Regel mehrere Häuſer miteinander Ein Exemplar hielten.

Das Pfarrhaus in Möttlingen war nun bereits eine Arbeitsſtätte für das Reich Gottes geworden, von welcher nach allen Seiten hin guter Nahrungsſtoff für die Seelen ausgeſandt wurde. Denn Barth war namentlich auch für Traktatverbreitung in Verbindung mit ſeinem Freund Federhoff unausgeſetzt thätig. Seinen Bruder hatte er als Buchbinder in's Haus genommen und beſchäftigte ihn auf vielfache Weiſe. Für ihn ſelbſt wuchs die Arbeit auch wegen der noch immer fortdauernden Privatſpedition gar vieler Artikel und wegen ſeiner wachſenden Correſpondenz ſo ſehr an, daß er oft bis Mitternacht oder noch ſpäter am Schreibtiſch ſaß. „Ich thue, was ich kann," ſagt er einmal, „aber mehr als ich kann, kann ich nicht thun." Es war jedoch, als ob mit der Arbeit auch die Kraft ſich ſteigerte, wozu die ſichtbaren Handleitungen Gottes nicht wenig beitrugen, weil ſie den Muth und die Freudigkeit immer auf's Neue erweckten. Im Laufe des Jahres wurde er von Baſel aus veranlaßt, kleine engliſche Kindertraktate mit Holzſchnitten ins Deutſche zu überſetzen und dadurch auch der deutſchen Jugend nutzbar zu machen. Ein kleiner Beitrag für dieſen Zweck wurde zugleich eingeſendet. Es gab unter dieſen engliſchen Traktätchen freilich Anfangs manche, über die man lächelte, denn die Bilder waren oft gar zu einfach und unbedeutend; auch der Stoff wollte dem deutſchen Geſchmack keineswegs zuſagen. Es waren erſte Verſuche. Aber Barth wußte wohl, was er that, als er jenen Antrag annahm und zum Anfang einen ſolchen Traktat in 10,000 Exemplaren drucken und durch ſeinen Agenten in Calw verbreiten ließ. Er wollte nun einmal den Weg anbahnen, um mit der großen engliſchen Traktatgeſellſchaft in Verbindung zu kommen, weil

er wohl erkannte, welche wichtigen Resultate sich davon für die Zukunft erwarten ließen. Seine Berechnung schlug auch nicht fehl. Denn diese Traktate fanden trotz ihrer Anfangs sehr unvollkommenen Gestalt in Ermanglung besserer Schriften dieser Art an geeigneten Orten doch gute Aufnahme, so daß noch einige weitere Nummern hinzugefügt wurden. Nun geschah es, daß um diese Zeit der auswärtige Sekretär der Londoner Traktatgesellschaft nach Stuttgart kam. Er wurde um einen Beitrag von Seiten der Gesellschaft für diesen Zweck angegangen, und bewilligte alsbald 25 Pfd. Sterl., doch unter der Bedingung, daß sich ein eigener Verein bilde, der für die richtige Verwendung der Summe zum angegebenen Zweck Bürgschaft leiste. Diesem Verein traten bei: Notar Widmann in Calw, Pfarrer Nanz in Zavelstein, Handel in Stammheim, Betzner in Altburg, J. L. Federhaff in Calw. Es wurden 20 Nummern dieser Traktate verbreitet, und außerdem auch 16 Nummern der von Barth verfaßten Kinderblätter. Von beiden zusammen wurden mehr als eine Million Exemplare in Umlauf gesetzt; nicht verschenkt, sondern verkauft, so daß das Geschäft, mit Hilfe der wenigen Beiträge, die aus Deutschland und England eingiengen, sich selbst tragen konnte. Auch hatten die obgenannten Mitglieder des Vereins keinerlei pekuniäre Verbindlichkeit übernommen, sondern diese blieb einzig an Barth haften.

Durch diesen Traktatverein wurde der erste Boden gelegt zu dem großen und weitumfassenden Werke des „Calwer Verlagsvereins", das später daraus hervorgieng. Wir kommen auf diesen Gegenstand in der Folge weiter zu sprechen; hier aber mußte auf die kleinen und unscheinbaren Wurzeln hingewiesen werden, aus welchen diese große, noch blühende und Frucht tragende Pflanze erwachsen ist.

Im Frühling dieses Jahres kam von der Basler Missionsgesellschaft ein Circular mit mehreren Fragen zu gutächtlicher Aeußerung, unter welchen die wichtigste die wegen der Mission in Westafrika war. Man hatte in Liberia begonnen, aber diese Station erwies sich als so ungesund, daß man mit Recht bedenklich wurde; wie denn auch der Platz wegen der vielen Opfer, die er forderte, hernach wirklich aufgegeben werden mußte. Interessant ist die Calwer Antwort, von Barth verfaßt, worin er sagt: „Wir wüßten nur das zu bemerken, daß es uns halb vorkömmt, als sei es eine Versuchung Gottes, europäische Missionare auf einen afrikanischen Missionsplatz zu schicken, von dem man vorhersehen kann, daß er das Grab ihrer Gesundheit oder ihres Lebens sein wird. Die nächste Aufgabe wäre demnach, gesunde Missionsplätze in Afrika aufzusuchen. Ferner könnte es scheinen, als ob die östliche Hälfte des Missionsfeldes für die in Basel vorbereiteten Missionare geeigneter sei, die westliche mehr den Methodisten und den Brüdern überlassen werden sollte, deren besondere Tauglichkeit zur Arbeit unter den Negern z. B. durch die Missionsgeschichte erprobt ist. Denn die Uebersetzung der Bibel in die Negersprachen möchte doch ein zu weitläufiges Geschäft sein, da die Stämme so klein und in der Sprache so verschieden von einander sind, daß Oltendorf mehr als zwanzig verschiedene Negersprachen aufzählt" ꝛc. — Am Schlusse drückt Barth seine besondere Freude darüber aus, daß endlich im Missionshause gymnastische Einrichtungen getroffen worden seien, was längst sein Wunsch gewesen sei.

Um Ostern ließ er ein zweites Heft der süddeutschen Originalien ausgehen, weil ihm neue Materialien zugeflossen waren. In der Vorrede bemerkt er, bei seinen vielen Arbeiten anderer Art habe er die Zeit zu dieser den Stun-

den der Mitternacht abdingen müssen. An die Fragmente der ersten Trias, die fortgesetzt wurden, reihten sich nun auch Mittheilungen von Ph. Matth. Hahn, um in die Vorstellung des Lesers einige, „wenn auch flüchtige, doch richtige Züge von dem Bilde dieses geistvollen Mannes zu zeichnen, mit Kreide und Kohle, wie Holbein pflegte." Er sagt: „Es lag mir hauptsächlich daran, zu zeigen, daß nicht alle, die an einen lebendigen Gott und an Christus, den Gekreuzigten, glauben, nothwendig bornirt sein müssen, wie die hohnsprechenden Philister meinen." — Zugleich versprach er, im Laufe des Sommers die Biographie des Prälaten Oetinger erscheinen zu lassen, weil er durch eine günstige Schickung in den Besitz von Oetingers eigenhändigem Manuscript gekommen war, das dieser bis in sein Alter als eine Art von Tagebuch fortgesetzt hatte. Dieses Versprechen nahm er jedoch später zurück, weil mancherlei Hindernisse eintraten, und ganz andere Aufgaben seine Zeit und Kraft in vollem Maße in Anspruch nahmen. Er konnte sich darüber um so eher beruhigen, weil in der Folge andere tüchtige Arbeiter hinlänglich dafür sorgten, daß Oetinger, wie er es verdiente, aus der Vergessenheit wieder an's Licht gebracht wurde, so daß er nun längst beim Volk wie bei den Gelehrten keine unbekannte Größe mehr ist. Immer aber war es Barth, der zuerst wieder auf den Vergessenen gewiesen und ihn als den „Magus im Süden" eingeführt, ja sogar gewagt hatte, zu sagen, es stände ihm dieser Name noch besser an, als dem nordischen, mit dem — zu jener Zeit kühnen — Beisatz: „denn siehe hier ist mehr als Hamann."

In der Himmelfahrtswoche wurde in Stammheim mit dem Jahrestage der Anstalt (29. Mai) die festliche Einweihung des neuen Hauses begangen, das man für sechzig Kinder berechnet hatte. Man war während des Baues durch

viele Noth gegangen; desto größer war nun die Freude, daß das Haus stand und seinem Zwecke völlig entsprach. Der Tag war für Viele mit reichem Segen begleitet, und dieser Segen floß von da an fort unter dem Gebet und der treuen Arbeit seiner Erbauer. In die vielfältigen Sorgen derselben lassen folgende Worte von Barth einen Blick thun: „Wer das stattliche Haus nur so von außen, etwa am Festtag, betrachtet, wer nie in die Tiefen der Sorgen hineingeblickt hat, welche mit der christlichen Führung solcher Anstalten verbunden sind, der hat keine Vorstellung von dem Druck, den eine solche Last auf das Gemüth ausübt, und von dem Maße des Vertrauens und des himmlischen Trostes, das erforderlich ist, um diese Last mit Freudigkeit zu tragen. Es gibt Stunden, wo ein solches Haus nach seiner ganzen Länge und Breite quer über dem Herzen zu liegen scheint, wie ein mächtiger Fels, wo man sich glücklich preist, daß man vor der Gründung der Anstalt alle ihre Bürden nicht so genau gekannt hat, weil man sonst schwerlich den Muth gehabt hätte, sie auf sich zu nehmen. Und dennoch dürfen wir bezeugen, daß es uns noch keine Stunde gereut hat, Hand an dieß Werk gelegt zu haben."

Anfangs Mai machte Barth mit Osiander eine Reise nach Dinkelsbühl, um dort mit Brandt eine Unterredung wegen der Schullehrerbibel zu halten, weil es manche Dinge gab, die sich nur mündlich abmachen ließen. Dem Erscheinen des Werkes traten große Hindernisse in den Weg. In Bayern war sogar schon die Rede davon, daß die Schullehrerbibel verboten werden sollte, „es fehlte nicht viel," schreibt Barth am 14. Mai, „daß sie nicht wäre unterdrückt worden; und sie ist, wenn sie erscheint, gewiß als ein Werk Gottes anzusehen, da sie durch so viele Schwierigkeiten sich durchzuschlagen hatte. Aber freilich wird sie vielen Christen

nicht gefallen wollen." Von der Dinkelsbühler Zusammenkunft sagt er: „Dieses Marburger Colloquium ist ganz gut abgelaufen." Zwei Monate hernach erschien das erste Heft.

Nach dem Stammheimer Fest gieng es nun an die Basler Festreise, zu der er dießmal an dem wackern Federhaff einen sehr erwünschten Gefährten erhielt. Sie fuhren über Nagold und Sulz nach Königsfeld und von da nach Eichstetten, wohin der theure Bruder Bähr befördert worden war. Mit ihm gab es in Sachen der Schullehrerbibel viel zu besprechen. Hierauf wurde auch in Oberekenen besucht. Zuletzt gieng es über das geliebte Sitzenkirch in die theure Baselstadt und in den vollen Festsegen hinein. Da gab es selige Tage, und die gemeinsame Erinnerung an die erlebten wunderbaren Beweise der Regierung Christi, von denen hier so viele Brüder miteinander zeugten, ließen die Freunde alle überstandenen Arbeiten und Mühseligkeiten vergessen. Einer erweckte den andern zu Freude und Dank, so daß der Eindruck zuletzt überwältigend war. (Barth fand hier unter Anderen den Missionar Nicolayson, der nach dreijähriger Arbeit unter den Juden in Syrien und Palästina, wo er die Bibel verbreitete, nach Europa zurückgekehrt war). In Barths nachfolgendem Bericht spricht sich der Ueberwindersgeist aus, durch den er auch bei der Thränensaat in Afrika, die Manchen den Muth nehmen wollte, im Hinblick auf die Freudenernte so viel Hoffnung und Glaubensfreudigkeit bewahrte, daß er auch Andere wieder zur Arbeit anzufeuern im Stande war. Zum Feste hatte er in diesem Jahre das schöne Lied geliefert: „Herr der Königreiche! Alles muß dich loben, was hienieden ist und droben" ꝛc. und das Judenlied: „Du Hirte mit dem Wunderstab, der treu die Heerden leitet" ꝛc.

In diesem Jahre erwähnt Barth zum ersten Male sein

Missionskabinet, für das ihm Wilkins schöne Sachen gesandt hatte. Er bittet einen Freund in Strampur, ihm für dasselbe Götzenbilder u. dgl. zukommen zu lassen, mit dem Beisatz: „auch das Geringste hat Werth für mich." Mithin war er noch in den ersten Anfängen begriffen, doch nicht in den allerersten, denn wir haben seiner Zeit erzählt, wie er schon als Knabe Merkwürdigkeiten zu sammeln begann. Zu diesem früh entwickelten Sinne gesellte sich nach und nach auch das rechte Geschick und der geübte Blick. Sein lebendiges Interesse für alles Schöne und Nützliche, was Kunst und Natur darbot, erhielt ihn auch in dieser Beziehung in einer steten Regsamkeit; das tiefere und durchschlagende Motiv aber, das ihn von nun an auch auf diesen Nebenzweig seiner Thätigkeit gar viele Mühe und Kosten verwenden ließ, war die Absicht, auch auf solche Weise dem Reiche Gottes zu dienen. Er dachte darauf, durch diese plastische Darstellung der Heidenwelt, nach ihrem geistigen Zustande, wie nach den verschiedenen Formen ihrer Bildungszustände, Kunstfertigkeit u. s. w., solche Eindrücke auf die Beschauer zu machen, welche die Missionsfreunde lebendiger anregen, diejenigen aber, welche ihre Christenpflicht gegen die Heiden noch nicht erkannt hatten, zur Theilnahme an ihrem Schicksal und zu herzlichem Erbarmen erwecken könnten. Begreiflicher Weise mußte dadurch das Pfarrhaus in Möttlingen ein anziehender Punkt für Viele werden, die sonst vielleicht nie dahin gekommen wären. Er konnte auch mit Recht erwarten, daß seine Verbindungen mit dem Ausland sich immer mehr ausdehnen würden, so daß sich ihm zur Anlage und Vervollständigung einer ethnographischen Sammlung viele Wege, auch in die entferntesten oft schwer zugänglichen Länder der Erde, eröffnen mußten, und weil er am ersten nach dem Reiche Gottes trachtete, so fielen ihm auch viele Bei-

träge von selbst zu, die ein anderer Sammler schwerlich je erhalten hätte.

Eine kleine Holzbüchse, mit einem eingeschlossenen tragbaren Götzen, war der erste Gegenstand, den er sich für seine Sammlung erwarb. Er blieb nicht lange allein, schon in der Studirstube in Möttlingen füllte sich nach und nach eine Reihe von großen Schiebladen, wie Freund Zeller berichtet. Wie weit sich später diese Sammlung ausdehnte und wie viele andere Sammlungen durch Barth's Freigebigkeit bereichert wurden, werden wir in der Folge erzählen.

Hier ist es uns darum zu thun, den oben erwähnten Freund in Sirampur einzuführen, den Barth zeitlebens nie gesehen hat, und an dem er doch mit der innigsten Liebe hieng, und Jahre lang die herzlichste Correspondenz führte. Es war J. H. N. Felt, den wir aber zunächst nicht in Sirampur, wo er nur vorübergehend lebte, sondern in Hamburg aufzusuchen haben. Er war ursprünglich Kaufmann und, wie es scheint, noch sehr jung, als zuerst Federhaff, und hernach Barth durch die Sendung von Traktaten mit ihm in Verbindung kam. Es scheint, daß er von England herstammte, denn in seinen Briefen war Deutsch mit Englisch vermischt. Um's Jahr 1827 verließ er die Handelsgeschäfte, um sich zum Missionsdienst vorzubereiten. Das Jahr darauf trat er mit der Sirampur-Mission in Verbindung und reiste auf ihre Kosten nach Ostindien. Von dort aus schrieb er an Barth und fragte ihn mit vollem Vertrauen darüber, was er von seiner Verbindung mit der Baptist Society halte, worauf ihm Barth nach bestem Wissen und Gewissen mit Berücksichtigung der Verhältnisse, in die er bereits eingetreten war, seinen brüderlichen Rath ertheilte. Interessant ist, was Barth bei dieser Gelegenheit über die Frage wegen der Kindertaufe überhaupt schreibt. Nachdem er seinem

Freunde zuerſt ans Herz gelegt, daß er nicht wiſſe, ob es in ſeiner Willkür ſtehe, von der Sirampur-Miſſion, die ſchon eine ſo beträchtliche Summe auf ihn verwendet, ſich wieder beliebig loszuſagen und zu einer andern Geſellſchaft überzutreten, und ihm für dieſen Fall ſeinen Rath ertheilt hat, fährt er fort:

„Sollte man Sie aber wirklich in Sirampur für gebunden erklären, ſo bleibt Ihnen auf jeden Fall die Freiheit, ſich nichts aufdringen oder zumuthen zu laſſen, was gegen Ihr Gewiſſen und gegen das Wort Gottes ſtreitet. Die Taufe betreffend iſt es allerdings richtig, daß ſich die Kindertaufe aus der heiligen Schrift nicht beweiſen läßt, vielmehr wahrſcheinlich, daß ſie in der apoſtoliſchen Zeit nicht üblich war; ebenſowenig aber läßt ſich auch die Verwerflichkeit der Kindertaufe aus der Schrift darthun, und bei dem gegenwärtigen Zuſtand der Kirche Chriſti iſt es gewiß dem Willen Jeſu gemäß, daß die Kinder getauft werden. Der Fehler aber, der von beiden Seiten gemacht wird, iſt der, daß man dem Worte Gottes zuwider bei beiden Sakramenten das Unſichtbare von dem Sichtbaren abhängig ſein läßt, und meint, mit dem ſichtbaren Zeichen ſei nothwendigerweiſe auch der Zeit nach die unſichtbare Gnade verbunden. Davon redet die Schrift nichts, wohl aber davon, daß die Mittheilung des heiligen Geiſtes den Glauben bei dem Empfänger vorausſetze. Wie Sie aber das anſehen mögen, ſo wird es immer die Pflicht der Ehrfurcht gegen die Wahrheit und des Vertrauens auf Gott von Ihnen fordern, ſich aus keinem Grunde irgend einer menſchlichen Anſicht zu unterwerfen, welche Ihnen nicht durch Wort und Geiſt zur freien Ueberzeugung geworden iſt. Der HErr wird dann Ihr Vertrauen belohnen und Ihnen zeigen, daß Er mächtig genug iſt, für die Seinigen zu ſorgen.

„Soviel kann ich Ihnen bei meiner beſchränkten Einſicht in Ihre Verhältniſſe rathen. Die Hauptſache wird für Sie immer die ſein, das Wort Gottes und namentlich das N. Teſtament

nach den Grundsprachen gründlich zu studiren, und nebenbei eine Fertigkeit in den Landessprachen zu suchen. — Wer die h. Schrift recht verstehen lernen will, der muß nicht alles wissen, was Andere darüber gesagt haben; er thut am Besten, wenn er sich mit dem Wort Gottes allein recht viel und ernstlich beschäftigt. Die Bibel muß sich selbst erklären, und wer unbefangen und ohne Vorurtheil, unter fleißigem Gebet zu Jesu, darin forscht, dem kann's gar nicht fehlen, er muß zum richtigen Verständniß derselben gelangen. Menschliche Erklärungen, auch frommer Männer, machen einen nur confus.

„Von diesem Grundsatz gehe ich bei meinem Schriftstudium aus, und ihm verdanke ich es, daß ich nun weiß, woran ich bin, und nicht mehr nöthig habe, daß mich Jemand lehre, außer dem Geiste Gottes. Dadurch bin ich zu einem festen unerschütterlichen Grund der Erkenntniß der Wahrheit, und zu einem umfassenden sichern Ueberblick derselben gekommen; hinfort macht mich Niemand mehr irre. Ich weiß, was ich glaube, ob's gleich manchfach von andern Ansichten abweicht, und danke dem HErrn, meinem Heiland, für die richtige und reiche Erkenntniß Seines Gnadenrathschlusses in Seinem Wort, welche Er mir aus freiem Erbarmen geschenkt hat. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Er auch Ihnen diese große Gnade möchte widerfahren lassen und bitte Ihn darum."

Im Juli hatte Barth einen sehr erwünschten Besuch von seinem theuren Bruder Professor Spleiß von Schaffhausen, der etliche Tage bei ihm verweilte. Ein anderesmal kam Graf von der Recke-Vollmarstein, nachdem schon im Sommer zuvor Graf Werner von der Recke aus Oberdyk einen Tag in Möttlingen zugebracht hatte. Der hohe Besuch kam dießmal nicht zu gelegener Zeit, Barth war eben bei einer Conferenz in Pforzheim und hatte keine Ahnung, daß inzwischen ein solcher Gast gekommen war; vielmehr beabsichtigte er Abends nach seiner Rückkehr noch das Mis-

sionsblatt zu schreiben, bei welchem ihm Schullehrer Bronnenkant von Mühlhausen, wie sonst manchmal, Sekretärsdienste leisten sollte. Als er daher auf dem Rückweg nach Mühlhausen kam, ließ er diesen rufen und sagte: „eilen Sie, es ist schon spät, und ich muß heute noch das Missionsblatt schreiben; es muß morgen früh abgesandt werden, sonst ists zu spät." — Bronnenkant gieng mit. Auf der Höhe von Münklingen lud Pfarrer Osiander, der mit war, die beiden ein, ihn hinab zu begleiten. Sie thaten es, kehrten bei ihm ein, und genoßen eine Erfrischung. Während dessen kam Barth's Bruder Gottlob, und meldete: „der Herr Graf von der Recke-Vollmarstein wartet schon seit Vormittag auf dich." — Barth machte ein langes Gesicht und sagte: „da komme ich wieder frühe zu Bette!" Sie beeilten sich nun und langten endlich ermüdet im Pfarrhause zu Möttlingen an. Der Graf wurde von Barth mit gewohnter Herzlichkeit, Freundlichkeit und inniger Liebe empfangen und so bewillkommt, daß es den wohlthuendsten Eindruck machen mußte. Die Unterhaltung war gleich im Gange und dauerte bis 11 Uhr, als endlich der Herr Graf zu Bette gieng. Nun rief Barth seinem Sekretär zu: „Auf, auf! jetzt müssen wir arbeiten!" Er übersetzte aus englischen Missionsschriften und Bronnenkant schrieb. Um 2 Uhr Morgens durften die Beiden auch zu Bette gehen. Barth legte sich in die Hängematte; Bronnenkant schlief im hinteren Zimmer. Um $4^1/_2$ Uhr weckte er den nie ermüdenden Pfarrer wieder, nahm Abschied, und eilte nach Mühlhausen zurück, um seine Schule rechtzeitig beginnen zu können, und seiner alten Mutter noch etwa vorher Hülfe zu leisten.

Mit der Hängematte hatte es folgende Bewandtniß. Den Tag über hieng sie an einem Nagel; nach dem Nachtessen wurde sie an zwei Schrauben, die sich an den gegen-

überstehenden Thürpfosten befanden, aufgehängt und ein einfaches Bett darein gelegt, das während des Tags beseitigt war. Jahrelang schlief Barth in derselben, und machte so sein Arbeitszimmer zugleich zu seiner Schlafstätte, ohne dadurch in jenem Raum zu verlieren; zugleich um Niemand durch Aus- und Eingehen in der Ruhe zu stören, wenn er bis tief in die Nacht oder gar bis an den Morgen fortgearbeitet hatte. Vielleicht hatte er auch noch andere Gründe, um etwa für künftige Seereisen an die schaukelnde Lage gewöhnt zu sein u. s. w. Zu seinem Arbeitszimmer wählte er sich vom Ende dieses Jahres an für Sommer und Winter, die geräumige Schlafkammer neben der Wohnstube, ob sie gleich nicht heizbar war, theils um mehr Raum zu gewinnen, theils um die Wärme des Ofens aus der zweiten Hand zu haben.

Im Spätsommer 1829 kam über das Filial Unterhaugstett eine schwere Heimsuchung, unter welcher Barth mit zu leiden hatte. Der bedenkliche Anlaß derselben war folgender: „Seit dem Tode der Barbara Todt waren in Haugstett nur stille Hochzeiten gewesen, das heißt solche ohne Musik und Tanz, aber nicht etwa darum weil man dergleichen nun scheute, seit dem erschütternden Todesfall, sondern aus anderen Gründen. Im August dieses Jahres verheirathete ein gutmüthiger Bauer daselbst, der von mittlerem Vermögen war, seine ältere Tochter an den Pflegsohn eines Hofbauern aus der Umgegend. Da kam die Frage zur Sprache, ob man bei der Hochzeit Musikanten haben sollte oder nicht. Der Haugstetter Bauer hatte Bedenklichkeiten dagegen und erinnerte an den Schrecken bei der letzten Hochzeit dieser Art, und was der Pfarrer sagen würde; wenn der höre, daß sie Musik haben wollten, sei er so keck und

mache ſie vor der ganzen Kirche zu Schanden u. dgl. mehr. Der Bräutigam, der ein Feind alles Aufſehens war, trat auf die Seite ſeines künftigen Schwiegervaters. Die Braut aber wollte es auch nicht ſchlechter haben, als ihre Kamerädinnen, und ihre Schweſter war der gleichen Meinung. Der Pfleger des Bräutigams aber erklärte: „Was, Pfarrer hin, Pfarrer her! man kann nicht alles thun, was die Pfarrer ſagen, die Barbara Todt hätte nur dürfen in der Stube bleiben, dann wäre ſie nicht umgefallen, und ſo ein Unglück kommt nicht alle Jahre vor; das kann jetzt wieder hundert Jahre anſtehen. Ich thät' mich ſchämen vor dem ganzen Wald, wenn ich's litte, daß mein Pflegſohn nicht auch eine Hochzeit hätte, wie andere ehrliche Leute." Und was ſolcher Reden mehr war. Kurz er beſtand mit ſolchem Nachdruck auf den Muſikanten, daß der Vater der Braut ſchwach genug war, wieder einzulenken, und auch der Bräutigam hatte nicht Energie genug, um länger den Widerpart zu halten. Der Pfarrer von Möttlingen lebte der Hoffnung, der erſchreckende Vorfall im vorigen Jahre werde doch ſo viel Eindruck gemacht haben, daß ſeinen Haugſtettern auf eine Zeitlang die Luſt zum Tanzen vergangen ſei, und ob er wohl ſeine Leute im Allgemeinen kannte, ſo kam ihm doch kein Gedanke, daß der ſtille, geſetzte, ernſthafte Mann, der ſeine Tochter vergab, ſich zuerſt wieder hergeben werde, dem tollen Hochzeitleben Thür und Thor zu öffnen. Er fragte daher auch gar nicht nach, ob ſie eine ſtille Hochzeit haben werden, denn er ſetzte das ohne Weiteres voraus. Wie erſtaunt war er daher, als der Hochzeitzug zur Kirche in Möttlingen unter lautem Lärmen, Schießen und Singen dahin taumelte. Während der Hochzeitpredigt konnten die „ledigen Buben," die ihren Platz auf der Emporkirche im Chor hinter der Kanzel hatten, ihren theilweiſe beſoffenen

Zustand nicht verbergen. Denn sie hatten dem „Morgentrunk“ im Wirthshaus in Haugstett bereits tüchtig zugesetzt. Andere, die draußen geblieben waren, knallten hinter der Kirchhofmauer von Zeit zu Zeit einen Pistolenschuß los. Man kann sich denken, wie dem Pfarrer auf seiner Kanzel unter solchen Umständen zu Muthe gewesen sein mag. So waren also alle Ermahnungen, so war auch die laute Stimme Gottes selbst vergeblich! so war also mit den Leuten auf dem Filial gar nichts anzufangen, und alle Arbeit an ihnen hoffnungslos, wenn sogar die Besseren, zu denen doch der Brautvater gerechnet werden mußte, so „vonderhändig“ auftraten! Kurz, er konnte sich nicht enthalten, über und wider seine Gemeine zu seufzen. Später hat er sich darüber Vorwürfe gemacht und sich gesagt, es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er *für sie*, statt wieder sie geseufzt hätte, wenn er einen andern Schlüssel zu diesen Herzen gesucht, auf eine andere Methode ihnen beizukommen gedacht, oder wenn er's gemacht hätte, wie Hiob mit seinen Söhnen (Hiob 1, 5.). Seine Predigt war ernst und scharf. Er wies darauf hin, wie schmerzlich bei den mancherlei schweren Erfahrungen, die der Ehestand unfehlbar mit sich bringe, der Gedanke sein müsse, ihn im Leichtsinn und Gottesvergessenheit betreten zu haben. Aber solche Gedanken wollten wenigstens in den Herzen des jungen Volkes nicht halten. Sie ließen sich in ihrer Hochzeit- und Tanzfreude dadurch nicht im mindesten stören. Im Wirthshaus gieng es dann nach alter Weise zu. Der Bräutigam war froh, als der große Trubel, gegen den er eine Aversion hatte, ein Ende nahm; die Braut, die, so wenig sie sichs merken ließ, doch eine gewisse Bangigkeit mit auf den Tanzboden genommen, es möchte sich wieder ein Unfall einstellen, fühlte sich ganz erleichtert, daß Alles ohne Anstoß vorübergegangen sei; und

Buße zu thun, das fiel ihr gar nicht ein, so wenig als den Andern. Man ließ ihnen auch keine Zeit dazu, denn gleich darauf fieng die Arbeit der Ernte an.

Noch waren nicht drei Wochen seit der Hochzeit verstrichen, als die Neuvermählte in der Nacht vom 23. auf den 24. August an heftigem Fieber erkrankte. Der Pfarrer, der am folgenden Nachmittag herbei gerufen wurde, fand sie schon im Delirium und konnte kein vernünftiges Wort mit ihr reden. Als er am folgenden Tage wieder kam, lag im Nachbarhause die erste Brautjungfer bereits an derselben Krankheit, einem gallicht nervösen Fieber, darnieder, und hatte ebenfalls das Bewußtsein verloren; und am dritten Tage legte sich auch die zweite Brautjungfer, die Schwester der Braut, so daß der Pfarrer am 26. August beide Schwestern nebeneinander im Bett fand, und mit keiner ein Wort reden konnte. Am 27. August Morgens 7 Uhr starb die Braut, ohne vorher zu sich selber gekommen zu sein. Am 29. Aug. Nachts 12 Uhr starb auch die erste Brautjungfer gleichfalls besinnungslos hinweg, und am 2. Sept. Morgens 1/2 5 Uhr folgte ihr unter denselben Umständen die zweite Brautjungfer in die Ewigkeit nach. So lagen sie nun im Grabe in derselben Ordnung nebeneinander, wie sie im Brautstuhl mit den goldflitt'rigen Schappeln (Brautkronen) nebeneinander gestanden waren. Bei der Leichenpredigt, welche Barth hielt, war das Schwert des Wortes Gottes in Wehmuth getaucht, und an Thränen fehlte es nicht, weder auf noch unter der Kanzel. Diese Krankheits- und Todesfälle waren jedoch nur der Anfang; die Hand Gottes war über die Gemeinde ausgestreckt und ließ so bald nicht ab. Eins ums Andere legte sich an derselben Krankheit; und die, welche daran starben, hatten gewöhnlich bald das Bewußtsein verloren, so daß mit ihnen nichts anzufangen war. Bald blieb kaum ein Haus

im Dorf übrig, in dem sich nicht Kranke fanden. Barth kam jeden andern Tag aufs Filial und hatte eine Zeitlang jedesmal 36 Kranke zu besuchen. Kein Wunder, daß er am Ende auch angesteckt wurde. Er pflegte sonst in dem Tannenwald, durch welchen der Weg nach Haugstett führt, etliche reife Wachholderbeeren zu pflücken und, ehe er in eine Krankenstube gieng, eine der Beeren in den Mund zu nehmen und zu zerkauen, als Mittel gegen die Ansteckung. Einmal aber hatte er es versäumt, sich mit diesen Beeren zu versehen, und als er das Versäumniß merkte, bei sich selbst gedacht, es werde auch ohne das gehen. Es gieng aber nicht, obgleich, wie er nachher sich äußerte, ein guter Bibelspruch, im Glauben recht zerkaut, dieselben Dienste gethan haben würde. Er hatte die Runde in den Krankenhäusern gemacht und kam endlich ganz abgemattet von Durst und Reden, Stuben- und Sonnenhitze in das kleine Stübchen einer kranken Frau, die auch bald darauf starb. Das Stüblein war sehr niedrig und nicht viel größer als die Bettstelle der Kranken, und darin eine unbeschreibliche Hitze. Kaum war er eingetreten und hatte den Mund geöffnet, so empfand er auf der Zungenspitze eine Bitterkeit, und dachte im Augenblick: Jetzt bin ich angesteckt. Es war auch so. Er eilte nach Hause, und legte sich. Am andern Morgen nahm er unverweilt ein Brechpulver, dergleichen er sich, seit dem Beginn der Krankheit immer vorräthig hielt. Dadurch wurde rechtzeitig vorgebeugt und die Kraft der Krankheit gebrochen. Der HErr ließ ihn so leicht durchkommen, daß er dieselbe, ohne zu Bette zu liegen, auf dem Sopha ausbrüten konnte, auch schickte es der HErr so, daß gerade ein Geistlicher*)

*) Es war der liebe J. M. Stotz, der schon im ersten Bande S. 209 als ein vertrauter Bruder Barth's erwähnt ist, und damals noch Vikar war.

zum Besuche da war, der über die Zeit seines Unwohlseins wenigstens die Leichenpredigten übernehmen konnte. Als Barth nach Verfluß von 8 oder 10 Tagen wieder nach Haugstett kam, fand er wieder ein ganz anderes Krankenpersonal, denn in der Regel erholten sich die Patienten bald wieder, wenn sie den ersten kritischen Tag überstanden hatten. Doch starben in dem kleinen Orte, vom 20. Aug. bis 20. Okt., 17 Personen. Am niederschlagendsten war es für den treuen Seelsorger, daß er von der ernsten Heimsuchung keine heilsamen Wirkungen auf die Herzen der Ueberlebenden wahrnehmen konnte.

In einem Briefe an den seligen Verwalter Büchelen im Missionshaus in Basel, in welchem er diesem zu seiner ersten Verheirathung Glück wünscht, schreibt er am 16. Oktober d. J.:

„Wie ich im Geist alle Tage im Missionshause bin; so kehre ich auch jedesmal bei Euch ein wenig ein. Oefter zu schreiben will freilich die Zeit kaum reichen. Daß ich kürzlich krank gewesen, wirst Du wissen, und dadurch hat sich ein großes Retardat bei mir angehäuft, worunter mehr als 100 Briefe unbeantwortet."

Die Zeit zur Ausarbeitung einer Kinderschrift rückte heran, als die trübselige Krankheitszeit noch nicht lange vorüber war. Von dieser findet man jedoch keine Spur in diesem Büchlein: „Der Weihnachtsmorgen oder das Tintenfäßchen;" es scheint vielmehr als hätte Barth nach den trüben Tagen nur um so tiefer aus dem Freudenbrünnlein Gottes geschöpft, das Wassers die Fülle hat, um den Kindern eine volle Freude zu bereiten. Denn von dem „Weihnachtsmorgen," darf man mit gutem Gewissen sagen, was oft um jene Festzeit so grundlos von allen möglichen Büchern gerühmt wird: er eignet sich zu einem Christge-

schenk; denn er weist überall auf den Heiland hin, und das Herz findet seine reichliche Nahrung. Alles ist lieblich, wohlthuend und erfreuend, was in den sieben Kapiteln erzählt wird. Namentlich wird uns gegen das Ende eine freudige Ueberraschung über die andere bereitet, so daß sich der Schlußgedanke von selbst aufdrängt, wie wunderbar und freundlich Gott die Seinen führt. Neben dem Sinn für das Wort Gottes wird auch das Interesse für die Natur, als den ersten Theil der Offenbarungen Gottes geweckt, dadurch reiht sich ein allgemein bildendes Element an das erbauliche. Bei der Tafel mit den 12 Edelsteinen, welche das neue Jerusalem schmücken, glauben wir uns aus Dr. Klippmüllers Kämmerlein auf einmal in das Pfarrhaus zu Möttlingen versetzt, wo bekanntlich ein solches Täfelein hieng. Die sinnige Aufschrift aber: „Offenbarungen Gottes, dritter Theil" deutet ahnungsvoll auf die großen Geheimnisse hin, die wir auf der neuen Erde erwarten dürfen, eine Hoffnung, von der unser Freund so lebendig durchdrungen war. Auch sein Missionsinteresse tritt stark hervor, schon in der Episode von dem Eskimoknaben, die aus der alten Brüdermissionsgeschichte genommen ist, dann aber auch in der Geschichte des Fäßchens, das mit Geschenken für die armen Eskimokinder nach Labrador wandert und angefüllt mit Merkwürdigkeiten von dort wieder zurückkommt.

Um jene Zeit hatte Barth einen Besuch von seinem lieben Bruder Weiz aus Königsfeld. Vielleicht gab dieser Anlaß zur Einflechtung jener Geschichte vom Eskimoknaben. Jedenfalls war es Weiz, der ihn mit den neuesten Nachrichten aus der Brüdergemeinde, die ihm bis ans Ende seines Lebens besonders theuer war und blieb, stets auf dem Laufenden erhielt.

Wir ſtehen am Schluſſe des Jahres 1829, und theilen noch einen heiteren Brief mit, den Barth den 29. Dez. d. J. an Vater Köllner ſchrieb:

„Geliebter Großpapa! Indem ich einen Brief an Sie in petto herumtrug und unruhig darüber war, daß er nicht ſchon lange aus dem petto auf's Papier gekommen, tritt ein junger Mann friſch in's Wohnzimmer ein und grüßt meine Schweſter, die ihn nicht erkennt. Ich, der ich nun im Nebenzimmer meine Reſidenz aufgeſchlagen habe, ſehe durch die offene Thüre den leibhaften Auguſtus Maltheuſis, der mir wie vom Himmel gefallen erſchien. Sie können denken, daß ich viel zu fragen, und er viel zu erzählen hatte. Ich bin Ihnen und ſeinen lieben Eltern in Sitzenkirch wirklich recht dankbar, daß Sie mir ihn zugeſchickt haben, und ſein Beſuch hat mich ſehr gefreut. Er kam am Samſtag Mittag und blieb am Sonntag hier. Am Montag war hier Conferenz, wo Handels, die auch über den Beſuch erſtaunten, Nanz, Oſiander, Schlatter u. ſ. w. erſchienen. Da konnt' ich ihn auch nicht fortlaſſen. Am Dienſtag früh brachte ihn die bekannte Möttlinger diligentia dilecta nach Stammheim, wo ihn der Poſtwagen nach Tübingen aufgriff und mit ſich führte. Ich gab ihm mehrere Adreſſen nach Tübingen mit, die ihn, wie ich hoffe, dort bald heimiſch gemacht haben werden. — Er findet dort unter den Studirenden liebe Freunde. Ihre Zahl, die regelmäßig ſich verſammelt, betrug im Herbſt 26, worunter auch einige Mediciner. Die Zeit war zu kurz, um dem lieben Maltheſer auch auf den Thermometer ſeines inneren Lebens zu ſehen. Es ſcheint mir noch allerlei in ihm zu kochen. Möge er in Tübingen Gelegenheit finden, den Niederſchlag glücklich zu überſtehen, und mit deſtillirtem Spiritus davon zu ziehen. — Seinen Entſchluß, Medicin zu ſtudiren, billige ich ganz; ob aber der Entſchluß ihm ſo feſt ſteht, dieſes Studium in usum Missionis zu treiben, möchte ich noch bezweifeln. Es iſt nur gut, daß der HErr uns führt, und daß man da, man mag wollen oder nicht, wenn Er's ein-

mal verlangt, auch „hinter'sche nei muß," wie die Schwaben sagen. — Auf Ihr Urtheil über die Schullehrerbibel bin ich begierig. Daß die Lehre von der Erlösung darin nicht ächt apostolisch vorgetragen sei, wird wohl schwer zu erweisen sein, daß sie aber nicht nach den Bestimmungen der symbolischen Bücher darin steht; das ist wahr. Der Römer Brief ist unter der Presse. — —

„Seit einiger Zeit nehme ich wieder Arznei, da ich merkte, daß eine Krankheit im Anzug begriffen sei. Auch im Gemüthe bin ich seit einiger Zeit sehr gedrückt. Beten Sie für mich, daß mich der Heiland wieder aufrichte und stärke. — Ueber den Abschied des lieben Kraushaar werden Sie sich auch gewundert haben. Sein Verlust thut mir sehr weh. Meine Hausgenossen sammt dem Prälaten (Schulmeister von Stockach), die Nachbarn und Gefreundte (z. B. Betzner) grüßen Sie herzlich. Auch im Fälkli, bei Herrn Forkhardt, Frau Maaß, in Sitzenkirch u. s. w. herzliche Grüße von mir. Nun lieber theurer Großpapa! Der HErr gebe Ihnen viel Freude und Segen! Gedenken Sie oft im Gebet Ihres Sie innig liebenden B. u. Fr.

C. Barth."

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß es mit dem Erscheinen der Schullehrer-Bibel langsam vorwärts gieng. Nur der erste Theil war seit Juli fertig. Der zweite, der die pauliniſchen Briefe enthält, wurde eben erwartet, aber schon jetzt äußerten sich Manche unter den Christen mit diesem Werke unzufrieden, weil es von dem Grundsatze ausgieng, die Bibel aus sich selbst zu erklären, nicht nach einer von Menschen verfaßten Glaubensnorm. Barth theilte dies auch seinem lieben Freunde in Sirampur mit in einem Briefe von demselben Tag, wie der an Köllner. Wir haben einen Theil dieses inhaltsreichen Schreibens schon oben mitgetheilt; hier lassen wir noch etwas aus demselben folgen:

„Die Berliner Kirchenzeitung soll große Noth leiden, indem

ihr die Censur sehr viel streicht. Das Correspondenzblatt geht seinen Gang munter fort. Uebrigens ist in der theologischen Welt eine große Gährung, die sich immer mehr zu einem Bruch gestaltet. Auf der einen Seite der Unglaube und Rationalismus in den manchfaltigsten Geberdungen, auf der andern Seite starre, steife, geistlose Orthodoxe, oder glaubenslose Supranaturalisten, oder blinde Eiferer über alles, was vom Maaßstab der symbolischen Bücher abweicht, während sie selbst in der That glaubig und wiedergeboren sind. Mitten inne eine kleine Zahl solcher, die es keiner Partei recht machen, blos am Wort Gottes bleiben, und sich nicht scheuen, Paradoxe oder Ketzer genannt zu werden. Ueber diese gehts von allen Seiten her. Die Verfasser der Schullehrer-Bibel kommen am schlimmsten weg. An ihrer Schmach nehme auch ich mit Freuden Theil. Wie sich das alles lösen wird, das weiß ich wohl, und habe deßwegen keine Furcht. Jener fromme und kluge Knecht, Matth. 24, 45—47. ist in der Stille schon thätig und wird seiner Zeit hervortreten. Seiner Bekehrung verdanke ich viel. Es wird Friede werden, wenn der HErr kommt. Darauf warte und darnach seufze ich. In Deutschland ist jetzt die Zeit der schlafenden Jungfrauen; das muß Jeder an sich selbst, und ich besonders an mir erfahren. Ich schäme mich in's Herz hinein, daß ich diesem großen HErrn, der mir so große Gnade geschenkt, so wenig treu bin und ihn oft so hintansetzen kann. Beten Sie und die dortigen Brüder auch für uns arme Knechte des HErrn in Deutschland, daß wir unserem Heiland Ehre machen und in der Gemeinschaft mit Ihm wachsen.

„Meine Arbeiten wachsen täglich. Ich muß meine Zeit sehr zusammen nehmen. — Aber der HErr hilft immer durch, und beweist Seine Treue an Leib und Seele. Der hochgelobte Heiland segne Sie mit einem reichen Maaß Seines Geistes und mache Sie zu einem auserwählten Rüstzeug, Seinen Namen unter die Heiden zu tragen. Gedenken Sie meiner in Liebe, wie ich Ihrer, vor dem HErrn, der uns erkauft hat mit Sei-

nem Blute zu einem ewigen Eigenthum, und nun unser Hoheprieſter und König iſt."

Barth fügte bei: „My love to all brethren in Christ!" Er gab ſeinem Freunde auf, den theuren Brüdern Gogerly, Hill, Reichardt, Corie, Lacroix ihre Grüße dankbar zu erwiedern mit der Bemerkung: „Es iſt mir ſehr ermunternd, mit dieſen Knechten des HErrn im fernen Heidenlande im Geiſte verbunden zu ſein." Auch bat er um Mittheilungen über die dortige Miſſionswelt. Aber ſein Brief hatte ein merkwürdiges Schickſal. Als er in Serampure ankam, hatte Felt bereits ſeine Verbindung mit der dortigen Geſellſchaft aufgegeben, und war nach Hamburg zurückgekehrt. Erſt nach Verlauf von zwei Jahren gelangte er am Ende doch noch in Felts Hände; für den er jedoch auch nach langer Zeit, wegen ſeines reichen Inhalts, ſeinen Werth behielt.

Hier ſchließen die beiden Uebergangsjahre 1828 und 1829. — Warum wir ſie alſo genannt? — Weil ſich für Barth in ihrem Verlaufe der Uebergang zu einer umfaſſenderen Reichsgottesthätigkeit allmählig anbahnte, während er doch damals noch im vollen Sinne des Wortes für ſeine Gemeinden lebte und wirkte.

III. Die Mitte der Möttlinger Zeit.

(1830—1833.)

Wer ein anſchauliches Bild von Barth in der Mitte der Möttlinger Jahre zu haben wünſcht, und ſehen will, wie er leibte und lebte, als er eben das dreißigſte Jahr hinter ſich hatte, der findet dieß am beſten in der maleriſchen Beſchreibung, die uns ſein Freund Dr. A. Oſtertag in ſeinen „Erinnerungen“ gegeben hat. (Miſſ.-Mag. März 1863.)

„Es war etwa fünf Jahre nach ſeinem Amtsantritt, daß ich zum erſten Mal als junger Student, in Begleitung eines gleichgeſinnten Freundes und Studiengenoſſen, den ſel. Barth in ſeinem freundlichen Pfarrhauſe zu Möttlingen beſuchte. Der herzliche längſtbeſtehende Zuſammenhang meines Elternhauſes mit der Mutter Barth's, — — gab ein gewiſſes Recht zu ſolchem Beſuch. Aber als lebendiger Antrieb

dazu wirkte die damals weitverbreitete Kunde von seinem kühnen, muthigen Auftreten in Schrift und Wort für die Sache des Reiches Gottes und für die lautere evangelische Wahrheit. Dazu kam der Ruf von seinem ungewöhnlichen, originalen und die Jugend fesselnden Wesen, von der Eigenthümlichkeit seines Junggesellenhaushalts und von dem, was sonst noch von Lehrreichem und Interessantem in seiner Pfarrwohnung sich fände. Der Empfang war so herzlich, als wären wir längst seine Freunde gewesen. Oben an der Treppe stand der vollkräftige, hochgewachsene, wohlproportionirte Mann, angethan im weiten Schlafrock, die langen schwarzen Haare bis auf den Nacken herabwallend, die schönen beobachtenden Augen hinter der Brille vorblitzend, und im wohlwollenden Munde die unvermeidliche lange Pfeife. Schlafrock und Tabackspfeife waren uns Bürgen, daß wir, aller Steifheit und Befangenheit entledigt, uns hier zu Hause fühlen dürften. Als aber vollends bald nachher der muntere Pfarrherr aus seiner Nebenstube mit zwei andern Schlafröcken und zwei der seinigen ganz ebenbürtigen Pfeifen daher kam und mit einer keine Widerrede zulassenden Bestimmtheit uns zurief: „Da! Bequem machen!“ da schwand die letzte straffe Falte von Befangenheit aus unsern Herzen.

„Der Abend wurde ganz uns gewidmet. Man sprach über Tübingen und das theologische Studium, und es gehörte mit zu den Eindrücken, die aus jenem weit hinter mir liegenden Gespräch in meinem Gedächtniß geblieben sind, daß er, wie er es sonst in gleichen Fällen immer zu thun pflegte, bei uns beiden darauf drang, es nicht auf „multa,“ sondern auf „multum“ anzulegen, überhaupt „lieber Weniges zu studiren und das recht, — was er durch eigenen Schaden gelernt habe.“ Man redete von seinen trefflichen Vorgängern im Amt, von denen Barth uns eine Reihe lehrreicher Anek-

boten erzählte. Er zeigte und erklärte uns die Kuriositäten aus der Heidenwelt, dergleichen er damals schon etliche gesammelt hatte, den Missionsglobus, den er selbst verfertigt, eine Anzahl Portraits von bedeutenderen Missionaren, von ihm selbst unter Glas gebracht, auch das von ihm gemalte Bild, das in sinniger Weise darstellt, wie zu dem in der Mitte thronenden, verklärten Heiland Leute von allen Nationen und Farben anbetend hinzunahen, und legte uns endlich die Mappe vor, in welcher eine ganze Reihe von selbstgezeichneten Brustbildern solcher Männer sich befand, die er auf seiner Reise kennen gelernt. Darüber war es fast Mitternacht geworden, und wir zogen uns endlich, voll der empfangenen Eindrücke, in das uns angewiesene obere Stübchen zurück. Der frühe Morgen aber war es, der uns den bleibendsten Eindruck bringen sollte.

„Es war frühe zwischen vier und fünf Uhr, — wir lagen von der Wanderung des vorigen Tages ermüdet noch in tiefem Schlaf, — als von der mittleren Hausflur herauf in tiefen, vollen, sonoren Tönen der Morgenwächterruf uns weckte:

Wohlauf im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag vorhanden ist;
Der Tag vertreibt die finst're Nacht:
Wohlauf, ihr Christen, seid munter und wacht;
Und lobet Gott, den HErrn!

Es war Barth, der unter der Thüre seiner Studirstube stehend durch ein gewaltiges, fast mannhohes Sprachrohr diesen Morgengruß uns herauf sandte. Es wird mir jenes Erwachen in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Denn in dieser eigenthümlichen Scene, in diesem denkwürdigen Morgenwächterruf, der die Träumer und Schläfer zum vorhandenen hellen Tag erweckte, lag ja ein wunderbar ausdrucks-

volles Sinnbild der großen Lebensaufgabe, zu der sich Barth in Mitten seines Geschlechts von Gott berufen fühlte — einer Aufgabe, die er auch sein Leben lang mit der ganzen Kraft und Ausdauer seines Wesens zu erfüllen bemüht war. Er hat es wie Wenige verstanden, durch Wort und Schrift seine Zeitgenossen vom trägen Schlaf zu erwecken, die Gaben und Kräfte eines Jeden, der in seinen Bereich kam, wach zu rufen und in Bewegung zu setzen, und alle an den Tag, „der vorhanden ist," und an das Tagewerk, das der Einzelne im großen Organismus des Ganzen auszurichten habe, zu erinnern." —

Es ist eine sinnige und wohlbegründete Deutung, welche der theure Freund Barth's Morgenwächterruf gibt. Indessen hatte dieser Morgengesang zunächst einen ganz praktischen Zweck zum täglichen Haushalt; denn in diesem hatte Barth „eine so feste Ordnung, daß er nicht leicht davon abgieng." So schreibt einer seiner Hausfreunde und sagt: „Morgens, Mittags und Abends wurde immer zu gleicher Viertelstunde gegessen. Punkt 12 Uhr wurde zu Mittag und Punkt 9 Uhr zu Nacht gespeist. Es mochten Gäste anwesend sein oder nicht. Selten wurde hievon den Gästen zu lieb eine Ausnahme gemacht. Bis zum Nachtessen arbeitete Barth, Winters wie Sommerszeit. Morgens nun geschah es bisweilen, daß er seine Gäste über dem Studirzimmer noch nicht munter hörte, um rechtzeitig zum Frühstück kommen zu können. Da nahm er manchmal sein großes Sprachrohr, trat damit in die mittlere Hausflur, an die Treppe oder auf dieselbe, und sang einen schönen Vers aus einem Morgenlied in den obern Stock hinauf, daß die ganze Etage davon erdröhnte, und die Gäste nicht wußten, wie ihnen geschah und was das für eine seltsame Musik sei. Doch verstanden sie gewöhnlich die Bedeutung dieses Tagrufs bald,

besonders wenn er Vertrauten den Vers sang: „Stehet auf, ihr faulen Christen!“ u. s. w. So hatte er allerlei Mittel, um seine Leute nach einem ergötzlichen Commando zu dirigiren, was oft sehr nöthig war, wenn er Herr im Hause bleiben und nicht Alles aus den Fugen gehen sollte. So gerne er sich sonst seinen Gästen accomodirte, so wußte er solche doch gar klüglich und fein durch seine Oberherrlichkeit an die feste Hausordnung zu mahnen und zu gewöhnen.“

Ohne eine genaue Zeiteintheilung wäre er mit den vielen Arbeiten, die auf ihm lagen, unmöglich zu Stande gekommen; denn er schreibt schon in jener Zeit an Federhaff, er sei vor vielen Arbeiten ganz verwirrt im Kopf und habe nicht so viel Zeit, um sich nur ruhig über etwas zu besinnen. Neben dem Amte war es die Missionssache, die ihn fortwährend auf die verschiedenste Weise beschäftigte. Das Missionsblatt und die damit verbundene Correspondenz und Lektüre hielt ihn fortwährend im Zuge. In einem Briefe vom 2. Januar 1830 stehen die naiven Worte: „die zwei letzten Nummern des Heidenboten sind sehr schön und interessant, jetzt muß ich mich umthun.“ Er war daher sehr bemüht, immer neue Correspondenten in den Heidenländern zu bekommen, und interessante Missionsschriften aus England und Amerika bald möglichst auf den Platz zu bringen. Für den Calwer Jahresbericht schrieb er das Leben des Missionars David Brainerd, das auch in einem besonderen Abdruck erschien. Der Calwer Missionsverein dehnte sich allmählig immer weiter aus; besonders aber war es auch die Herausgabe und Verbreitung von Traktaten, die viel Zeit in Anspruch nahm. Dazu kam die Schullehrerbibel, von welcher im Frühjahr der zweite Band fertig ward. Gegen das Dinter'sche Bibelwerk, das bekämpft wurde, erschien

im Missionsblatt ein starker Artikel unter der Aufschrift: „Die alte Bibel und die neue,“ von einer Anzahl evangelischer Geistlicher in Württemberg eingesendet, aber ganz nach seinem Sinn, und wie natürlich von ihm verantwortet. Im März und April gab es Krankheit im Hause, und Barth war genöthigt mit seiner Schwester, die an geschwollenen Füßen litt, zum Arzt nach Stuttgart zu reisen. So kamen manchmal besondere Störungen; aber im Anschluß an den HErrn wurde er immer wieder oben erhalten und neu gestärkt. Wie einfältig er sich an den Heiland hielt, das zeigen folgende Worte, die er an Papa Köllner schrieb, als er von einem Theologiestudirenden hörte, den seine Wißbegierde von einer Universität zu der andern trieb:

„Das wird ja einen grundgelehrten Mann abgeben. Ich war auch einmal so, daß ich meinte, ich müßte den Jordan ausschöpfen mit meinem Munde; aber dann habe ich gemerkt, daß es doch nur Wasser ist, und hab's wieder ausgespieen. Nun weiß ich Nichts mehr, als Christum und Sein Wort. Aber das recht zu wissen, wozu Heidelberg und Berlin Nichts hilft, ist mein ernstlich Streben; und ein solches gewinnt.“ (30. April 1830.)

Im Juni reiste Barth zum Basler Fest, dem dießmal auch Pfarrer Handels anwohnten, in Begleitung seines Bruders Betzner, wahrscheinlich zum ersten Mal in seiner eigenen Chaise. Er hatte sich nämlich ein Gefährt angeschafft, das im Geschäft von Engelmann und Böhringer entbehrlich geworden, aber so wohl erhalten war, daß er es noch lange Jahre benützen konnte. Diese Chaise diente nicht nur ihm selbst bei so manchen Reiseanlässen, sondern auch vielen Andern, und war deßwegen von nun an fleißig im Gebrauch. Unzählige Freunde haben sie theils mit ihm, theils allein benützen dürfen; denn nach seiner gewohnten Menschenfreund-

lichkeit und Liebe, nach der es ihm ein Genuß war, alles was er hatte, mit Andern zu theilen, stellte er sie gar gerne auch für Andere zur Verfügung. Wie viele Missionsbrüder, die bei ihm auf Besuch waren, hat er bei ihrer Abreise in derselben auf die nächste Poststation fahren lassen, und wie freudig wurde dieser Wagen begrüßt, wenn er in demselben von andern geliebten Brüdern begleitet da oder dort anfuhr.

In dem Bericht, den er nach dem Feste im Missionsblatt gab, entwarf er ein sehr anschauliches Bild von der ganzen Basler Missionsthätigkeit, ein Bild ganz geeignet, warme Liebe und Eifer für die heilige Reichssache zu wecken. Besonders ergreifend ist seine zarte Liebe für Israel, die sich hier wieder, wie sonst oft, aufs beweglichste ausspricht. Er klagt sich selbst der Versäumniß in der Fürbitte für dieses Volk an und betet in dem von ihm verfaßten Festliede:

Hör' auf unser Sehnen,
Zähle unsre Thränen
Um Dein Israel!
Ach! sie sind gebunden,
Heile ihre Wunden,
HErr, mit Wein und Oel!
Brich den Stab
Nicht vollends ab,
Blase an den schwachen Funken,
Eh' sein Licht versunken!

Großen Eindruck machte eine Rede, die er am Bibelfest hielt. In derselben gieng er davon aus, daß die Gegner der Bibel- und Missionssache mit der frechen, allen Thatsachen widersprechenden Behauptung auftreten, es sei alles verlorene Arbeit, Mühe und Geld sei verschwendet, und die Heiden seien noch, was sie vorher gewesen. „Um ein sicheres Resultat von dem was in den letzten vier Jahrzehnten ge-

than wurde zu gewinnen, stellet euch einmal vor, daß alles wieder vernichtet worden sei; daß ein moralisches Erdbeben alles begraben habe, und die Wellen der Vergessenheit darüber hinrollen; daß eine mächtige Hand die Räder der Zeit bis zu dem Jahr 1793 zurückgewälzt habe. Denket euch, daß eine Reihe von Unglücksboten diese Thüren aufrißen und schnell nach einander in diese Versammlung einträten." So sprach er, und ließ nun zehn Hiobsboten nacheinander lauter Todes- und Untergangs-Posten aus allen Theilen der Welt verkündigen, indem er eben damit eine genaue und ins einzelne gehende Beschreibung davon gab, was in den letzten Jahrzehnten im Reiche Gottes geschehen war. Am Schlusse schwebt sogar ein Engel vom Himmel herab und ruft, indem er seine weinenden Augen mit beiden Flügeln bedeckt: „Wehe, wehe, wehe! — Die Tausende, welche in den letzten 40 Jahren von Ost und West und Süd und Nord aus den Heidenländern gekommen sind, um mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische zu sitzen, haben sich empört und sind wieder auf die Erde geworfen" ꝛc. Nun fragt er: „Was würdet ihr zu solchen Nachrichten sagen?" Ihr würdet sagen: Welcher barbarische Geist ist denn gegen das Christenthum losgelassen worden? Was für ein Rauch aus bodenlosem Abgrund ist aufgestiegen, die Erde zu verfinstern? — Aber, es ist keines von beiden geschehen; nur jenes „Nichts," was durch die Bemühungen der letzten 40 Jahre bewirkt sein soll, denken wir uns als aufgehoben. Gehet zurück auf das Jahr 1793 und alles ist so wie uns diese Boten angekündigt haben. Nun hebt er erst die Fortschritte des Reiches Gottes in dieser Zeit hervor und wendet sich dann an seine Zuhörer mit der Frage: „Wie aber, meine Freunde, sollen wir uns blos freuen über das, was draußen geschieht — oder darüber, daß wir das Wort Gottes haben?

Was würde es uns helfen — wenn wir dieses Wort nicht auch dazu benützten, wozu es uns gegeben ist." Nun bringt er sehr ernstlich auf die Erforschung der Schrift, die uns namentlich auch dazu gegeben sei, zum Verständniß der Wahrheit zu kommen. „Lasset uns bedenken, Freunde, daß es der lebendige Gott ist, der allmächtige HErr des Himmels und der Erde, der in diesem Buche mit uns redet." Es wäre eine Geringschätzung Seiner Gnade, ja eine Verletzung Seiner Majestät, wenn wir so träge sein sollten, uns nicht einmal die Mühe machen zu wollen, um die Offenbarung der Geheimnisse Seines ewigen Gnadenrathschlusses mit der ganzen Welt verstehen zu lernen. Die falschen Lehrer würden nicht im Stande sein, so Viele zu verführen, wenn man mit der Bibel vertrauter wäre, wenn man aus derselben die Wahrheit im Zusammenhang recht erkannt hätte. — Nur die Erkenntniß der Wahrheit nehmen wir mit hinüber, wenn wir in die Ewigkeit gehen, und es liegt nach dem Worte Gottes unbeschreiblich viel daran, wie reich und wie richtig sie ist. — Zeit und Gelegenheit, die Bibel zu studiren, ist Jedem gegeben. Wem es ernstlich darum zu thun ist, Wahrheit zu finden, der wird durch Nachdenken und Gebet eben so weit kommen, als ein Anderer, der Hilfsmittel im Ueberfluß hat, und das eigene Forschen darum läßiger treibt. Der Geist von Oben ist uns verheißen und wird gegeben einem Jeden, der darum bittet. Wer das erfahren hat, der kanns bezeugen, daß dem so ist." — Diese Rede wurde hernach von den Basler Freunden in einem besonderen Traktate unter dem Titel: „die Unglücksboten" veröffentlicht.

In jenen Jahren stand Freund Mast, den unsere Leser von Dornhan her gewiß noch im Gedächtniß haben, als Lehrer in Oberkollwangen (Pfarrei Breitenberg) und brachte

von da aus alle seine Vakanzen bei Barth in Möttlingen zu. Er hat uns aus seinen Erinnerungen einige anziehende Erzählungen mitgetheilt, für die hier der geeignete Ort gegeben zu sein scheint:

„Der Gang über Unterhaugstett nach Calw.

Im Hochsommer pflegte Barth auf seinem Filial Frühgottesdienste in der Woche zu halten. Als ich an einem solchen Tage nach einem längeren Aufenthalte bei ihm über Calw wieder heim gehen wollte, lud er mich ein, den Weg dahin mit ihm über sein Filial zu machen, um ihm Gesellschaft zu leisten. Morgens kurz nach fünf Uhr giengen wir nüchtern von M. ab. Barth war in seiner gewohnten Weise an dem schönen Morgen fröhlichen Gemüths, und seine Freude steckte auch mich an. Wären wir aber auch minder heiteren Muths gewesen, die munteren Vögelein am Wege und im nahen Wäldchen hätten uns beschämt. Wir plauderten beständig miteinander auf dem ganzen Weg, denn ich dachte: „Barth hat schon studirt, und mein Plaudern stört ihn in seiner Stimmung zum Predigen nicht." Ich wußte, daß er nicht wohl aus der Fassung zu bringen war, vielmehr den Grundsatz hatte, eine in Gott fröhliche Stimmung macht zu jedem Unternehmen geschickt. Wir kamen um sechs Uhr in Unterhaugstett an. Ehe wir unser schon bereit gehaltenes Frühstück ganz eingenommen hatten, ließ Barth läuten. Als mit dem Frühstück das Läuten aufhörte, bat er um ein N. Testament und wir giengen nun in das Schullokal. Man sang ein Bußlied, und Barth blätterte und blätterte immer, daß mir's zuletzt angst und bang für ihn wurde, denn ich merkte nun erst, daß er den Text noch nicht wußte, über den er predigen wollte. Man sang schon den 6. oder 7. Vers, als endlich das Blättern aufhörte, worauf man sich zum Gebet erhob. So viel ich Barth zutraute, so klopfte mir doch das Herz für ihn, wie seine Predigt dießmal ausfallen würde. Aber die Predigt kam mit ihren inhaltsvollen drei Theilen sehr geordnet und

logisch, und wurde nach ruhigem lichtvollen Lehrvortrag immer wärmer und ergreifender, bis ich endlich vor Rührung und Erschütterung nicht mehr wußte, wie ich mich des Schluchzens enthalten sollte. Es war auch viel Weinens unter den zahlreichen Kirchgängern. Der Eindruck jener Predigt bleibt mir lebenslang im Gemüthe; denn ich meinte (und vielleicht noch viele Andere mit mir), Barth durchschaue mein ganzes Herz und habe meinen ganzen Lebensgang entrollt vor sich, und habe die Predigt nur für mich, oder doch hauptsächlich für mich eingerichtet.

Nach der Kirche machten wir uns ohne weiteren Verzug auf unsern Weg nach Calw. Ich war nicht gleich zum Reden gestimmt, endlich aber konnte ich mich nicht länger enthalten, meinen lieben Reisegefährten zu Rede zu stellen, wie es doch einem Menschen möglich sei, ohne eigentliche Vorbereitung eine so lehrreiche und tief ergreifende Predigt zu halten; ich habe ja aus seinem langen Blättern gesehen, daß er vor der Predigt nicht einmal auf einen Text besonnen gewesen sei. Barth gab zu, es sei ihm dießmal ungewöhnlich schwer gefallen, einen, sein Gemüth ansprechenden Text zu finden, was aber das Predigen ohne eigentliche Vorbereitung betreffe, das mich so frappire, so sei das so schwer nicht; es erfordere nur drei Bedingungen und zwar: 1) daß man in der rechten Stimmung sei, 2) daß man den Text gründlich verstehe, und 3) der Sprache mächtig sei.

Die vergebliche Predigtvorbereitung.

Barth war gewohnt, sich in der Regel auf seine Predigten gründlich vorzubereiten, aber er schrieb dieselben, wenigstens in der letzten Hälfte seines Aufenthalts in M., nicht auf Papier, sondern in den Kopf. Dadurch gewann er nicht nur den Vortheil, daß die Predigt dann schon memorirt war, sondern er konnte auch, falls er es nöthig erachtete, um so leichter eine Aenderung machen. Anfangs studirte er am Samstag, oder auch, wenn Hinderungen eintraten, erst am Sonntag Morgen, wo er dann um so früher aufstehen mußte. Da aber auch

dieſe Zeit nicht immer ſicher war, ſo fieng er ſpäter am Freitag an. Als das Gedränge vieler Geſchäfte und Beſuche auch dieß nicht immer geſtattete, ſo machte er ſich's zur Regel, ſchon am Montag für den nächſten Sonntag zu ſtudiren. Nur ſo, ſagte er einmal zu mir, gewinne er oft zur Noth die Woche hindurch einige ruhige Stunden dazu. Nun geſchah es aber nicht ſelten, daß ihn am Sonntag Morgen ſchon beim Erſtläuten Leute von auswärts beſuchten, die in ſchweren Umſtänden ſtanden und ihm ihr betrübtes Herz ausſchütteten. Er ſprach bei ſolchen Gelegenheiten nicht viel, ſchenkte aber ſolchen betrübten Herzen um ſo mehr Aufmerkſamkeit, und ließ ſie ſeine ganze Theilnahme fühlen. Endlich läutete es unter dem Geſpräche zuſammen, ehe er ganz mit den Leuten in's Reine gekommen war. Zu meinem Erſtaunen fand ich dann die Predigt häufig ſo eingerichtet, daß einzelne Perſonen völlige Erledigung ihrer Herzensnoth dadurch erhielten, ohne daß Andere im mindeſten zu kurz gekommen wären. Nach der Kirche ſah ich nicht ſelten, daß ſolche Leute, die vor derſelben ihr gepreßtes Herz Barth ausgeſchüttet hatten, ihm nun mit Thränen in den Augen die Hand drückten und für die erhaltene Aufrichtung herzlich dankten. Denn er wußte mit den Müden umzugehen."

Hier wurde alſo die ſchon ſtudirte Predigt umgeändert oder gar unter dem Geſpräche eine neue ſtudirt. Mit dieſer Praxis ſtimmte auch Barth's Aeußerung, ein rechter Prediger habe im Nothfall Zeit genug zum Studiren, ſo lange er die Kanzeltreppe hinaufſteige. (Ein Wort, das freilich cum grano salis zu verſtehen iſt. Er gieng von dem Grundſatz aus, daß bei einem ſolchen der Topf immer über der Glut ſei.)

„Der Nachtraub.

Barth war oft ein geplagter Mann; im Sommer gieng es im Pfarrhauſe wie in einem Poſthauſe zu. Kaum war eine Chaiſe mit Beſuchen abgegangen, ſo kamen ſchon wieder dafür

zwei andere an, und die viele und oft so dringende Arbeit sollte doch auch gethan sein. Wie seufzte da oft der gute Mann! Dessen ungeachtet zeigte er sich nie unmuthig, sondern that vor seinen Gästen, als wenn er nur für sie lebte, war voll Heiterkeit und guten Humors. Seine Liebe war unerschöpflich und unüberwindlich. Einst in einem Hochsommer war er von Geschäften und Besuchenden gleich sehr übermacht. Mehrere Tage arbeitete ich mit ihm, er übersetzte und diktirte mir, und ich schrieb. Die vorliegende Arbeit sollte an diesem Tage unverzüglich fertig werden; aber der Unterbrechungen waren gar zu viele. Lange saß ich oft allein, aber allein konnte ich leider nicht fortarbeiten, denn ich war eben das Instrument ohne den belebenden Hauch. Ich wußte aber, was heute noch fertig sein sollte, und sah die Unmöglichkeit, zu Ende zu kommen. Mit bangem Herzen wartete ich von Stunde zu Stunde auf Barth's Zurückkehr ins Studirzimmer und that bald dieß, bald jenes der vielen Nebengeschäfte zwischen hinein. Endlich hörte ich den letzten Trupp der Besuchenden sich verabschieden. Es wollte mir für den guten Mann schon leichter um's Herz werden; doch bekümmerte mich noch der Gedanke, mit welcher Gemüthsstimmung und Abspannung Barth nun zurückkehren und wie er sich nun quälen werde, das Unmögliche möglich zu machen. Besorgt sah ich ihm gleich beim Eintreten ins Zimmer nach den Augen. Aber siehe da, zwar tief seufzend: „ach Gottlob, daß die Zeit nun unser ist," aber doch heiteren Angesichts trat er herein, als wäre die noch große und pressante Arbeit schon fertig, oder wäre er schon Raths, wie dem Ausfall abzuhelfen sei. Immer noch sah ich Barth an, ob ich ihn auch recht verstehe, und nicht doch noch Unmuth und Klagen nachfolgen werden. Er sagte: Noch eine schwere Arbeit, ehe wir weiter machen können! Fragend sah ich ihm nach den Augen, was denn wieder dazwischen komme, er aber blickte mich schalkhaft lächelnd an, lief nach seinem Tabakstopf und sagte: „Erst die Pfeife stopfen!" Weil ich aber immer noch etwas unmuthig aussah und über die verlorene Zeit murrte

und brummte, so machte er seinem guten Humor mich damit neckend immer mehr Luft, bis er mich in völlige Heiterkeit versetzt hatte. Die Pfeife war gestopft, er gieng ein paar Mal hin und her und sagte endlich mit wichtiger Miene: „Meister, ich weiß was Neues.“ Ich: „Was denn?“ Er wieder nach längerem Zögern: „Z'nacht gehen wir einmal miteinander auf den Raub aus.“ Ich voll Heiterkeit: „Ja, da will ich auch dabei sein.“ Weil er aber sich immer noch nicht näher aussprach, sondern meine lustige Stimmung noch mehr zu reizen suchte, fragte ich endlich etwas ungeduldig: „Aber wie und wo greifen wir das an? Ich wäre froh, wenn wir mit unserer Arbeit fertig wären.“ Nun sah er, daß ich ein längeres Necken nicht mehr aushalte und rückte heraus: „Wir stehlen der Nacht ein paar Stunden ab, das ist keine Sünde.“ Ich: „So ist's recht, da thu' ich auch mit.“ Und nun waren auf beiden Seiten Arbeitslust und Arbeitsmuth wieder hergestellt. Es gieng trefflich von statten; wir kamen bis Mitternacht mit unserer Arbeit zu Ende. So war Barth nie verlegen und rathlos, auch in der größten Bedrängniß.“

Wir kommen nach diesen Mittheilungen wieder auf's Jahr 1830 zurück. Es war im Spätsommer, als Barth seine Weihnachtschrift für Kinder schrieb. Er wählte dießmal einen geschichtlichen Stoff aus dem 17. Jahrhundert, den Lebensgang eines türkischen Mädchens, das in die Gefangenschaft gerieth und zuletzt an den herzoglichen Hof in Stuttgart kam, wo es unterrichtet und getauft wurde. Da sie nicht blos äußerlich zum Christenthum übertrat, sondern eine wahre Jüngerin Jesu wurde, deren Gedächtniß in Stuttgart bis auf die Zeit der Großeltern Barth's im Segen erhalten blieb, so war dieser Stoff höchst erwünscht. Für Württembergische Leser hat er, wegen der vielen vaterländischen Erinnerungen ein besonderes Interesse. Doppelt

anziehend aber wird er durch die Bearbeitung Barth's, der gar viel Erbauliches und Belehrendes daran anzuknüpfen verstand. Zum ersten Mal fügte er biblische Räthsel hinzu, um die Kinder auch auf diese Weise zum Suchen in der Schrift zu erwecken. Sie wollten freilich manchen Lesern nicht gefallen, weil sie ihnen ein Spiel mit dem Heiligen zu sein schienen. Doch gestand ein Opponent dem Verfasser in der Folge, der Aerger sei eigentlich daher gekommen, weil er manche sehr schwierige Räthsel nicht herausgebracht habe. Viele Andere hatten Gefallen und Freude daran, und da Barth aus eigener Erfahrung im Kreise der Möttlinger Kinder sich überzeugt hatte, daß diese Räthsel die jugendlichen Seelen und mit ihnen die Alten vielfach zum Suchen in der Bibel erwecken, und so zur Bekanntschaft mit ihr förderlich sind, so nahm er keinen Anstand, später neue Räthsel nachfolgen zu lassen. Er machte sie aber grundsätzlich theilweise schwer, weil gerade die Schwierigkeit der Aufgabe desto mehr zum Forschen reizt.

Der Sommer 1830 war wegen der Vorgänge in Frankreich ꝛc. wichtig, und Barth, der seine Augen nach allen Seiten offen hatte und stets auf die Erfüllung der Weissagungen wartete, sah in jeder solchen Bewegung ein bedeutendes Zeichen der Zeit. So schreibt er an seinen Federhaff, der unwohl war (1. Okt.):

„Sie dürfen mir noch nicht krank werden und sterben. Ich kann Sie noch nicht entbehren. Nur auch noch ein Jahr, dann bricht's anderswo. Ich hoffe, der HErr werde Sie mir in meinem geringen Werke, das augenblicklich ins Stocken käme und doch Sein Werk ist, noch länger erhalten, und bitte Ihn darum."

Auch von den vorübergehenden Unruhen in Hamburg, von welchen die Zeitungen sagten, und bei denen unter An-

derem gerufen worden war: „Nieder mit (dem Prediger) Rautenberg!“ wollte er von seinem jungen Freund Felt etwas Näheres wissen.

Felt war indessen, freilich auf eine sehr kurze Zeit, ins neue Missionsseminar zu Berlin eingetreten. Barth trat von nun an in eine sehr fleißige Correspondenz mit ihm. Der jugendliche Freund wünschte über gar viele Dinge, die sein Missionsstudium betrafen, Auskunft, Rath und Belehrung von dem gereiften Jünger; und Barth war immer willig, solche zu geben, so schwer es ihm auch im Drang der Geschäfte war. Zugleich hatte er an Felt einen sehr erwünschten Agenten und Vermittler seiner Sachen nach Amerika. In diesem Betracht war es ihm lieb, daß Felt bald wieder nach Hamburg zurück kam. Für uns sind Barth's Briefe an Felt eine höchst erwünschte Quelle, weil er sich in denselben über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens und des Reiches Gottes mit besonderer Offenheit ausspricht. So schreibt er z. B. von der Schullehrerbibel:

„Lies Du sie, wie Du bisher gethan, unbefangen durch, und Du wirst finden, daß sie wenigstens consequent ist; wenn vollends der dritte Theil dazu kommt, so wird Dir auch die Lehre von der zweiten Zukunft Jesu, und dem was damit zusammenhängt, deutlicher werden. Von keiner andern Sache redet die Schrift öfter, ausführlicher und deutlicher. Die Lehre ist auch nicht neu, sondern von Vielen längst anerkannt. Nur die Orthodoxie weiß nichts davon, weil es das Amt der Reformatoren nicht war, die Weissagungen zu verstehen und zu erklären. Luther gieng im Anfang sogar so weit, die Apokalypse für unächt zu halten. Uebrigens behalte immerhin von dem, was Du liesest, so viel als Du verstehen und billigen kannst, und laß das Andere liegen, bis eine andere Zeit kommt. Daß die Erklärung zum Römerbrief schwer zu verstehen sei,

klagen auch Andere. Dieß liegt wohl hauptsächlich an der Tiefe des Inhalts, der nicht so sehr populariſirt werden kann, ohne verflacht zu werden. Man muß eben ernſtlich und anhaltend nachdenken, bis man die heil. Schrift recht verſtehen lernt. Es wird mir lieb ſein, wenn Du mir auch fernerhin Deine Gedanken beim Leſen der Schullehrerbibel recht offen und brüderlich mittheilſt."

Kränkliche Umſtände waren die Haupturſache, daß Felt wieder nach Hamburg zurückkehrte. Uebrigens war es ihm wegen der damaligen ſtreng confeſſionellen Richtung im neuen Miſſionsſeminar auch innerlich zu enge geworden. Barth billigte ſeinen Schritt und ſagte (27. Nov.):

„Ich ſehe es als einen Weg von Gott an, daß Er Dich von Berlin wieder weg nach Hamburg zurückgeführt hat, und ſtimme Dir in Allem, was Du über die Einrichtung in Berlin ſagſt, von Herzen bei. Daß wir der Menſchen Knechte ſeien, verlangt Gott nicht von uns, und ſo wenig wir uns äußerlich in ihr Joch zu ſchmiegen haben, ſo wenig auch innerlich in Beziehung auf Gegenſtände des Glaubens, über welche wir uns allein aus dem Worte Gottes unter Gebet um die Erleuchtung des heiligen Geiſtes ſollen belehren laſſen. Dein Vorſatz, förmlich zu ſtudiren, gefällt mir wohl; und was die Mittel dazu betrifft, ſo wird der HErr auch Bahn machen. Ziehe ich auch noch eigene Rückſichten in Betracht, die freilich nicht zur Sache gehören, ſo iſt es mir eine große Beruhigung, Dich wieder in Hamburg zu wiſſen, da ich nicht hoffen konnte, einen ſo pünktlichen und bereitwilligen Commiſſionär wieder zu finden. Werde nur nicht müde, wenn ich immer ſo viele Anliegen habe; ich muß mir helfen laſſen, wo ich kann, da ſo viel auf mir liegt."

In jenen Tagen war die neuerbaute Kirche für die evangeliſche Gemeinde in Mühlhauſen eingeweiht worden; ein großes Feſt für die Gläubigen in weiter Umgebung. Denn wie Viele hatten durch ihre Gaben zu dieſem Bau mitge-

wirkt! Für die Gemeinde war es ein doppelt wichtiger Tag, weil an demselben der neuernannte, ernstlich fromme Pfarrer Hager, Schlatters Nachfolger, eingesegnet wurde. Nachdem er über Jos. 24, 15. eine gar eindringliche Predigt gehalten, und das feierliche Versprechen, dem HErrn zu dienen, gegeben hatte, fragte er am Schlusse die Gemeinde sehr ernstlich, ob sie denn auch dem HErrn wahrhaft dienen wolle, worauf ein freudiges und lautes „Ja" erfolgte. Auch erhielt die Gemeinde an diesem Tage ein neues Mitglied, das mit großer Freude aufgenommen wurde. Barth war als dringend eingeladener Nachbar bei dieser Feier mit anwesend, nachdem er in Möttlingen dießmal frühe gepredigt hatte. Mit dem lieben Pfr. Hager trat er in herzliche, brüderliche Verbindung, und blieb nach dessen frühem Heimgang mit seiner Familie bis an sein Ende eben so herzlich verbunden.

Das Jahr 1831 eröffnet ein reichhaltiger Brief an Felt vom 4. Januar, in welchem Barth meldet, daß Federhaff am Tage vor Weihnachten an einem bedenklichen Rheumatismus erkrankte. Dieß nöthigte ihn, so oft er abkommen konnte, nach Calw zu gehen und für ihn zu arbeiten, da gerade wegen des Jahreswechsels viele Gelder und Briefe eingiengen. Der theure Mann erholte sich jedoch im Laufe des Januars allmählich so, daß er seine Arbeiten wieder aufnehmen konnte. Von dem interessanten Inhalt des Briefes theilen wir folgendes mit. Zuerst über Felts Studien:

„Auf die Frage, ob Du jetzt schon Mathematik treiben sollst, wäre zuerst die Gegenfrage zu machen, ob Du zu diesem Studium Anlage und Neigung besitzest. In diesem Fall kann es nicht schaden, wenn Du eine Nebenstunde auf das Studium der Geometrie und Stereometrie verwendest, sonst wüßte ich

nicht, was Du von der Mathematik als Miſſionar nöthig hätteſt. Vor dem Zuviel hat man ſich allerdings ſehr zu hüten. Lieber wenig und das recht. Dieß habe ich durch eigenen Schaden gelernt. Was Du mit dem claſſiſchen Griechiſch machen ſollſt, ſehe ich nicht ein. Lerne nur das neuteſtamentliche Griechiſch recht, daran haſt Du genug. Ich will's verantworten. Ich meine, Du ſollteſt Deine meiſte Zeit auf's griechiſche Neue Teſtament verwenden — daneben aber läßt ſich auch das Hebräiſche treiben, das man um ſo früher anfangen muß, als es mit ſeinem orientaliſchen Idiom ſich unſerem occidentaliſchen Gemeinſinn ſchwerer anpaßt. Alles Andere iſt noch Zeit genug, wenn Du auf die Univerſität oder in eine Anſtalt kommſt. Wenn ein Miſſionar die Bibel in ihren beiden Grundſprachen fertig leſen kann, ohne Hilfsmittel zu brauchen, und verſteht daneben etwas Weniges von den Realien, und hat eine Ueberſicht der Kirchengeſchichte im Gedächtniß, ſo beſitzt er, was er braucht. Das glaube ich. Alles Uebrige kann gut ſein, aber es iſt nicht nöthig. Freilich kommt es ſehr darauf an, ob er nach Bengalen oder zu den Hottentotten geht. In Indien fordert man von ihm auch noch phyſikaliſche und aſtronomiſche Kenntniſſe, und doch, was die letzteren betrifft, wie wenig weiß unſere Aſtronomie. Ich für meinen Theil glaube, daß die Fixſterne keine Körper ſind, ſondern bloße Lichter, daß die Sonne um die Erde läuft, daß die Erde der größte und wichtigſte Körper in der ſichtbaren Welt iſt — und das alles aus dem einfachen Grunde, weil die Bibel dieß vorausſetzt. Um das Geſchwätz der Aſtronomen bekümmere ich mich kein Haar, das Wort Gottes iſt mir viel wichtiger. — Statt des claſſiſchen Griechiſch, ſtatt Mathematik u. dgl. hielte ich es für weit nützlicher, daß ein Miſſionar ſich in der Chirurgie und Medizin ein wenig umſehe.

„Die Apokalypſe iſt in Württemberg ſeit 100 Jahren zu Hauſe, und dieß iſt ein Segen, der Württemberg vor allen andern Ländern auszeichnet, und gegen den die einzelnen Verirrungen auf

das Extrem in keinen Betracht kommen. Daß Christus bald kommen werde, glauben in Württemberg nicht blos mehr als 20,000 erweckte Christen, sondern noch viele Andere; und zwar hauptsächlich auf die Auctorität des sel. Bengel hin, der die Zukunft Christi auf 1836 berechnet hat. Ich bin ganz gewiß, aus guten Gründen, daß diese Rechnung falsch ist; aber daß Christus nahe ist, glaube ich nach der Schrift so gewiß, als es irgend Jemand glauben kann. — Wenn Dir der l. Tauchnitz sagte, daß ich viel zu thun habe, so hat er Recht gehabt. Wie das zugehe? — 1) Thue ich Eins nach dem Andern, 2) arbeite ich schnell; 3) was ich nicht aufheben kann, lasse ich liegen. Das ist mein ganzes Geheimniß.

„Was ich von den Erskinisten in Schottland halte, die vorgeben, sie können Wunder verrichten? — Antwort: Sie sollen's einmal probiren. — Was Erskines Lehre betrifft, so muß man unterscheiden zwischen Versöhnung und wirklicher Vergebung. Von jener heißt es: „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit Ihm selber, indem Er ihnen ihre Sünden nicht zurechnete." Dieses nicht Zurechnen ist auch ein Vergeben. Durch die im Tode Christi geschehene Versöhnung ist den Menschen der Zugang zu Gott wieder geöffnet, und die Möglichkeit erworben, von den Sünden frei und mit Gott vereinigt zu werden. Von der Vergebung der Sünden aber im realen Sinn heißt es: „An welchem wir haben die Erlösung durch Sein Blut, nemlich die Vergebung der Sünden." Hier ist Vergebung zugleich Reinigung durch das Blut Jesu, letzteres im realen Sinn, nicht bildlich genommen, vergl. 1 Joh. 1, 7. — Doch, ich muß schließen. Nimm mit diesem vorlieb. Verlangst Du weitere Aufklärung über irgend einen Punkt, so bin ich bereit. Durch Gottes Gnade bin ich meiner Sache gewiß, gewisser als alle Universitäten. Halte Dich an Christum, da fehlt's einem nicht."

Die sichere und zuversichtliche Art, in der sich Barth im Vorstehenden ausspricht, und die auch in seinem persönlichen

Umgang nicht selten hervortrat, konnte in Manchem bei oberflächlicher Beobachtung den Gedanken erwecken, als halte er große Stücke von sich selbst. Wie wenig dieß der Fall war, das beweisen nachstehende vertrauliche Aeußerungen aus dem Frühling dieses Jahres in einem Schreiben an engverbundene Brüder:

„Ich habe oft gefürchtet, durch meine vielfache Wirksamkeit nach Außen, so unbedeutend sie auch an und für sich sein mag, von der Aufmerksamkeit auf mein eigenes Herz und von der Arbeit an demselbigen abgehalten zu werden: denn ich habe oft an Andern gemerkt, wie leicht man in die Gefahr kommen kann, das Thun mit dem Sein zu verwechseln, und zu meinen, man sei etwas Rechtes, wenn man etwas Rechtes thut, und man sei gut, wenn man Gutes gethan. Ich danke es dem treuen Heiland, daß Er es bei mir nicht dahin kommen ließ, obgleich das Mittel, dessen Er sich dabei bediente, mich die Verdorbenheit meines Herzens recht lebhaft erfahren und fühlen zu lassen, ein schmerzliches ist, das mich sehr demüthigt, und unter welchem ich oft schwer seufze. Aber das darf ich ebenfalls rühmen, daß ich den Glauben an das ewige Erbarmen in Christo immer fest halten kann, und daß es meine einzige Stütze ist. Seine Gnade erhält mich; Sein Wort bestärkt mich darin, und ob ich gleich die Hoffnung habe, daß Er mich auch noch einmal durch die Kraft Seines Blutes den Sieg über die Sünde gewinnen lassen wird, so beuge ich mich doch einstweilen unter das Loos eines Missethäters, der den Tod verdient, und aus freier Gnade pardonirt wird. Doch was soll ich von dem Zustand meiner Gemeinde sagen? Es kommt mir fast vor, sie stehe gerade in demselben Verhältniß wie ich, und unser beiderseitiger Zustand könne nicht besser bezeichnet werden, als durch die Schilderung des Apostels Paulus, Röm. 7. Ich habe eine geheime Hoffnung, Euch das nächste Mal eine bessere Nachricht, wenigstens von mir, geben zu können. Von Erweckungen und besonderer

Aufmerksamkeit und heilsamem Erschrecken meiner Gemeindeglieder bei den Zeichen der Zeit weiß ich Nichts zu sagen. Es ist eine Zeit der Dürre und der Unfruchtbarkeit, und ich bin wohl großentheils selbst daran schuldig; denn wenn's auch nicht am Predigen fehlt, so fehlt's doch so oft an dem aufsteigenden Gebet, das als befruchtender Thau und Regen auf die angesäeten Felder wieder herabfallen könnte. Ach, ich bin oft so träg zum Gebet; und am Seufzen ist's doch nicht genug, so lange man beten kann. Es ist mir oft, als wenn's bei mir auf äußere Noth angesehen wäre, die mich zum Beten treiben werde, und so sehr ich auch die Thorheit eines solchen Wartens einsehe, so kostet's mich doch große Ueberwindung, durch die That dieser Erkenntniß zu folgen. Wie verkehrt ist mein Herz, und wie sehne ich mich nach einem erfrischenden Wehen des Geistes, der lebendig macht!

„Nach solchen Geständnissen auch noch von meinen Arbeiten zu reden, wäre widersprechend. Da ihnen so oft das Beste fehlt, so kann ja der Blick auf dieselben nur beschämend für mich sein, und am etwaigen Erfolg mir so wenig Antheil zugeschrieben werden, als dem Sack des Säemanns, aus dem er seinen Samen streut, an dem Erfolg der Ernte. Der Säemann hätte einen andern Sack nehmen können. Ich frage daher auch der Frucht nicht nach, sondern arbeite eben, was mich der HErr heißt und ich nicht mit gutem Gewissen abweisen kann, als ein Taglöhner, der täglich weggeschickt werden kann, als ein Commis, der nicht Interessent am Geschäfte ist, sondern seinen Jahrgehalt hat, und kein Verdienst dabei hat, wenn gute Geschäfte gemacht werden, weil er kein Geld beischießt. In diesem Sinne habe ich z. B. vor zwei Jahren den Druck der kleinen Traktätchen unternommen und bisher fortgesetzt. Da sie immer mehr Abnahme finden, so sehe ich darin einen Wink vom HErrn, fortzufahren, und weil doch auch Wort Gottes darin ist, so bin ich überzeugt, daß sie nicht ganz unfruchtbar bleiben können. In's Fürstenthum Hechingen sind mehr als 10,000 verbreitet worden;

im Ganzen ſind 130,000 gedruckt, und bis auf wenige auch verkauft. Ich habe noch manches Andere, treibe aber nichts aus Liebhaberei, ſondern weil ich glaube, vom HErrn dazu angewieſen zu ſein. Die Arbeit liegt auf mir als ſchwere Laſt, die ich aber abzuſchütteln nicht ſo keck bin. Auch bin ich überzeugt, daß es für das Gedeihen meines innern Menſchen nicht beſſer wäre, wenn ich weniger zu arbeiten hätte.

„Daß wir in der letzten Zeit leben, iſt meine feſte, auf Gründen beruhende Ueberzeugung, die ich auch unverhohlen in der Kirche ausſpreche, ohne genauere Zeitbeſtimmungen anzugeben, was an ſich unmöglich iſt. Es liegt beim Blick auf die Zukunft große Bangigkeit auf mir, und ich erfahre, wie wenig noch mein Herz der Leidensnachfolge geneigt iſt. So mit einem Hieb den Kopf für Jeſum herzugeben, dazu wäre ich bald bereit; aber wie viel wird vorher gehen! O liebe Brüder! laßt uns doch nicht, wie ſo Viele thun, von beſſeren Zeiten träumen, ſondern uns auf die Ankunft des Bräutigams rüſten! Zuerſt wird's über uns gehen, das iſt gewiß. Wie glücklich ſind wir daher, daß wir in dieſe Zeit gefallen ſind, wenn unſer Glaube feſthält! Das wolle Er uns geben, welchem ich gewiß zutraue, daß Er uns Alle in das Buch des Lebens geſchrieben hat!“ — (7. April 1831.)

Um Georgii dieſes Jahres kam in die Calwer Diöceſe und in Barth's Nachbarſchaft ein neues, ſehr regſames Element durch die Beförderung des Pfarrers Hochſtetter von Königsbronn nach Simmozheim, das von Möttlingen nur etwa ein halbes Stündchen entfernt liegt, jenſeits des lang hingeſtreckten Hundsrückens. Dieſer Mann, voll Feuer und Geiſt, wurde zur Zeit, da er noch auf Hohentwiel angeſtellt war, durch Spleiß in Schaffhauſen, zu dem er ſich durch ſeinen Sinn für Naturwiſſenſchaft hingezogen fühlte, auf merkwürdige Weiſe zur Erkenntniß der Wahrheit in Chriſto geführt. Damals gährten noch allerlei Elemente in ihm,

aber der Geist, der aus Spleiß sprach, überwältigte ihn, daher er auch zeitlebens den Stempel dieses seines geistlichen Vaters getragen hat, doch unbeschadet seiner eigenthümlichen Weise, in der bei aller Zärtlichkeit brüderlicher Liebe oft auch etwas Barsches sich kund thun konnte. Barth war der Mann für ihn, der ihn, wo es Noth that, wohl herab zu stimmen wußte, so daß man annehmen darf, daß Barth im Verein mit Osiander durch die brüderliche Gemeinschaft, die sie mit Hochstetter pflegten, zur Förderung und Befestigung seines inneren Lebens wesentlich beitrug. Hochstetter war ein freisinniger Geist bei aller Entschiedenheit seines Bekenntnisses zum HErrn. Barth aber, der, wie wir wissen, die Freiheit in Christo sich auch nicht nehmen ließ, verband mit derselben mehr Besonnenheit, Vorsicht und Umsicht. Es konnte daher nicht fehlen, daß Hochstetters Ecken im Umgang mit demselben vielfach abgeschliffen wurden, denn seine Hochachtung für Barth und seine Anhänglichkeit an ihn waren gleich groß. Er benützte seine Gesellschaft, so viel er nur konnte; auf Spaziergängen und im Möttlinger Pfarrhaus waren sie fast täglich beisammen. Barth hatte auch bald mehr als eine Arbeit für seinen an Ideen immer reichen und zugleich viel unterrichteten Freund, dessen Besonderheiten er wie kaum ein Anderer zu tragen und in's rechte Geleise zu bringen verstand. Barth's Freundlichkeit und Festigkeit besiegte manche Bedenken und Zweifel Hochstetter's. Der Umgang Beider war sehr traulich und herzlich.

In der Schweiz hatte sich um jene Zeit der Revolutionsgeist so mächtig geregt, daß zu Anfang des Jahres ein dunkles und schweres Gewitter über der Stadt Basel stand. Barth schrieb daher schon am 6. Januar an seinen Freund Büchelen, Verwalter im Missionshaus: „Wer weiß, ob ich noch einmal zu einem Fest nach Basel kommen kann! Die gegen-

wärtigen Zeitumstände geben wenig Hoffnung dazu. Möge, wenn auch uns das Unglück naht, der HErr noch näher sein, uns hier und euch dort, und uns in Ihm durch Glauben und Liebe verbunden erhalten." Es lief vor der Hand noch gnädig ab, doch stand es Anfangs Mai immer noch so, daß man bei den ungewissen Aussichten die Missionsjahresfeier in Basel dießmal lieber im Stillen zu halten gedachte. Deßhalb schrieb Barth an Büchelen (3. Mai 1831): „Ich will nur bescheiden anfragen, ob es nicht ungern gesehen werden würde, wenn ich zum „stillen Fest" käme, und ob's in diesem Fall ein Plätzchen im Missionshaus für mich gäbe." Die Antwort fiel natürlich günstig aus. Barth gieng nicht nur selbst hin, sondern brachte auch seinen Freund Osiander mit. Es war eine Lust, diese beiden eng Verbundenen im Missionshaus beisammen zu sehen, in welchem damals auch ein Zögling von Münklingen war, J. M. Lechler, der sich, wie natürlich, ungemein freute, die beiden theuren Männer, an denen er mit ganzer Seele hieng, miteinander in Basel zu haben. — In der Judensache gieng in jenem Jahre eine bedeutende Aenderung vor, indem der bisherige Verein seinen Abschiedsbericht erstattete, und gleichzeitig der neu errichtete Verein der Freunde Israels seine Stiftungsfeier hielt. Unter den Mitgliedern des letzteren ragte besonders Candidat Brenner hervor, der in seiner brünstigen Liebe zum Heiland dieser Sache als Agent seine volle Kraft weihte. Unvergeßlich ist mir, dem Schreiber dieses, eine Zusammenkunft im Fälkli, die bei diesem Feste gehalten wurde, in der sich die Liebe zu Israel auf die ergreifendste Weise aussprach, besonders angeregt durch Osiander, der von der hohen Bestimmung dieses Volkes ganz erfüllt und damals ungewöhnlich angethan war. Er sprach unter Anderem davon, wie viel Abkömmlinge aus Israel sich mitten unter den Christen

befinden, und ſagte, er vermuthe, daß auch ſeine Familie urſprünglich jüdiſcher Abkunft ſei, daß ſein Stammvater eigentlich „Heiligmann“ geheißen habe, was bekanntlich ein jüdiſcher Name iſt.*) Barth ſang zu dieſem Feſte:

„Stürme durch der Erde Lande
Zieh'n einher,
Wild und ſchwer,
Brechen alle Bande.
Säulen wanken, Mauern fallen,
Manches Herz
Trifft der Schmerz,
Sorge wogt in Allen.

„Wirſt nicht du auch nächſtens rauſchen,
Wind des HErrn!
Dem von fern
Wir ſchon lange lauſchen? —
Ja du kommſt! Die Tritte ſchallen!
Bald in Höh'n
Wird man ſeh'n
Deinen Heerzug wallen.“

Barth war mit Oſiander in ſeiner eigenen Chaiſe nach Baſel gefahren, und nahm den Rückweg über Eichſtetten, wo ſie den gemeinſamen Freund Bähr zu beſuchen gedachten. Indeſſen war Oſiander bedenklich erkrankt, und Barth ſah ſich genöthigt, ſeinen lieben Bruder im dortigen Pfarrhauſe zurück zu laſſen und allein heim zu kehren. Vier Wochen lag derſelbe dort am Nervenfieber, in der beſten Pflege, als ein theurer Gaſt, während Barth indeſſen die Pfarrei Münk-

*) Zuverläſſige geſchichtliche Data für dieſe jüdiſche Herkunft konnten wir nicht finden. Wir wiſſen nur ſo viel, daß Oſianders Vorfahren weit aufwärts geiſtlichen Standes waren, und daß einer derſelben, der berühmte Andr. Oſiander, im Jahre 1530 bei der Uebergabe des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes als geiſtlicher Abgeordneter der Stadt Nürnberg anweſend war.

lingen für ihn versah. Zu gleicher Zeit hatte sich Freund Federhaff genöthigt gesehen, um seiner wankenden Gesundheit willen das Bad in Cannstatt zu benützen, und so fehlte auch dieser Mitarbeiter in Calw. Wie viel daher in diesen Wochen auf Barth lag, läßt sich leicht denken. Mitte Juli kam Federhaff von Cannstatt zurück, fühlte sich aber noch immer so geschwächt, daß ihm Barth rieth, bei seinen Arbeiten einen andern Freund zur Hilfe zu nehmen.

An Besuchen fehlte es in den folgenden Wochen auch nicht. Am 17. Juli kam Dekan Brandt aus Bayern, blieb acht Tage in Möttlingen und predigte auch daselbst, worauf ihn Barth nach Stuttgart begleitete, weil er mit Dr. Pinkerton in Cannstatt Geschäfte abzumachen hatte. Von dort reiste Professor Spleiß aus Schaffhausen mit ihm zurück, und brachte einen Tag im Pfarrhause zu. Um dieselbe Zeit zog Pfr. Betzner von Breitenberg nach Altburg bei Calw, wohin er als Pfarrer ernannt war. Barth schreibt am 26. Aug. an seine Brüder:

„Die stille Hoffnung einer Hilfe von oben für meinen inneren Zustand hat seit einiger Zeit wenigstens angefangen in Erfüllung zu gehen; ich wage aber noch nicht, etwas Weiteres davon zu sagen, als: „Bittet den HErrn für mich, daß es nicht wieder verloren gehe. Er ist ja treu.“ — Diese Sommerzeit ist für mich eine rechte Zeit der Zerstreuung, ein Besuch löst den andern ab, daß ich zu keiner rechten Sammlung und zu keiner ordentlichen Arbeit kommen kann. So stärkend und ermunternd mir auch die Besuche so theurer Brüder und Knechte des HErrn sind, so ist doch jedes Mal eine gewisse Gefahr für den innern Menschen damit verbunden, die nämlich, daß man versucht ist, vor den Brüdern und Gästen sich ein wenig gastlich anzuthun, nicht ganz aufrichtig zu sein, seinen Alltagshabit ein wenig zu verstecken, und so sich der Sünde der Heuchelei schuldig zu machen. Da braucht man dann allemal hintendrein

wieder Vergebung und Reinigung durch Christi Blut. Ich sehne mich nach der Stille des Winters, um wieder in einen ordentlichen Geschäftsgang und zur ruhigen Stille zu kommen."

In einem Briefe an Federhaff vom 27. Aug. heißt es: „Sie klagen über Besuche. Ich weiß auch davon zu reden, aber ich habe ein gutes Schloß, das thut gute Dienste. Probatum est. Das Amt geht Allem vor. Uebrigens bin ich froh, daß Sie wenigstens arbeiten könnten. Die Besuche werden auch aufhören. Ich arbeite über Hals und Kopf an der Weihnachtsschrift, und muß, um zu rechter Zeit fertig zu werden, täglich zwanzig Quartseiten schreiben. Das lehrt aufpassen."

Diese Weihnachtsschrift war „der alte Buchmann." Gleichzeitig dachte Barth an ein neues Unternehmen, von dem er sich für das Reich Gottes mit Recht Gutes versprach, und dessen Erfolg die kühnsten Erwartungen weit übertroffen hat. Er war nämlich daran, eine „Sammlung biblischer Geschichten für Landschulen" mit Abbildungen herauszugeben, die so wohlfeil wäre, daß man sie recht weit verbreiten könnte. Er hoffte dabei auf Unterstützung von England, und wollte in diesem Fall gleich 10,000 Exemplare drucken lassen. Sein neuer Nachbar, Pfr. Hochstetter, hatte die Bearbeitung angefangen, und die ersten Proben gefielen Barth wohl. Es war aber ein Glaubenswerk; denn das Unternehmen erforderte ein Betriebskapital, und Barth's Kasse war leer. Deßhalb hatte er auch den Selbstverlag der Weihnachtschriften aufgegeben. Als daher Federhaff diesen letzteren Schritt mißbilligte, antwortete Barth: „In's armen Mann's Beutel verdirbt viel Witz. Darum kann ich den eigenen Verlag meiner Weihnachtsschriften nicht fortsetzen, und Ihre Ermahnung kommt zu spät; denn ich habe Steinkopf schon zugesagt. Dieß ist nicht ohne reifliche Ueberlegung geschehen. Geld habe ich keines, um die Druckkosten

zu zahlen. Entlehnen muß ich gegenwärtig für die bibliſche Geſchichte 500 fl., und weiß ſie nicht zu bekommen. Die 2500 Exemplare werden nicht in einem Jahr abgeſetzt. Wenn's Cholera oder Krieg gibt, können ſie mir liegen bleiben. Sie können ſterben u. ſ. w. Kurz unter gegenwärtigen Umſtänden war es das Sicherſte, es ſo zu machen. Ich habe jetzt ohnehin mit der bibliſchen Geſchichte genug zu thun." (10. Sept. 1831.)

Von dem „alten Buchmann oder des Vaters Fluch" nur wenige Worte, ehe wir weiter gehen. Das Büchlein wurde zu rechter Zeit fertig und war Ende Oktobers bereits gedruckt. Daß es im Zwang und Drang der Umſtände eilig fertig gebracht werden mußte, davon ſpürt man der trefflichen Arbeit nichts an. Geſetz und Evangelium iſt auf paſſende Weiſe mit einander verbunden. So ſchrecklich die Folgen des Ungehorſams gegen einen frommen Vater gemalt ſind, ſo erquickend iſt der Blick in die Tiefen der göttlichen Gnade. Man meint, Barth habe recht eigentlich zum Troſt für bußfertige Sünder geſchrieben. Auf der andern Seite iſt alles ſo lieblich und anſprechend erzählt, daß ſich die Kinder angezogen fühlen müſſen. Die Phantaſie findet ihre Nahrung durch die Seereiſen des Kapitäns und die Sammlungen von Merkwürdigkeiten, die er von denſelben nach Hauſe gebracht hatte. Die Erzählung iſt ſpannend, beſonders am Schluß, auch fehlt es nicht an lieblichen Gedichten. Einen artigen Nebenumſtand können wir nicht unberührt laſſen, er betrifft die Predigt, welche der wilde Franz in der groote Kerk von Domine Neederdorp hörte. Wer ſollte bei dieſem Namen an Pfarrer Hochſtetter in Simmozheim denken? Und doch iſt unter dem Domine Neederdorp durch eine ſpielende Umſetzung des Namens Hochſtetter in's Gegentheil Niemand anders als dieſer Freund gemeint und

bezeichnet. Der Anlaß war dieſer. Hochſtetter hatte in Stuttgart bei ſeinem Beförderungs-Examen über den Text: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an," nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe geprebigt, und dieſe ſorgloſen fröhlichen Weſen im Gegenſatz gegen die kriechenden Thiere des Erdbodens und all das Geſchlecht der dunkeln Höhlenbewohner ſo lebendig beſchrieben und ihr Singen und Schweben in den leichten Lüften des Himmels durch lebhafte Geſtikulationen ſo vorgemalt, daß man dieſe Predigtweiſe ſehr auffallend fand, und hin und her im Lande von dem Vögelespfarrer erzählte. Nun machte ſich Barth eine Freude daraus, dieſe Predigt auf eine verdeckte Weiſe zu Ehren zu bringen, indem er ſich erlaubte, eine ſchöne Probe von derſelben dem Domine Neederdorp in den Mund zu legen. Wer dieſe Probe lieſt, der wird ſicherlich einen guten Eindruck von dem fröhlichen Glaubensgeiſt empfangen, von dem Pfarrer Hochſtetter belebt war.

Die Herbſt- und Wintermonate kamen, und mit denſelben die erſehnte Stille, bei der ſich ungeſtörter arbeiten ließ. Wie vielerlei es immer zu thun gab, das zeigen die vielen Geſchäftsbriefe von Federhaff und Felt, und die darin erwähnten Beſorgungen. In den Briefen an Felt kommt nicht Weniges vor, was von allgemeinerem Intereſſe iſt; man muß ſich oft wundern, wie offen ſich Barth über die verſchiedenſten Dinge gegen dieſen jungen Freund ausſprach, den er doch nie geſehen hat. Es war eine gar zärtliche Verbindung zwiſchen den beiden. Barth trug den Jüngling wie einen geliebten Schüler oder gar wie einen geiſtlichen Sohn auf dem Herzen, und gab ihm das auch zu fühlen. Felt ſeinerſeits war unerſchöpflich in Fragen, und ſo wenig es auch oft Barth's Zeit geſtatten wollte, er konnte ſeinem „Feltlein" die Antworten doch nicht verſagen. Weil Felt

immer gar viele Sachen an einen gewissen Schmaus in Amerika für Barth zu besorgen hatte, so wollte er auch einmal wissen, wer denn eigentlich dieser Schmaus sei, worauf ihm Barth die nöthige Antwort ertheilte. Wir ergreifen diese Gelegenheit, unsere Leser mit diesem Barthscorrespondenten bekannt zu machen, für dessen Erwähnung sich bisher kein Anlaß darbieten wollte, so lange er auch schon mit Barth in Verbindung stand.

J. G. Schmaus war ein naher Verwandter von Barth, sein Vater ein Schullehrer und frommer Christ, gleichen Sinnes wie die Mutter. Der Sohn stand als Lehrgehilfe in Cannstatt, als Barth seine ersten Jahre in Tübingen zubrachte, und Beide hatten einen gemeinsamen Freund an Th. Schnaitmann, dem Maler. Sie waren viel beisammen und Schmaus wurde so anhänglich an Barth, daß er oft zu ihm sagte: „Wo Du Pfarrer bist, will ich Schulmeister werden.“ Aber die Aussichten für den Schulstand waren in Württemberg damals so ungünstig, daß es dem guten Schmaus mit der Zeit im Vaterland zu enge wurde, und da es noch immer viele Auswanderungslustige in Württemberg gab, zog er mit etwa hundert Andern im Sommer 1819 nach der neuen Welt, nicht ohne einen wehmüthigen Abschied von seinem geliebten Freunde in Tübingen, dem er Vieles zu danken hatte, was ihm unvergeßlich blieb. In Philadelphia angekommen, wurde er bald als Lehrer der deutschen Sprache an der dortigen Frank'schen Akademie, einer deutschen Realschule, angestellt, und da er auch ein geschickter Musiker war, zugleich zum Organisten an der Zionskirche daselbst erwählt. Er gab in der Folge ein schönes Choralbuch und auch einige Schulschriften heraus, und da seine Ueberzeugung und sein Wandel christlich war, so wurde er in Philadelphia geachtet, und hatte auch sein ordentliches

Auskommen. Er heirathete die Tochter eines deutschen Arztes aus Eisleben. Mit Barth trat er bald nach seiner Ankunft in Correspondenz und machte ihn mit den amerikanischen Verhältnissen, so weit er das konnte, in einem sehr ausführlichen Schreiben bekannt. Der Briefwechsel wurde von da an unterhalten, und dauerte also jetzt wohl ein Jahrzehnt. In den letzten Jahren war derselbe für Reichsgotteszwecke sehr nutzbar gemacht worden, weil Schmauk Schriften von Barth bezog, und Barth amerikanische Zeitschriften durch ihn erhielt. Wir werden in der Folge aus Barth's Correspondenz mit ihm manches Interessante berichten.

Vorerst theilen wir einige Aphorismen aus den Briefen an Felt mit:

„Daß es vielerlei Wege geben kann, die zum Ziele führen, ist gewiß richtig: denn sonst haben entweder blos die Quäker Seligkeit zu hoffen, und alle anderen Secten nicht, oder blos die Baptisten, oder die Herrnhuter u. s. w. Ich begreife nicht, wie man diese Wahrheit bezweifeln kann.

„Was die Religionsfreiheit betrifft, von welcher Du fragst, o halte ich es für Pflicht einer christlichen Obrigkeit, dieselbe Freiheit wie in England zu gestatten; wenn aber in einem Lande diese Freiheit nicht ist, so kümmert mich das auch nicht, falls mir nicht Etwas wider das Gewissen und Wort Gottes zugemuthet wird. Die ersten Christen hatten keine Religionsfreiheit. Wenn's uns in einem Lande in dieser Beziehung nicht gefällt, so können wir ja auswandern. Ich für meine Person aber würde einer andern Kirchenverfassung zu lieb meine Heimat nicht verlassen, da keine vollkommen ist, und keine Gemeinde lauter wahre Christen in ihrem Schooße hat. Die Verfassung ist nicht so wichtig, als die Lehre. So lange ich lehren und glauben darf nach dem Worte Gottes und meiner Ueberzeugung (dieß darf ich aber), so lange bin ich immer noch zufrieden. —

„Daß Du Dich verwunderſt, warum wir (Pfr. Brandt u. dgl.) nicht aus der Kirche austreten, iſt ſehr ſonderbar. So lange man mir erlaubt, nach meinem Gewiſſen und dem Wort Gottes zu lehren, ſehe ich nicht ein, warum ich austreten ſollte. Wenn man mich einmal hinaus jagt, iſt's noch Zeit genug. Wenn alle gläubige Prediger aus der Kirche austreten wollten, was ſollte dann aus der Kirche werden? Und wo wollten ſie denn gläubige Gemeinden genug finden? In Württemberg könnte ich ja nicht mehr Prediger ſein, da bei uns keine engliſche Religionsfreiheit iſt, und wenn wir alle fortgiengen, was ſollten dann die 30,000 gläubigen Chriſten in Württemberg anfangen, oder was hälfe es, wenn die Gemeinden die Wahl der Prediger frei hätten? Geſetzt, es ſeien in Württemberg 50 gläubige Prediger. Wenn nun dieſe gewählt wären in 50 Gemeinden, wen ſollte dann die 51ſte wählen? Die müßte dann doch einen ungläubigen nehmen u. ſ. f. Ob aber die 50 gläubigen Prediger gerade an dieſen 50 Gemeinden ſtehen oder an andern, iſt das nicht einerlei? Oder vielmehr, hängt es nicht von der Regierung Gottes ab? Wenn Du einmal das Wort Gottes beſſer verſtehen lernſt, ſo wirſt Du nicht mehr ſo particulariſtiſch urtheilen, und dich nicht mehr über uns wundern.“

„Was Du von Deinem geiſtlichen Zuſtand und von dem Bedürfniß nach einem Buſenfreund ſchreibſt, kommt mir vor wie eine Schwachheit, die nicht zu rechtfertigen iſt. Doch kann es ſein, daß ich darüber aus meiner Erfahrung heraus zu hart urtheile. Aber es ſcheint mir, daß wir in Beziehung auf unſern Herzenszuſtand keinen Buſenfreund brauchen, als den Heiland ſelber, und daß es Mangel an Erkenntniß Seiner allgenugſamen Gnade iſt, wenn man neben ihm noch etwas vermißt. Uebrigens muß man nicht meinen, daß Alles auf einmal in völligen Stand kommen ſoll. Es geht beim inneren Leben nach und nach, wachsthümlich, und wir brauchen gegen uns ſelbſt eben ſoviel Geduld als Ernſt (Matth. 13.). Die Erfahrung der Trägheit und Schläfrigkeit machen auch andere Chriſten.

Sie ist der Weissagung und Beschaffenheit dieser unserer letzten Zeit gemäß. Doch fangen die klugen Jungfrauen an, hie und da aufzuwachen, und die Stimme beginnt hörbar zu werden: „Siehe der Bräutigam kommt!“ — Die Gerichte Gottes und die Zeichen der Zeit werden uns bald zur Wachsamkeit und zum Ernst nöthigen. Das hohepriesterliche Amt Christi mit Seiner Fürbitte und der reinigenden Kraft Seines Blutes ist mein einziger Trost, und ich weiß nichts Besseres, als auch Dich darauf zu verweisen. Die Gnade ist mächtiger als die Sünde, und Niemand wird um seiner Sünden willen verdammt, sondern Jeder kann durch den Glauben gerettet werden. Ja wir haben nicht blos Sünden, sondern auch eine Gerechtigkeit, und zwar eine rechte, giltige, den Glauben an Christum. Dieser Glaube ist ein Werk Gottes in uns, und darum eine wahre Gerechtigkeit, und indem Gott denselben in uns, vor vielen tausend andern, gewirkt hat, so hat Er uns zugleich ein Unterpfand gegeben, daß Er uns wolle selig machen. Oder kannst Du das glauben und sagen, daß Du keinen Glauben habest? Wohlan denn, wenn Gott so gegen Dich gesinnt ist, so gnädig und freundlich, so fasse Muth, und gehe in der Zuversicht, daß Du zur Seligkeit berufen seist, den Weg des Lebens, und laß Dir diese Zuversicht zum Ernst und Trost dienen.“

„Nach der letzten Zeitung greift die Cholera in Hamburg ziemlich um sich (Okt. 1831); ich hoffe aber, der HErr werde Dich vor derselben verwahren, daß Du noch am Abend des Tages etwas arbeiten kannst im Weinberg, da die Zeit so nahe ist, wo der Schaffner den Arbeitern rufen wird, ihnen den Lohn zu geben. — Er wolle selbst Deine Pfosten zeichnen, daß der Würgengel vorüber gehe. — Bei uns macht man auch bereits Anstalten gegen die Cholera, und heute muß ich als Präsident der hiesigen Cholera-Commission eine lange Sitzung halten, Krankenwärter wählen u. dgl. — Nun der HErr breite Seine Schwingen über Dir aus, und lasse Dich unversehrt hindurch kommen.“ (7. Nov. 1831.)

In einem früheren Briefe ſchrieb Barth an Felt:

„Daß ich nach Hamburg kommen werde, iſt höchſt unwahrſcheinlich. Ich glaube, daß die Fixſterne eher zu uns kommen werden, was ohnehin nicht mehr lange anſtehen kann; doch ich ſpreche in Räthſeln, über welches ſich in der That eher ſprechen als ſchreiben läßt.“

Später verweist er zur Auflöſung des Räthſels auf die evangeliſche Schullehrerbibel zu 2. Petr. 2. Die Reiſe nach Hamburg betreffend fügte er bei: „Ich bin nicht zu Luſtreiſen auf der Welt, und es müßte ein wichtiges Geſchäft ſein, das mich zu einer ſolchen Reiſe veranlaſſen könnte.“ Sodann ſagte er: „Daß Du nicht wieder nach Indien kommſt, weiß ich gewiß, frage mich aber nicht, woher. Indeſſen thue, was Dich der HErr heißt, und wobei Du innere Ruhe haſt.“ (12. Nov.) — Später: „Daß Du nicht mehr nach Indien kommſt, gründet ſich, wie Du richtig errathen haſt, auf meine Anſicht von der Bedeutung dieſer Zeit, doch ſind es nicht Anſichten allein, ich habe Thatſachen, und weiß mehr davon als andere Leute, und Einiges, das ſonſt Niemand weiß. Ich wäre ein Narr, wenn ich darüber ſtreiten wollte, und ſage daher nichts mehr, habe auch aus dieſem Grunde verlangt, Du ſolleſt nicht fragen.“ (14. Dez. 1834.)

„Oſianders Offenbarung hat zunächſt nicht den Zweck der Erbauung, ſondern der Erklärung. Und daß dieſe unrichtig ſei, muß mit Gründen nachgewieſen werden, welches keine leichte Arbeit ſein möchte. Daß die Wiederbringung darin vorkommt, dafür können wir Nichts. Sie ſteht in der Apokalypſe ſelbſt, und Du mußt alſo mit dieſer hadern, daß ſie ſo eine unchriſtliche Lehre aufgenommen.“ — „Wenn es Leute gibt, welche die Bibel nur glauben, und nicht verſtehen wollen, ſo habe ich Nichts dagegen. Mir iſt's nicht ſo.“

„Hegels Syſtem halte ich für ſehr gefährlich, weil es viel chriſtlichen Schein hat und nicht auf die Schrift gegründet iſt, von welcher alle wahre Philoſophie ausgehen muß.“

Wir kommen nun an die biblischen Geschichten, von denen schon oben einige Worte vorkommen. Unter den in den kleinen Traktätchen von Barth verwendeten Bildern waren auch manche aus der biblischen Geschichte, und der Gedanke lag nahe, dieselben aus den Vorräthen der Londoner Traktatgesellschaft ergänzen zu lassen und einen Text dazu zu schreiben, um so eine vollständige biblische Geschichte zu bekommen. Die Sache wurde mit Pfr. Hochstetter vielfach besprochen und ihm die Ausführung übertragen. Schon im September hatte die englische Gesellschaft zu diesem Zwecke 10 Pfund Sterling und 60 Holzschnitte bewilligt. Barth bat jedoch um eine weitere Unterstützung, worauf er die Antwort erhielt, man sei nicht ganz abgeneigt, wolle aber vorher das Urtheil des Dr. Pinkerton in Frankfurt über den Gehalt der Schrift vernehmen. An diesen mußte also das Manuskript abgesandt werden. Hochstetter hatte sich indessen an das Alte Testament gemacht, und war mit demselben glücklich zu Stande gekommen. Mit dem neuen aber wollte es nicht so bald vorwärts gehen. Barth mußte sich daher selbst daran machen und er ist es also, aus dessen Feder die Bearbeitung dieses Theiles geflossen ist. Pinkertons Urtheil fiel günstig aus, so daß Barth auf eine weitere Unterstützung hoffen durfte. Er kaufte nun das nöthige Papier zu Ende Oktobers und wartete mit Sehnsucht auf die Ankunft der übrigen Bilder von England, ohne welche der Druck nicht begonnen werden konnte, weil dieselben bei der ganzen Unternehmung eine Hauptsache waren. Er hoffte noch immer das Büchlein bis Weihnachten fertig zu bringen, auf welches bereits mit 1800 Exemplaren subscribirt war. Aber diese Hoffnung schlug fehl, die Bilder giengen erst zu Ende Dezember von Frankfurt ab, und kamen, wie es scheint, eben am heiligen Abend in Calw an. Sobald die Weihnachtsfeiertage vorüber

waren, eilte Barth mit denselben nach Stuttgart, um die nöthigen Anordnungen zum Drucke zu treffen. Er machte dort gute Geschäfte, und traf zum Jahresschluß glücklich wieder in Möttlingen ein.

1832.

Die Arbeit an der Schullehrerbibel war im vorhergehenden Jahre mit dem dritten Theil des neuen Testaments beendigt worden. Von dem alten Testamente konnte jedenfalls vor der Hand nicht die Rede sein, ungeachtet auch zu diesem schon einige Vorarbeiten gemacht waren. Denn der Erfolg war nicht von der Art, daß man die Herausgabe des ganzen Werkes nach seinem ursprünglichen Plane hätte wagen können. Selbst das Neue Testament blieb gewissermaßen ein Bruchstück, weil man sich genöthigt sah, die Apokalypse nach Osianders Auslegung nicht dem Werk selbst einzuverleiben, sondern als Zugabe zu diesem besonders erscheinen zu lassen. Es war nämlich zu befürchten, die Erklärung der letzteren könnte wegen der starken Stellen gegen das Papstthum in Baiern verboten werden; und dann stand die Kassation des ganzen Werks zu befürchten. Es wurden aber auch von evangelischer Seite bei aller Anerkennung mancherlei Einwendungen laut oder leise mitgetheilt. Als einst Barth aus Anlaß einer Bestellung an seinen Vorrath von Exemplaren der evangelischen Schullehrerbibel gieng, fand er in dem Bücherpack ein Heftchen Bemerkungen über dieselbe von einer sehr befreundeten Hand, die er alsbald erkannte, ohne sich doch erklären zu können, wie das Heftchen da herein gekommen sei. Er fand bei Weitem die meisten

[illegible] daß er dem lieben Verfasser von [illegible] bei einer zweiten Auflage [illegible] aber mit den eigent- [illegible] konnte er nicht immer [illegible] gegen den [illegible] und der auch in der [illegible] mit seinen Be- [illegible] wollte [illegible] mit aller Gewis- [illegible] daß der liebe Mann [illegible] durchgegangen habe und [illegible]

[illegible] das schon so vie- [illegible] wenn wir Ihnen eine [illegible] vorlegen könnten, die [illegible] sind? [illegible] ist aus einem Geg- [illegible] Männer, die vor [illegible] dafür nicht ge- [illegible] daß Sie das Buch auch noch [illegible] wenn Sie es nicht gleich auf [illegible] Ausstel- [illegible] und das Meiste ist [illegible]

[illegible] Aber mit alle [illegible] jetzt noch in [illegible] des Dogmas [illegible] sagt er:

[illegible] unsere Liebe [illegible] Alles beim Alten.“ [illegible]

[illegible] wenn solche An- [illegible] schon zum

Voraus auf gute Aufnahme, was sich auch hinlänglich bestätigte. Vor der Hand aber gab es mit dem Druck, der langsam fortschritt, manche Geduldsprobe zu bestehen; denn bald war der Factor, bald der Buchhalter in der Druckerei krank, und Barth sagt, er hätte die Geduld schon manchmal verloren, wenn's nur was hälfe. Endlich kam das Werkchen in seiner ersten mangelhaften Gestalt, nach vielen überwundenen Schwierigkeiten, im April d. J. zu Stande. Im November war die erste Auflage von 10,000 Exemplaren schon gänzlich vergriffen.

Inzwischen hatte Barth schon wieder etwas Neues unter der Hand; er ließ das dritte Heft der süddeutschen Orginalien mit Fragmenten von Flattich, Hahn und Hosch ausgehen. In der Vorrede dazu sagt er: „Und so seien denn auch die Todten noch einmal in den Kampf gerufen, um die Reihen der Streiter Christi zu verstärken. Wir kämpfen gegen alle Lüge und gegen allen Unglauben. Wo ein Wort der Wahrheit ist, das kann uns helfen, und wer weiß, ob's nicht da und dort als ein scharfer Kieselstein einen Hohn sprechenden Philister trifft, und ihn demüthigt vor dem Zeuge Israels und vor dessen großem Gott, dem da Ehre gebührt von allen Seinen Werken." — Ein Recensent hatte sich bei der Beurtheilung eines früheren Heftes der Originalien darüber gewundert, daß man Brosamen aufhebe von solchen Männern, die doch so schlechte „Stylisten" gewesen. Barth erwiederte: „Ich habe nichts dagegen, wenn man sie so nennt, wollte auch keine Probe deutscher Wohlredenheit liefern; aber ich bedaure den Geschmack des Recensenten wegen dieser Bemerkung und bleibe auf meinem Glauben, daß auch solche schlechte Stylisten *στῦλοι τῆς ἐκκλησίας* (Säulen der Kirche) sein können."

Am Oſtermittwoch dieſes Jahrs erhielt Barth einen ſehr willkommenen Beſuch von Wilhelm G. Schauffler, dem nachmaligen ausgezeichneten Juden-Miſſionar in Conſtantinopel, der damals in ſeiner erſten friſchen Kraft in die Miſſionslaufbahn eintrat. Derſelbe war ein geborner Stuttgarter, der ſchon in früher Kindheit mit ſeinen Eltern nach Odeſſa ausgewandert und dort Drechsler geworden war. Bei der Erweckung, die ums Jahr 1824 in Odeſſa erfolgte, wurde er mitergriffen und fühlte einen entſchiedenen Trieb und Beruf zur Miſſion. Da er in Rußland keinen Weg ſah, zu ſeinem Ziele zu kommen, ſo begab er ſich von dort nach Nordamerika, wo er in ein Seminar aufgenommen wurde und das bisher Verſäumte mit großem Fleiß nachholte. Bald entwickelte er ſolche Sprachtalente, daß er auch nach Paris geſendet wurde, um dort die orientaliſchen Sprachen gründlich zu lernen. Jetzt hatte er ſeine Studien im Seminar zu Andover vollendet, und wurde von dem American Board als Miſſionar zu den Juden in der Türkei beſtimmt. Eben auf dem Wege dahin begriffen, machte er von ſeiner Vaterſtadt aus einen Ausflug auf den Schwarzwald, angezogen von dem, was er über Barth und die Brüder in ſeiner Nachbarſchaft gehört hatte. Er wurde von dem Beſuch ſo befriedigt, daß er ſeinen nordamerikaniſchen Freunden einen ausführlichen Bericht darüber erſtattete, der hernach in einem öffentlichen Blatte erſchien. Merkwürdig war ihm an Barth ſein Intereſſe für alles Gute und Schöne, ſein Sinn für Muſik, die vielen, von ihm ſelbſt gezeichneten Portraite frommer und berühmter Männer an den Wänden ſeines Studirzimmers, die reiche Sammlung von Traktaten der amerikaniſchen Geſellſchaft in ſeiner Bibliothek u. ſ. w. — — Namentlich intereſſirte ihn auch der von Barth verfertigte Globus, auf welchem er zur Veranſchaulichung für die Miſ-

ſionsfreunde in der Gemeinde alle Miſſionsſtationen bezeichnet hatte. Ferner: Die Traktate, die Miſſionslieder, das Miſſionsblatt und andere Schriften, die Barth verfaßt oder herausgegeben. Es war ihm zum Erſtaunen, daß ein Landprediger, dem doch ſein Amt auch viel zu thun gab, ein ſo vielſeitiges Intereſſe für das Reich Gottes im Ganzen bewahrte und wirkſam bethätigte. Er traf auch Oſiander bei Barth und machte des folgenden Tags einen Ausflug nach Altburg zu Pfr. Betzner, den er ſchon 1821 kennen gelernt hatte, da derſelbe als Judenmiſſionar nach Odeſſa kam. Barth ſeinerſeits war von dieſem Beſuche ſichtbar erfreut, beſonders da noch ein anderer Miſſionar, Bruder Albrecht, auf dem Wege nach Labrador, in jenen Tagen mit Schauffler an ſeinem Tiſche zuſammen traf. Wie oft haben ſich hernach Heilsboten, aus den verſchiedenſten Heidenländern zurückgekehrt, auf ähnliche Weiſe in Barth's Zimmer und an ſeinem Tiſche begegnet!

Mit Recht war Schauffler über Barth's große Thätigkeit neben dem Amte verwundert. Wie ſchwer beides zu vereinigen war, das fühlte Niemand mehr als Barth ſelbſt, beſonders in Zeiten, wo die Krankenbeſuche viel zu thun gaben. „Ein Mann, der kein Amt hätte, bekäme mit meinen Arbeiten zu thun genug, und ich habe zwei Gemeinden, die doch Allem vorgehen.“ So äußerte er ſich gegen Felt, im Anfang des Jahres. Es war ihm ein voller Ernſt damit, die Gemeinde keinen Schaden leiden zu laſſen. Er wollte fortmachen, ſo lange es gienge, ob er gleich manchmal im Gemüthe gedrückt war, wenn er zu bemerken glaubte, daß ſein Predigen, auch wenn er mit Angethanheit von Jeſu zeugte, ohne Wirkung bleibe, und ſeine Rede nicht mehr fahen wolle. Bei aller Aufmerkſamkeit und Einſtimmung der Zuhörer zu dem, was er ſagte, ſchien es ihm doch, die

Erweckten kommen nicht weiter und die Todten erwachen nicht. Nur an einigen jungen Leuten, die recht ernstlich waren, konnte er in dieser Beziehung Freude haben. An den Sonntagen hielt er nach Predigt und Kinderlehre um 3 Uhr immer noch Bibelstunde und alle vier Wochen Missionsstunde. Die Kinderstunde, die er bisher von 4—6 Uhr gehalten, wollte er wegen allzu großer Anstrengung nunmehr durch Mitglieder der Gemeinde halten lassen. Um 6 Uhr aber kamen die ledigen Töchter zu einer Erbauungsstunde; und am Donnerstag Abend die ledigen Söhne um 8 Uhr. Durch eine Lesegesellschaft, für welche er die Bücher aus eigenen Mitteln anschaffte, suchte er auch auf die übrigen Gemeindeglieder noch zu wirken. Sie zählte 80—90 Theilhaber. — Diese vielfache Aussaat konnte nicht ohne Frucht bleiben, wenn nur der Regen und Thau von oben darauf fiel. Nach diesem seufzte Barth selbst manchmal unter großer Dürre, während er zu anderer Zeit gestärkter und gehobener im Geiste war, erfüllt von dem Verlangen, daß der HErr sein ganzes Herz haben möchte, um es mit Seiner Liebe zu füllen. Zuweilen beschäftigte ihn die Frage, ob es nicht besser wäre, sein Netz an einem andern Orte auszuwerfen. Aber das hatte auch seine Schwierigkeiten, und so schob er den Gedanken an eine Aenderung immer wieder hinaus.

Besondere Gründe veranlaßten ihn, 1832 neben den Weihnachtsschriften, die in Stuttgart heraus kamen, eine zweite, ganz ähnliche Serie von Geschichten „zum Ostergeschenk für Kinder" zu beginnen, die er in Basel erscheinen ließ. Dort war er seit einem Jahrzehnt durch seine jährlichen Festbesuche so einheimisch geworden, daß er auf einen aufmerksamen Leserkreis unter den Kleinen mit Zuversicht hoffen durfte. Der Erstling dieser Büchlein war „die Rabenfeder." Ich erinnere mich noch wohl, wie begierig

man nach dieser Feder griff, da ich um diese Zeit selbst in Basel wohnte. Wir können auf den Inhalt der Erzählung nicht weiter eingehen; aber so viel ist gewiß, daß der Glaubensgeist, aus dem sie geflossen ist, einen bleibenden Segen gebracht hat. Die Einkleidung ist so anziehend, daß sich der Leserkreis weit über Basel hinaus erstreckte, wiewohl sie für die kleinen Bewohner dieser Stadt durch die lokalen Beziehungen von besonderem Interesse war. Bekanntlich sagt er in dem Büchlein einmal, daß eine der beiden Hauptpersonen in der Geschichte sein Vater war; wir sind aber leider nicht im Stande, über das Geheimniß, das er nur angedeutet hat, irgend einen nähern Aufschluß zu geben.

Zum Basler Fest schickte er dießmal das bekannte Lied: „Wie lieblich ist der Boten Fuß, die aus der Ferne kamen!“ u. s. w. und bemerkte dazu: „Es ist freilich so holpericht, daß man ihm wohl ansieht, es sei auf dem Wege nach Stuttgart in der Chaise gemacht und geschrieben worden. Sonst hatte ich keine Zeit. — Nun dann, so mag's doch laufen. „Wie, wenn ich auch liefe?“ sagte Chusi. David sprach: „So laufe denn.“ — Es lief also und zwar nicht nur nach Basel, sondern auch seit mehr als 30 Jahren an unzählige andere Orte, wo es in Missionsstunden und bei Festversammlungen zur Belebung der Missionsfreunde diente.

Ueber seine Festreise gab er an Freund Felt einen ausführlichen Bericht, von welchem wir das Wichtigste ausheben. Schon die Hinreise wurde durch eine unerwartete Begegnung sehr lieblich. Er fuhr von Pforzheim aus mit dem Eilwagen die Nacht hindurch mit scheinbar Unbekannten. Bei Tagesanbruch erkannte er in einem gegenüber Sitzenden, der die ganze Nacht geschlafen hatte, einen Juden; aber daß dieß sein lieber vieljähriger Freund, der Juden-Missionar

Ewald*) war, der vor seinem Abgang nach Algier von seinen Brüdern in Bayern Abschied genommen hatte und nun auf's Fest nach Basel reisen wollte, das wußte er nicht. Erst als beide auf dem Bureau ihren Platz zur Weiterreise bestellt hatten, und Ewald nun, nachdem er dort Barth's Namen gehört, ihm die Hand entgegen streckte, erkannte er mit erstaunter Freude den geliebten Bruder, in dessen Gesellschaft er reisen durfte, und der ihm alsbald vieles von London, wo er gewesen, und namentlich von der Judensache erzählte. In Basel hielt damals Dr. de Valenti, unter großem Andrang der Zuhörer, eine Erbauungsstunde in der Martinskirche und veranlaßte durch seine Freimüthigkeit in vielen Herzen eine Bewegung. Barth hörte ihn am Sonntag, hielt aber auch selbst die Versammlung in einem Privathause. Bei der Begrüßung im Antistitium gab der Judenmissionar Oster interessante Mittheilungen von der Verbreitung des neuen Testamentes in Frankreich und von der Regung im Süden dieses Landes, wo Oster angestellt war. Die ungestörte Wirksamkeit bei der damals neu eingetretenen Religionsfreiheit in Frankreich machte große Freude. Neben den interessanten Details, die Oster, besonders von einem bekehrten Notar Sueur, erzählte, der sich dem Werk des HErrn im südlichen Frankreich widmete und durch seine offene Sprache eine Menge Seelen für Ihn warb, gab auch Miss. Ewald wichtige Mittheilungen über Judenbekehrungen in Bayern. Beim Bibelfest war es besonders interessant zu hören, wie die Unruhen im Canton Basel im vorangehenden Jahre Veranlassung gaben, eine reiche Saat des Wortes Gottes in die Berge und Thäler der Schweiz hineinzustreuen. Die eidgenössischen Truppen nemlich, die zur Auf-

*) Ewald war ein Zögling des älteren Vereins für Israel in Basel.

rechthaltung der Ruhe in den Canton Basel verlegt, und von Zeit zu Zeit wieder durch frische abgelöst wurden, bestanden großentheils aus Katholiken, und hatten bald in Erfahrung gebracht, daß in Basel neue Testamente zu bekommen seien. Es kam einer um den andern, und jedem wurde ein Exemplar geschenkt. Nach und nach kamen ganze Haufen, und endlich ganze Compagnien in Reih und Glied mit ihren Offizieren und klingendem Spiel vor das Bibelhaus aufmarschirt, um sich neue Testamente zu holen. Auf diese Weise wurden 9—10,000 Exemplare auf Hoffnung ausgetheilt. — Barth nahm von diesen und ähnlichen Vorgängen im verflossenen Jahre den Anlaß, in seiner Festrede nachzuweisen, wie Gott für Sein Reich den Fluch der Menschen in Segen verwandle. — In der Donnerstagsconferenz kamen zum ersten Mal die Unterhandlungen der Committee mit den deutschen Missionaren in Ostindien zur Sprache, bei welchen angefragt wurde, ob es sich nicht machen ließe, eine deutsche Mission auf deutschem Fuße in Ostindien einzurichten. „Leider," sagt Barth, „lauteten alle ihre Berichte einstimmig verneinend." — Unter den Ansprachen der Abgeordneten hebt Barth die französische des Maire de Roche als sehr ergreifend hervor. „Ein Abgeordneter von Schaffhausen konnte vor Thränen kaum zum Worte kommen." Ferner: „Ich hatte die Freude, bei dieser Gelegenheit einen Wechsel von 500 fl. aus dem Ertrag des Calwer Missionsblatts zu übermachen. Einen andern Wechsel von 100 fl. aus derselben Kasse konnte ich der Schullehreranstalt in Beuggen bringen zum Zweck der Aussendung ihrer Zöglinge auf Missionsplätze." — Aeltere Brüder erinnern sich noch wohl daran, wie Barth jedes Jahr eine solche Gabe vom Ertrag des Missionsblattes bei den Festen überreichte und mit sinnigen, glaubenstärkenden

Worten begleitete. Dieß that er öffentlich, um auch Andere zum Nacheifern aufzumuntern. Damals wurden die Brüder Lechler, Günther und Schmid ausgesendet und sprachen zum Abschied. Miss. Kißling war da, und erzählte am Donnerstag Abend die Geschichte eines spanischen Sklavenhändlers, der seine Sklaven grausam mißhandelt hatte, und dessen Ermordung eine Hauptveranlassung wurde, warum der Missionsposten in Liberia, wo Kißling bisher stand, aufgegeben werden mußte. Er hatte dabei fortwährend den langen und breiten Dolch des Sklavenhändlers in der Hand. — Wir übergehen den Bericht von Beuggen und bemerken nur noch, daß Barth, nachdem er für die Anstalt in Stammheim 20 Louisd'or zusammengebracht und für seinen Freund Passavant in St. Jakob über Joh. 3, 16. gepredigt hatte, am Montag mit Bruder Major (vormals Missionar in Griechenland) nach Schaffhausen reiste, und dort von den Festen berichtete. Ebenso nachher in Tuttlingen, wo sein Freund Christian als Helfer stand. Ueber Tübingen kehrte er nach Hause zurück, wo allerlei Arbeit auf ihn wartete.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr erhielt er die Nachricht, daß das erste Heft der Schullehrerbibel vergriffen sei und nun für die zweite Auflage revidirt werden müsse; auch wieder ein Geschäft für ihn. Eine Hauptsorge aber betraf die Aufbringung der Kosten für die zweite Auflage der biblischen Geschichte, die er damals in Leipzig stereotypiren ließ.*) Da die Geldverbindlichkeiten ganz allein seine Person angiengen, und er das Wenige, was er gehabt, bereits für die gute Sache aufgewendet, auch da und dort schon Verluste gehabt hatte, so lag ihm viel daran, für diese Unternehmungen Unterstützung zu erhalten. Und da sein Freund Felt

*) Ueberdieß gieng Barth schon im Sommer damit um, eine christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien auszuarbeiten.

gerade damals nach England reiste, so gab er ihm Auftrag, sich in seinem Namen, unter Mittheilung des Berichts vom Calwer Verein, an die Traktatgesellschaft in London zu wenden und um weitere Unterstützung zu bitten. Indessen gieng er im Vertrauen auf den HErrn vorwärts, auch als er zunächst eine abschlägige Antwort erhielt. Er ließ sich nicht so bald abschrecken, sondern machte immer wieder neue Versuche. Zugleich bat er die Londoner Missionsgesellschaft um Zusendung von Götzen für sein Cabinet, wobei er hervorhob, daß er den größten Theil seiner Lebensstunden und Lebenskräfte für die Missionssache aufopfere und bei so vielen Besuchen, die täglich zu ihm kommen, das Interesse für dieselbe anregen und beleben könnte, wenn ihn die Missionsfreunde in England mit solchen Gaben für sein Cabinet bedächten.

Im Sommer dieses Jahres hielt sich die Königin Pauline von Württemberg mit ihren Kindern und ihrem Hofstaat sechs Wochen beim Brunnen in Teinach auf, und besuchte von dort aus die Anstalt in Stammheim. Barth fertigte zu ihrem Empfang ein Lied, das die Kinder sangen, machte auch als Festordner die nöthigen Vorbereitungen zu demselben. Sonntag Abend den 22. Juli wanderte er mit seinem Freund Osiander zu dessen Schwager, Pfr. Nanz, nach Zavelstein, wo am Montag eine vergnügte und gesegnete Conferenz gehalten wurde. Um zehn Uhr kam Befehl von der Königin, daß er Abends mit Nanz zu ihr kommen sollte. Sie kannte ihn bereits aus seinen Kinderschriften. Er brachte in einem gesegneten und wichtigen Gespräch eine Stunde mit ihr zu, und erhielt die Erlaubniß, ihr ein Exemplar der Schullehrerbibel zu schicken. Acht Tage darauf mußte er auf ihr Verlangen in Teinach predigen, wobei er nicht unterlassen konnte, von der ernsten Zukunft zu reden,

und darauf hinzudeuten, wie die Hohen der Erde von den zu erwartenden Ereigniſſen am wenigſten unberührt bleiben werden. Als er darauf zur Tafel gezogen wurde, gaben ihm die Hofleute zu verſtehen, daß er ihnen zu ſcharf gepredigt hätte, die Königin dagegen bezeugte ihre volle Zufriedenheit. Nachdem ſie die Schullehrerbibel von ihm erhalten, fieng ſie an, täglich in Oſianders Erklärung der Apokalypſe zu forſchen. Ihre Kinder konnte Barth mit mehreren engliſchen Schriften erfreuen.

Der Anſtalt in Stammheim und ihrer ehrwürdigen Hausmutter Handel wandte die Königin ihr Wollwollen zu, wie dieß ein vor uns liegendes Handſchreiben von ihr bezeugt, das mit Arbeiten, von ihrer eigenen Hand genäht und für die Anſtaltsmädchen beſtimmt, begleitet war. Auch durch andere Zeichen ihrer Liebe ſuchte ſie zu zeigen, daß ihr die ſegensreichen Geſpräche mit Handels unvergeßlich tief im Herzen geblieben. „Der HErr," fügte ſie bei, „von dem alle vollkommenen Gaben kommen, möge ſie dort reifen laſſen, auf daß ſie reiche Früchte tragen. Sein Reich komme, ach recht bald!" Sie gedachte dabei auch an Barth in huldvoller Weiſe, und kündigte einen Beſuch ihrer Mutter, der ſeligen Herzogin Henriette an, mit dem Wunſche, daß dieſelbe den Pfarrer Nanz, Barth und, wenn es möglich wäre, auch Oſiander bei Handels verſammelt finden möchte. — Ohne Zweifel trug dieſe Begegnung dazu bei, daß ſich bald darauf die Verbindung zwiſchen der edlen Herzogin und Barth anknüpfte, die hernach von Jahr zu Jahr durch viele Beſuche und Briefe immer vertrauter wurde und für beide Theile den reichſten Segen gebracht hat.

Im Auguſt d. J. ſchrieb Barth ein kleines Schriftchen, das er für zeitgemäß hielt, und ließ es, ohne ſeinen Namen zu nennen, unter dem Titel: „Der 14. Oktober 1832",

bei Löflund in Stuttgart erſcheinen. Nach der Bengel'ſchen Rechnung nemlich ſollte an dieſem Tage ein Fürſtencongreß gehalten werden, auf welchem der Antichriſt öffentlich auftreten würde. Das glaubten nun viele Chriſten in Württemberg ſteif und feſt. Barth ſuchte daher aus der Schrift zu beweiſen, daß dieſer Termin unrichtig ſei, und daß überhaupt zum Voraus keine Zeit beſtimmt werden könne. Da ſich der angegebene Termin zunächſt auf die Zahl 1836 ſtützte, die in dem Bengel'ſchen Syſtem eine bedeutende Stelle einnimmt, ſo gieng er in ſeiner Beweisführung hauptſächlich davon aus, daß das Jahr 1836 nicht das Jahr der Zukunft Chriſti ſein könne. Dafür gab er zunächſt bibliſche Gründe, indem er nachwies, daß nach Matth. 24, 14—21. die Stelle Daniel 9, 27. auf die letzte Zeit vor dem großen Kommen Chriſti zu beziehen ſei. Nach dieſer Stelle aber liege es zuverläſſig am Tage, daß der Zukunft des HErrn eine Zeit von ſieben Jahren vorangehen müſſe, deren erſte Hälfte durch den Bau eines neuen Tempels in Jeruſalem bezeichnet ſein werde. „Wäre demnach," ſagte er, „das Jahr 1836 wirklich das Jahr der Zukunft des HErrn, ſo hätte bereits im Jahr 1829 eine Bewegung unter den Juden ſtattfinden müſſen, welche längſt einen Tempelbau in Jeruſalem zur Folge gehabt haben würde, wovon bekanntlich noch nichts verlautet hat. Ja es müßte das Opfern in dieſem Tempel bereits im Gange ſein, weil es nach dem prophetiſchen Wort im Anfang der letzten vierthalb Jahre unterbrochen werden ſoll, vgl. Dan. 12, 11." Hierauf fuhr er fort: „Aber auch der Menſch der Sünde ſelbſt muß, bevor er wirklich als Antichriſt auftritt, alſo vor dem Beginn der vierthalb Jahre noch ſo viel Wichtiges vollbringen, daß es unmöglich in der kurzen Zeit von zwei Monaten geſchehen kann. Denn, um nur das Eine zu erwähnen, nach ſeinem Auftreten als welt-

licher Gewalthaber wird er dem Papſtthum wieder Einfluß verſchaffen, dann (nach Offenb. 17, 11.) ſelbſt Papſt werden, und dann erſt das Papſtthum aufheben, indem er ſich ſelbſt zum Meſſias aufwirft. Wie ſollte das Alles in dem Verlauf weniger Wochen vollführt werden können, zu einer Zeit, welche noch nicht einmal alle hiezu erforderliche Vorbereitung der Umſtände aufweist! Sollte daher auch wirklich auf den 14. Okt. 1832 ein Fürſtencongreß oder etwas der Art eintreffen, ſo dürfte mit Sicherheit angenommen werden, daß es nicht derjenige ſei, von welchem Offenb. 17, 12. 13. die Rede iſt, und man dürfte keineswegs daraus den Schluß ziehen, daß nun gewiß auf 1836 die Zukunft des HErrn zu erwarten ſtehe."

Zur Vorausberechnung der Zeit der Erſcheinung Chriſti, ſagt Barth, ſeien in der Schrift keine Data gegeben. Deſſen ungeachtet erklärt er: „Hat einmal der Tempelbau in Jeruſalem begonnen, dann darf man überzeugt ſein, daß es nicht mehr länger als ſieben Jahre bis zum Ende anſtehen werde; und wann das Weiſſagen der beiden Zeugen anfängt, dann laſſen ſich (nach Dan. 12, 11. 12.) bis auf den Tag genaue Berechnungen anſtellen; aber vor dem Beginn der ſieben letzten Jahre, in die wir erwieſenermaßen noch nicht eingetreten ſind, iſt man nicht befugt, irgend einen künftigen Termin zu berechnen. In dieſer Beziehung ſind wir nur auf die Zeichen der Zeit angewieſen, aus denen ſich wenigſtens beiläufig abnehmen läßt, welche Stunde im Reiche Gottes iſt. Eine aufmerkſame Betrachtung derſelben lehrt uns allerdings, daß die große Entwicklung im Reiche Gottes nicht mehr ferne ſein kann."

Er deutet nun nach Matth. 24, 6—8. auf die bereits vorhandenen Zeichen hin, welche den „Anfang der Noth" erkennen laſſen, und bemerkt dabei: „Wie lange es von da

an bis zur Erfüllung deſſen währen werde, was V. 9—12. geſchrieben ſteht, iſt aus dieſer Weiſſagung nicht zu beſtimmen. So viel aber iſt gewiß, daß ‚das Evangelium bereits in der ganzen Welt geprediget wird' (V. 14.) ‚und dann', heißt es, ‚wird das Ende kommen.' Eine nähere Zeitbeſtimmung ſteht nicht dabei. Bevor der Menſch der Sünde als Antichriſt offenbar werden kann, muß der große Abfall der Chriſten von Chriſtus kommen, der allerdings mit dem erklärten Unglauben ſo Vieler in unſerer Zeit bereits angefangen hat (ſ. 2 Theſſ. 2, 3.). Es muß vorher der, welcher den völligen Ausbruch des Geheimniſſes der Bosheit noch hindert, hinweggethan werden (V. 7.); dann erſt kann das Kind des Verderbens ſeine Wirkſamkeit beginnen. Wer das ſei, der dem Hervortreten des Antichriſts noch im Wege ſtehe, deutet Paulus den Theſſalonichern an (V. 6.). Er meint nämlich die weltliche Obrigkeit; denn ſo lange dieſe noch Macht hat, kann der Antichriſt, der falſche Meſſias, als ſolcher nicht offenbar werden, weil er alle geiſtliche und weltliche Macht in ſeiner Perſon vereinigen wird. Zunächſt dachte Paulus dabei an die römiſche Obrigkeit: denn kurz zuvor, ehe er dieſen Brief ſchrieb, hatte ſich ein Vorfall ereignet, der den Theſſalonichern zum Beweis dienen konnte, daß, ſo lange die weltliche Macht nicht geſtürzt ſei, das Unternehmen des Antichriſts nicht ausgeführt werden könne. Die Juden in Rom hatten nämlich durch Aufſtellung eines falſchen Meſſias große Bewegungen veranlaßt, welche aber zur Folge hatten, daß der damalige römiſche Kaiſer Claudius alle Juden aus Rom vertrieb. Inſofern nun das Papſtthum die beſtändige Tendenz hatte, der Macht der Fürſten entgegenzuarbeiten, ſo war es allerdings ein noch zurückgehaltenes Antichriſtenthum; ſo lange aber die Fürſten im Beſitz einer — wenn auch beſchränkten — Macht ſich befinden,

kann der Antichrist als solcher nicht auftreten. Freilich ist dieses Geheimniß der Bosheit in der neuesten Zeit seinem völligen Ausbruche sehr nahe gekommen; doch ist es noch nicht an dem, daß ein völliger Umsturz aller bestehenden rechtmäßigen Regierungen in den nächsten Monaten zu erwarten stünde."

Nachdem Barth hierauf noch auf weitere beachtenswerthe Zeichen der Zeit hingewiesen, schließt er mit folgenden Worten:

„Alles dieß, und noch vieles Andere, was wir anführen könnten, leistet uns zwar hinlänglich Gewähr für die Ueberzeugung, daß wir der Zeit des Endes sehr nahe stehen, und daß bei der unvergleichbar schnellen Aufeinanderfolge der Ereignisse in überraschender Eile die noch mangelnden Zeichen der Zeit vollends eintreffen können; aber es berechtigt uns nicht, einen Monat oder gar einen Tag festzusetzen, auf welchen dieses und jenes, was nach dem prophetischen Wort unfehlbar geschehen wird, einzutreffen habe. Wir sollen uns nicht zum vorlauten Rufen bewegen lassen (Matth. 24, 6.); aber auch nicht überrascht werden, wenn wir in kurzer Zeit vor unsern Augen Dinge werden geschehen sehen, auf welche die Christen seit Jahrhunderten theils fürchtend, theils hoffend gewartet haben. Hüten wir uns nur vor allem Einverständniß mit dem antichristlichen Wesen unserer Zeit, namentlich vor dem Geist des Aufruhrs, der dem Antichrist sichere Bahn bereitet, und trauen wir auf Ihn, der ewig König bleibt; Er wird uns zu rechter Zeit in den Kampf, zu rechter Zeit aber auch zum Siege führen! Jener wird uns nie zu spät, dieser nie zu früh kommen; beide aber kommen gewiß. O HErr, hilf!

Geschrieben 14. August 1832."

Das Schriftchen erlebte, ohne daß man seinen Verfasser alsbald errieth, schon im Oktober die zweite Auflage.

Vom 1. Sept. d. J. liegt vor uns ein Brief, den Barth an Missionar Gützlaff in Canton schrieb, welchen er 1824 in Rotterdam kennen gelernt hatte, und mit dem er nun in Correspondenz zu treten wünschte. Er hatte zwar schon drei Jahre vorher einen ähnlichen Versuch gemacht; da aber jener Brief seine Adresse nicht erreichte, so fieng er nun auf's Neue an, schilderte seinen Wirkungskreis im Vaterland und bezeugte Gützlaff seine innige Theilnahme an dem Verlust seiner trefflichen Gattin Maria. Zugleich gab er einige ermuthigende Blicke in den Gang des Reiches Gottes bei so manchen schmerzlichen Verlusten. „Bei uns in Europa," fügte er bei, „ist ein Zustand großer Spannung, der sich kaum friedlich lösen kann. Der Geist der Empörung bringt immer mehr in das Herz der Nationen ein, und es ist nicht abzusehen, wie durch eine gütliche Ausgleichung das Mißverhältniß zwischen Fürsten und Völkern aufgehoben werden könnte. Vielmehr deuten alle Zeichen darauf, daß im Geheimen und Offenbaren Anbahnungen zum Auftritt des Menschen der Sünde vorbereitet werden. Der HErr wolle uns durch die schwere Zeit der Versuchung in Gnaden hindurch helfen, daß wir Ihm Ehre machen und nicht von Seinem heiligen Zeugniß weichen! In Deutschland ist bis dahin die Scheidung zwischen Wahrheit und Lüge immer mehr hervorgetreten, die Kämpfer auf beiden Seiten kommen immer mehr zum Bewußtsein, was es eigentlich in diesem Kampfe gilt. Der Unglaube wird immer frecher; aber auch die Knechte Christi treten immer entschiedener auf, und die Zahl der entschiedenen Wahrheitszeugen mehrt sich." — „Ach, es ist eine böse Zeit! Um so rüstiger müssen die Knechte Christi sein, damit noch gerettet werde, was rettungsfähig ist, ehe der HErr kommt, um das Erdreich mit dem Bann zu schlagen. Wohl aber dann allen treuen Knechten!" — „Nun, theurer Bruder, nimm diesen kurzen Gruß in Liebe auf und erwiedere ihn bald, wenn Dir's immer möglich ist. Der Heiland segne und stärke

Dich, und laſſe Dir täglich Sein Gnadenantlitz leuchten! Bete für mich, wie ich für Dich."

Ende Auguſt hatte Barth intereſſante Beſuche. Paſtor Sander von Wichlinghauſen und deſſen Frau waren etliche Tage bei ihm; auch Spittler von Baſel. Ferner erwartete er F. W. Krummacher aus Barmen und Paſtor Müller aus Mettmann. In jenen Tagen verehlichte ſich der l. Bruder Büchelen, Verwalter im Miſſionshauſe, zum zweiten Male. Seine Braut war Julie Hebler von Bern, eine theure Seele, an deren Lebensgang ich ohne innige Bewegung nicht denken kann. Frühe erweckt und voll Liebe zum Heiland hatte ſie ſich mehrere Jahre zuvor mit Miſſionar Kugler verlobt, aber den Schmerz erlebt, daß dieſer in Adowa in Tigre durch einen unglücklichen Schuß unerwartet ſchnell in die Ewigkeit abgerufen wurde. Durch Kullen in Kornthal, in deſſen Anſtalt ſie in der Folge Lehrerin war, hatte ſie am innern Leben gewonnen und hätte ſich nach ihrer ganzen geiſtigen Ausrüſtung für einen höheren Beruf geeignet. Nun wollte ſie, dem Miſſions-Berufe treu, als Frau des Verwalters die Haushaltung im Miſſionshaus übernehmen. Aus Liebe zu dem ſeligen Kugler, wie zu ſeinem vertrauten Freund Büchelen, hätte Barth ihrer Hochzeit (in Kornthal) ſehr gerne perſönlich beigewohnt, mußte ſich aber um ſeiner Beſuche willen damit begnügen, im Geiſte in der Mitte der Geſchwiſter zu ſein, und ſeine herzlichen Glückwünſche brieflich ihnen zuzurufen. Auch war es ihm verſagt, ſeine Freude an dieſer Verbindung durch ein materielles Zeichen an den Tag zu legen, wie er ſo gerne gethan hätte. „Aber," ſagt er, „Silber und Gold habe ich nicht, und in meiner ganzen großen Armuth*) fand ich auch

*) Qui nil hat, nil dat, ſagte er manchmal.

nicht ein einziges Stück, das zu diesem Zwecke tauglich gewesen wäre. Nehmet also mit meinen Wünschen vorlieb, die von Grund des Herzens gehen." Diese Wünsche sprach er denn auch mit der ihm eigenen Zartheit aus. Er wußte wohl, daß beide Geschwister, ursprünglich zum Missionsdienst bestimmt, ein Opfer eigenthümlicher Art brachten, indem sie sich nun mit einem mehr äußerlichen Dienste begnügten. Bei Julie Hebler war dieß in hohem Grade der Fall, da ihre täglichen Aufgaben in dem großen Haushalt mit ihrer fein organisirten Natur in einem gewissen Widerspruch standen. Wie sie sich damit abmühte, deß bin ich Augenzeuge gewesen. Barth, der etwas davon ahnen mochte, deutete schon auf die Ruhe nach der Arbeit im Vaterhaus, zu der sie auch nach wenigen Jahren abgerufen wurde. Ihr Gedächtniß aber bleibe im Segen!

Um jene Zeit war Barth's junger Freund Felt in London, um sich nach den nöthigen Mitteln zum Studium umzusehen. Gleichzeitig befanden sich dort im Missionsinstitut in Islington die Basler Brüder Lechler und Günther, der erstere von Münklingen gebürtig und in Barth's Hause ganz daheim, der letztere von Schwandorf und eben so herzlich mit Barth verbunden. Ueberdieß war Hausmeister, der Judenmissionar, ein theurer Freund von Barth, nicht lange vorher auf Palestine Place, Bethnal green, gewesen und mit ihm in Correspondenz gestanden: so fehlte es nicht an Gelegenheit, auf mannigfaltige Art mit London zu verkehren, und Barth benützte dieß fleißig. Er legte sich stets darauf, den mit ihm verbundenen Brüdern die wichtigsten Nachrichten aus dem Reich Gottes mitzutheilen, die bei ihm zusammen flossen. Wir finden das eine Mal einen Auszug aus Missionar Pfanders Brief, in welchem er die ersten Nachrichten davon gab, welche Gefahren der hoffnungsvollen

Arbeit der Basler Brüder in Schamachi von Seiten der armenischen Geistlichkeit drohen. Das andere Mal meldet Barth, was ihm Freund Hausmeister, der indessen nach Straßburg versetzt worden war, von den Anfängen seiner dortigen Wirksamkeit unter den Juden, und von dem neuerwachten christlichen Leben in dieser Stadt berichtete, welche Owen einst den Nordpol der Religiosität genannt hatte.

Felt's Aufenthalt in England verzog sich mehrere Monate. Es scheint, daß es Schwierigkeit für ihn hatte, die rechten Thüren zu finden. Barth sprach ihm mehr als einmal Muth zu, z. B.: „Gott wird, wenn Er haben will, daß Du studiren sollst, Dir auch die Mittel dazu anweisen; denn Er hat die Schlüssel zu den Herzen und zu den Kassen. Läßt Er Dich aber nicht so viel in England finden, als Du brauchst, so wird Er schon auf eine andere Art helfen."

Gegen den Herbst d. J. wurde der theure Pfarrer Osiander von Münklingen nach Maichingen befördert, und verlobte sich um dieselbe Zeit mit Emilie Hoffmann, einer besonders geliebten Schülerin des sel. Dann. Barth schreibt am 13. Okt. an seinen Felt nur kurz: „Osiander ist aufgezogen in Maichingen, und es geht ihm gut, so viel ich weiß. Er ist ein glücklicher Bräutigam." — Wie nahe es ihm aber gegangen sein mag, seinen vertrautesten Freund, mit dem er 7—8 Jahre lang fast täglich beisammen gewesen, aus seiner nächsten Nachbarschaft scheiden zu sehen, das läßt sich leicht denken, denn die persönlichen Begegnungen waren von nun an doch selten, wenn gleich Maichingen nicht eben entfernt von Möttlingen liegt. Und wenn auch mancher Bruder in der Nähe war, mit dem Barth gerne verkehrte, so konnte ihm doch Osianders Stelle keiner ersetzen. Wenn man ihm aber, was die Heirath betrifft, ein gleiches glückliches Loos wünschte, so antwortete er, wie früher: „Ich

habe gegenwärtig keine Zeit dazu," oder ein anderes Mal: „Für jetzt weiß ich gewiß, daß ich nicht heirathen soll, und für das Uebrige laß ich den HErrn sorgen."

Er hatte aber auch keine Ruhe und ließ immer wieder etwas vom Stapel laufen, wenn das Vorhergehende kaum recht verbreitet war. So folgte auf das erste eschatologische Schriftchen vom August d. J. ein zweites unter dem Titel: „Das Jahr 1836. — Von dem Verfasser der Schrift: Der 14. Oktober 1832." Es beginnt mit den Worten: „Der 14. Oktober ist vorüber, und seit demselben Zeit genug, um uns Nachricht zu bringen, wenn der von Bengel auf diesen Tag vorausgesagte Fürstencongreß an irgend einem Orte wirklich gehalten worden wäre. Durch das Unterbleiben desselben erhält die Bengel'sche Zeitbestimmung einen Stoß, von dem sie sich, der Natur der Sache nach, auch im Jahre 1836 nicht wird erholen können." Bengel selbst, meint Barth, würde nun zugeben, die Folgerungen aus seinem Rechnungssystem seien zu gewagt gewesen. Aber das gibt Barth nicht zu, daß man deßwegen das ganze apocalyptische System desselben als unbrauchbar verwerfen dürfte. Vielmehr setzt er sich die Aufgabe, ihn gegen zu weit gehende Herabsetzung in Schutz zu nehmen. Denn daß die Principien eines Systems richtig sein und doch unrichtige Folgerungen daraus gezogen werden können, das werde Niemand leugnen wollen. Er vertheidigt hierauf Bengels Erklärungsweise gegen den Vorwurf allzu großer Buchstäblichkeit, und stimmt seiner Auslegung bei, daß die Zahl 666 von Jahren zu verstehen sei, wenn er gleich im Uebrigen seine Berechnungsweise nicht für die richtige hält. „Die Zeitbestimmungen in der Apocalypse sind nicht die Hauptsache, und die unrichtige Anwendung des richtig gefundenen Schlüssels zur Bestimmung der Zahlen thut der Erklärung

der Sachen in der Hauptsache keinen Eintrag.“ Barth fürchtet jedoch, daß oberflächliche Leute, bei denen Bengel bisher hauptsächlich wegen seines Rechnungssystems Kredit gehabt habe, von nun an, da dieses jetzt einen so großen Riß bekommen, mit den Zahlen auch die Sachen, und mit dem Bengel auch die Offenbarung fallen lassen möchten, weil sie nicht wissen, daß die Erklärung Bengels viel gründlicher und probehaltiger sei, als seine Rechnung, und daß die auf 1836 verkündeten Ereignisse dennoch gewiß eintreffen werden, wenn sie gleich nicht in diesem — sondern in einem andern Jahre kommen. Er fährt nun also fort:

„Abgesehen von Bengels Zeitbestimmungen müssen nach einer richtigen Erklärung der Apocalypse — in Verbindung mit den übrigen Weissagungen des alten und neuen Testaments — folgende Ereignisse, die auch er als zukünftig betrachtet, früher oder später unfehlbar eintreffen:

1. Eine Anzahl glaubiger Israeliten muß Erlaubniß bekommen, einen Tempel in Jerusalem zu bauen, und den jüdischen Gottesdienst, soweit er sich mit christlicher Erkenntniß verträgt, in demselben einrichten. Dieß wird unter Anführung der beiden Zeugen geschehen, welche zu dem Ende vom Himmel herab kommen.

2. Ungefähr zu gleicher Zeit mit den zwei Zeugen erhebt sich aus dem Abgrunde der Mensch der Sünde, welcher alsbald großen Anhang und Macht gewinnt, das Papstthum wieder empor bringt, den päpstlichen Stuhl selbst besteigt, dann aber das Papstthum stürzt, und sich selbst für den Messias erklärt, demnach als entschiedener Antichrist auftritt. — —

3. Während der Zeit, da der Mensch der Sünde noch nicht als Antichrist aufgetreten, aber zur Wiederherstellung des Papstthums bereits thätig ist, erhebt sich der falsche

Prophet, welcher durch allerhand Verführungskünste, und mit Hilfe zweier einflußreichen Corporationen (z. B. Jesuiten) dem gesunkenen Ansehen des Papstthums wieder aufhelfen und seine tödtliche Wunde heilen wird.

4. Jerusalem muß erweitert und seine Einwohnerzahl bis auf 70,000 vermehrt werden. In den — der letzten großen Entscheidung vorangehenden 42 Monaten — wird die Stadt bis auf das Innere des Tempels in der Gewalt des antichristlichen Heeres und Volkes sein. Während dieser 42 Monate sind noch folgende Ereignisse zu erwarten: a) Die prophetische Wirksamkeit der beiden Zeugen von dem Innern des Tempels aus, in welches sie sich mit ihren Anhängern zurückgezogen haben. — Mit dieser steht in Verbindung b) die Ausgießung der sieben Zornschalen, deren ganze Dauer auf keinen Fall kürzer sein kann, als vierthalb Jahre (Offenb. 11, 6.) und deren Plagen sowohl nach, als neben einander wirken. c) Der falsche Prophet wird durch trügliche Wunder, wie früher dem Papstthum, so nun auch dem persönlichen Antichrist Verehrung verschaffen, und die Menschen zur Anbetung seines Bildes bewegen, das von einem Dämon beseelt ist. Durch des Letzteren Aufforderung wird es so weit kommen, daß alle, die nicht das Bild des Thiers anbeten, getödtet werden. Dieß ist unter der Ernte (Offenb. 14, 15.) inbegriffen. d) Von allem bürgerlichen Verkehr werden diejenigen ausgeschlossen werden, welche nicht das Maalzeichen des Thiers an sich tragen. e) Diejenigen Glaubigen, welche bei Christi Zukunft lebendig verwandelt werden sollen, finden eine Zuflucht vor dem Antichrist in einem Lande, über welches sich die Macht desselben nicht erstreckt. f) Die römische Kirche wird von den zehen Königen verwüstet und vertilgt.

5. Der Antichrist sammelt sein Heer am Ende der 42

Monate in Syrien, um eine von Morgen und Mitternacht gegen ihn heranrückende Heeresmacht zu bekämpfen. Die beiden Zeugen fallen in seine Gewalt, werden getödtet, und stehen wieder auf. Das Erdbeben und der große Hagel (Offenb. 11 und 16), die Erneurung des Himmels und der Erde (2 Petr. 3) erfolgen. Der HErr kommt, vernichtet das Heer des Antichrists, welcher mit dem falschen Propheten lebendig in den Feuerpfuhl geworfen wird; läßt den Satan auf 1000 Jahre in den Abgrund verschließen und erhebt die Todten aus der ersten Auferstehung, zu welcher alle Glaubigen gelangen, sammt den lebendig Verwandelten, zu sich in den Himmel. Ein Friedensreich wird auf der Erde gegründet.

6. Jerusalem und der Tempel werden nach dem Plane Ezechiels ausgebaut. Jerusalem wird die Hauptstadt der Welt. Nachdem durch die letzten Zorngerichte Gottes gegen 600 Millionen Menschen umgekommen sind, so wird nun von Jerusalem aus durch die bekehrten Juden unter dem noch übrigen Drittheil des Menschengeschlechts das Evangelium verkündigt. Alle Heiden bekehren sich, und die Erde wird voll Erkenntniß des HErrn. So lange nach dem Anfang der tausend Jahre, als die kleine Zeit (Offenb. 20, 3.) währt, beginnt das Jahrtausend der Regierung der Heiligen, welche vom Himmel herab denselben (d. h. gegentheilig einen eben so großen) Einfluß auf die Menschen haben werden, welchen vordem der Satan gehabt hatte.

7. Nachdem die ersten tausend Jahre vorüber sind, wird der Satan wieder los, und versucht die Nationen zu einer Empörung gegen Jerusalem zu bewegen. Feuer vom Himmel verzehrt ihr Heer, und der Satan kommt nun an den Ort der ewigen Strafe.

8. Nachdem auch das Jahrtausend der Regierung der

Heiligen, welches „eine kleine Zeit“ nach dem Ende des ersten Jahrtausends ablauft, zu Ende gegangen ist, so vergehen Himmel und Erde. Christus erscheint auf Seinem Richterthron, um alle Menschen zu richten. Alle Todten stehen vollends auf; Jedem wird sein endliches Schicksal angekündigt.

9. Ein neuer Himmel und eine neue Erde erscheinen. Das neue Jerusalem kommt vom Himmel auf die Erde herab, und wird der Wohnsitz aller seligen Menschen. Christus ist ihr König und wohnt in ihrer Mitte.“

Nachdem Barth diese Hauptpunkte festgestellt und nochmals gesagt hat, daß sie nach den Weissagungen der Schrift im Allgemeinen in der angegebenen Ordnung in der letzten Zeit ohne Zweifel eintreten werden, geht er auf den Beweis über, daß wir in dieser letzten Zeit leben, widerlegt zuerst mehrere gewöhnliche Einwendungen gegen diese Annahme und hebt zuletzt drei Merkmale hervor, die von der letzten Zeit geweissagt und noch nie so, wie in unseren Tagen zusammengetroffen seien. Diese sind 1) der Abfall; 2) der damit zusammenhängende Empörungsgeist; 3) die Predigt des Evangeliums in der ganzen Welt. — In Betreff der Einwendung, daß unsere Zeit nicht die letzte sein könne, weil in den letzten zwanzig Jahren so viel Gutes zum Vorschein gekommen sei, verweist er darauf, daß nach der Weissagung des HErrn das Gute wie das Böse in der letzten Zeit reif werden soll. Im Gegensatz gegen die Behauptung, daß in unserer gebildeten und aufgeklärten Zeit das Papstthum sich nicht wieder erheben könnte, weil dieses doch nur durch finstern Aberglauben und Unwissenheit zu herrschen im Stande sei, weist er auf die nahe Verwandtschaft des Unglaubens mit dem Aberglauben hin und sagt, das neuauflebende Papst-

thum werde mit ganz andern Waffen ſtreiten, als es zu Gregors und Innocenz' Zeiten geſchehen.

Endlich ſchließt er mit den Worten: „Daß es alſo immer noch Chriſten gibt, welche es zweifelhaft machen wollen, ob unſere Zeit die letzte ſei, iſt nur ein Beweis mehr dafür; denn es zeigt an, daß die klugen Jungfrauen ſchlafen. — Wie aber, wenn auch die, welche bisher noch gewacht haben, nun ſchläfrig würden, weil der Bräutigam verzieht, d. h. weil Er nicht zu der Stunde kommt, wo ſie Ihn erwarteten —! O Chriſten, wachet und betet!"

„Geſchrieben den 14. November 1832."

Wir haben von dem gedrängten Inhalt des Schriftchens ſo viel als möglich und dieß meiſt wörtlich hier aufgenommen, theils wegen der Wichtigkeit der Materien an und für ſich, theils darum, weil Barth den hier ausgeſprochenen Ueberzeugungen bis an's Ende ſeines Lebens treu geblieben iſt, und mit unerſchütterlicher Conſequenz daran feſtgehalten hat, ſo häufig er auch auf Widerſpruch ſtieß, wenn er ſich offen darüber ausſprach.

Was Zweck und Abſicht des Schriftchens betrifft, ſo liegt Beides ſo offen zu Tage, daß jedes Wort darüber überflüſſig wäre. Es läßt ſich auch wohl annehmen, daß daſſelbe bei manchen Leſern aus dem Volke ſeinen Zweck nicht verfehlte. Im Allgemeinen aber wurde es bald wieder vergeſſen, und es wird auch deßhalb nicht unzweckmäßig ſein, hier wieder ausführlich daran erinnert zu haben.

Wir kommen an ein anderartiges Büchlein, das Barth damals auch in ſich bewegte und bald zu Tage zu fördern wünſchte, aber nicht ſo bald fertig bringen konnte. Er wollte etwa fünfzig bibliſche Poeſieen, jede mit einem Bilde, für die Jugend ſchreiben und in eigenem Verlage verbreiten. Dieſen Plan theilte er ſeinem lieben Felt in Lon-

von mit und gab ihm auch etliche Proben von den Poesieen, damit er sich bei der Traktatgesellschaft um eine Unterstützung bei der Herausgabe derselben verwenden und von dem Büchlein um so eher einen Begriff geben könnte. Der Erfolg hievon war, so viel wir wissen, daß Barth 5 Pfund Sterling dafür erhielt.

Um dieselbe Zeit war die neue Weihnachtsschrift fertig geworden: „Das Bild in Teinach." Unverkennbar ist die Liebe, mit der Barth diesen Stoff behandelt. Hier bewegte er sich in einer Gegend, in der er schon seit zehn Jahren einheimisch geworden war, und malte sie gleich im Eingang des Büchleins mit lichten Farben. Er konnte sich aber auch nicht enthalten, eine poetische Beschreibung der schönen Aussicht einzuflechten, die man auf dem Hundsrücken bei Möttlingen genießt. Sie hatte ihm im Frühling dieses Jahres einmal das Heimwehlied entlockt, das wir in seinen christlichen Gedichten unter der Aufschrift „Morgenwanderung" finden. Nun läßt er einen Kaufmann, auf einer Geschäftsreise begriffen und durch eine besondere Anhänglichkeit an Teinach bewogen, auf seinem Wege dahin jene Straße ziehen und dieses Lied des Wanderers, an einem Rain sitzend, in seine Brieftasche schreiben. Aber all dieser Schmuck blieb ihm doch immer Nebensache. Den Kinderherzen mit der heilsamen Wahrheit von Jesu Christo nahe zu kommen, daran lag ihm am meisten, und das gelang ihm auch bei der großen Zartheit und Liebe, mit der dieselbe hier in Prosa und Poesie so mannigfaltig eingeflochten war.

Tief bewegte er in seinem Herzen die unbeschreibliche, leibliche Noth, in der sich damals die neu entstandene evangelische Gemeinde in Karlshuld auf dem Donaumoos befand, sowie das dringende geistliche Bedürfniß derselben. „Ach wie

viele Reiche könnten, ohne es zu missen, so viel entbehren, daß allem diesem Elend abgeholfen würde!" So schreibt er mit theilnehmendem Herzen einmal, und ehe das Jahr zu Ende lief, bat er auch öffentlich um Beiträge für sie. Auch an Felt wendete er sich in der Sache, und dieser sammelte dafür in London mit gutem Erfolg.

Das Schlußwort des Missionsblattes in diesem Jahre ist so schön, daß wir uns kaum enthalten können, einen Theil desselben wörtlich herzusetzen. Barth war ganz erfüllt von dem Allem, was der HErr im verflossenen Jahre wieder an den Heiden gethan, aber auch voll Danks für den vielen Segen der Anfrischung, Vereinigung und Erweckung, den Er durch die Missionssache Seiner Christenheit geschenkt hatte. „Wenn wir das ansehen," schreibt er, „so können wir wohl anfangen mit Danken und Preisen, aber das Fertigwerden müssen wir für ein anderes Leben aufsparen; und wir werden dort zu thun genug haben, wenn wir Nichts schuldig bleiben sollen. Wie schnell schreitet das Werk Gottes voran! Wie schnell wachsen im Garten Gottes die Kerne zu Bäumen. Vor acht Jahren steckte ein Leinwandhändler aus der Oberlausitz im Gasthof zum grünen Baum in Leipzig den ersten Kern zu diesem Missionsblatt (lebt er noch, so sei er hiemit herzlich gegrüßt!), und nun ist er schon fünf Jahre lang ein großer Baum, der jährlich 127,400 Blätter treibt, zwischen denen wohl auch manchmal eine Frucht zu finden ist! Aber das Saatkorn lag auch vorher drei Jahre lang im Boden und mußte ersterben. Wer weiß, vielleicht liegt da oder dort von dem vielfach ausgestreuten Samen des Worts etwas unter dem Boden, und ist jetzt am Verwesen; aber die Zeit kommt, wo es hervorbricht und wächst, und Früchte bringt; Manches freilich

erſt, wenn der ewige Frühling auferſteht, und die Lebenslüfte einer beſſern Welt über die Gräber und Saatfelder gehen. Dann ſind vielleicht auch wir unter den friſchen, zarten Halmen, die der Morgenwind bewegt, und die im Sonnenſtrahl glänzen, — viele Halme, Eine Saat; viele Saaten, Eine Ernte!"

1833.

Das Jahr beginnt mit einer poetiſchen Allegorie, welche Barth am 1. Januar 1833 ſeinem Freunde Oſiander auf deſſen nahe bevorſtehenden Hochzeittag überſandte:

In Saron war ein Garten,
Der blühte reich und ſchön;
Man konnte alle Arten
Von Früchten drinnen ſeh'n:
Und draußen vor der Hecke,
In felſenreichem Grund,
Auf einem dürren Flecke
Ein alter Oelbaum ſtund.

Vom Heere ſeiner Zweige
Grünt noch ein kleiner Reſt;
Des Saftes letzte Neige
Verliert ſich im Geäſt.
Der alte Gärtner ſchaute
Ihn ſtets mit Mitleid an;
Den Pilgern aber graute,
Die das Gerippe ſah'n.

Einſt kam der Gärtner frühe,
— Noch ſchien die Sonne kaum —
Schnitt, daß es friſch erblühe,
Ein Zweiglein von dem Baum:

Er ſetzt es in den Garten
Zu andern Bäumlein her,
Um pflegend ſein zu warten,
Bis es erwachſen wär'.

Und ſieh! wie's ſchnell gedeihet!
Bald trägt es Blüth' und Frucht.
Sein Erſtling iſt geweihet;
Sein Oel iſt ſehr geſucht.
Weit über die Genoſſen
Ragt bald ſein Stamm empor;
Und neue Zweige ſproſſen
Mit jedem Jahr hervor.

Den Tempel zu erbauen,
Läßt König Salomon
Viel Cedernbäume hauen
Am Berge Libanon:
Doch innerhalb der Thore
Des Tempels fehlen ihm
Zum hohen goldnen Chore
Noch beide Cherubim.

Er nimmt dazu vom Holze
Des Oelbaums, der gedieh'n,
Und ſetzt mit edlem Stolze
Den Cherub prächtig hin.
Dort auf der gold'nen Lade
Sein Flügel ſich erhebt,
Wo über'm Thron der Gnade
Die heil'ge Wolke ſchwebt.

O leuchte bald uns Allen,
Du Licht der Schechinah!
Laß Deine Segen wallen
Durch Herzen fern und nah'!
Wenn Deine Flammen glühten,
Wie wollten wir uns freu'n! —
Wollſt Deinen Cherub hüten,
Und bald Dein Volk erneu'n!

Unſere lieben Leſer haben ein Räthſel vor ſich, das wir nicht entziffern wollen. Nur das bemerken wir, daß Ein Schlüſſel zum Verſtändniß in der Vorausſetzung von Oſianders jüdiſcher Abkunft liegt, die wir ſchon oben (Seite 172) erwähnten. Dem Gedichte war folgendes Schreiben beigelegt:

„Lieber Bruder! Es wollte mir nicht gelingen, ein eigentliches Hochzeitgedicht zu Wege zu bringen, und doch wollte ich auch nichts erzwingen. Beiliegende Allegorie iſt mehr perſönlich auf Dich berechnet, und kann eigentlich nur von Dir recht verſtanden werden. Sonſt braucht's auch meiner ausdrücklichen Verſicherung nicht, am wenigſten einer poetiſchen, daß ich Dir und Deiner Emilie von ganzem Herzen alles Gute wünſche, und Euch für Euren neuen Stand den beſten Segen des HErrn erflehe. Erhalte mir auch ferner Deine brüderliche Liebe und Gemeinſchaft, und verſichere der edlen Seele, die Dir der HErr zugeführt hat, daß ſie immer einen treuen Freund haben wird an Deinem treuverbundenen Bruder C. B."

Vierzehn Tage nach dieſem Schreiben wurde der bejahrte Bruder Federhaff in Calw auf ein beſchwerliches und prüfungsreiches Krankenlager gelegt. Es zeigte ſich bei dem anhaltenden Leiden in Bruſt und Lunge gegen Ende Januars deutlich, daß an ein Aufkommen nicht mehr zu denken ſei. Da ihm alles Licht und alle Freudigkeit genommen war, ſo wachte Barth mit ihm die letzte Nacht hindurch und ſprach ihm Troſt zu. Morgens 8 Uhr mußte er aber nach Möttlingen zurückgehen. Zwei Stunden darauf, den 29. Januar Morgens $^1/_2$11 Uhr, war der theure Bruder an einer Lungenlähmung entſchlafen. Für Barth führte ſein Tod einen großen Verluſt herbei, er fand es ſehr ſchwer, einen Mann zu finden, der die Stelle ausfüllen könnte, die Federhaff nun ſo manches Jahr für ihn verſehen hatte. Doch traute er dem HErrn zu, daß Er ihm auch aus dieſer Noth helfen

werde. „The Lord will provide!“ schreibt er an Felt. „Hilf mir auch den HErrn bitten, daß Er mir bald die neue Last abnehme, da ich an der eigenen schwer genug zu tragen habe.“ Im weiteren Verlaufe des Briefes bemerkt er: „Ich bin begierig, ob ich von der amerikanischen Traktatgesellschaft auch eine Unterstützung bekommen werde. Brauchen könnte ich's wohl. Ich habe in den nächsten Monaten wenigstens 6—800 fl. auszugeben und Nichts in Kassa. Es ist mir aber nicht bange. Der HErr hat bisher durchgeholfen.“

An Federhaff's Stelle wurde im Februar durch einstimmige Wahl der Mitglieder des Traktatvereins, G. Weitbrecht von Schorndorf berufen, ein Bruder des seligen Missionars J. J. Weitbrecht in Indien. Er arbeitete sich in Barth's Geschäfte hinein und blieb dessen treuer Agent, wie er denn auch jetzt noch als Buchhändler des Calwer Verlagsvereins dessen Geschäfte mit alter Liebe und Treue besorgt. In der ersten Zeit kam er fast jede Woche einige Tage nach Möttlingen und arbeitete dort mit Barth zusammen, so daß die Sachen mehr als bisher persönlich in's Reine gebracht werden konnten. So hatte denn der HErr diesem Bedürfniß glücklich abgeholfen.

Ueber den damaligen Stand der Druckgeschäfte gibt uns ein Brief an Schmauk (vom 15. Febr.) die beste Auskunft: „Die zweite Auflage der biblischen Geschichten wird nächstens fertig werden. Die Stereotypen haben mich sehr lange aufgehalten. — Wegen der Kirchengeschichte habe ich zweimal die Londoner Traktat-Gesellschaft um Unterstützung gebeten, und beidemale abschlägige Antwort erhalten. Zum drittenmal bat ich wenigstens um eine Anzahl Holzschnitte; diese hat sie mir nun, laut einem gestern erhaltenen Brief, bewilligt. Sobald die Holzschnitte da sind, und ich ein wenig Luft habe, werde ich daran gehen. Gegenwärtig lasse ich drucken: „Biblische Poesieen für Kinder, mit Abbildungen“ ꝛc. — Sobald es fertig ist, sollst

Du ein Exemplar haben." — Ueber den Zweck des letzteren Büchleins sprach sich Barth später so aus: „Diese Bearbeitung biblischer Geschichten macht durchaus keinen Anspruch auf poetischen Werth, und möchte nur gern in der Weise der versus memoriales dazu dienen, daß die Kinder frühzeitig mit dem Inhalt der heiligen Geschichte vertraut werden und die einzelnen Scenen leichter im Gedächtniß behalten. Dazu helfe ihnen der himmlische Kinderfreund!" Barth erhielt mit der Zeit viele Beweise, daß diese anspruchslosen Poesieen vielen Eltern und Kindern willkommen waren und nicht ohne Nutzen gebraucht wurden. Manchmal bleibt ein solcher Vers, etwa eine kräftige Nutzanwendung in Reimen, viel tiefer hängen, als die Erzählung in Prosa, besonders wenn ein anschauliches Bild dabei mithilft.

In der deutschen Kolonie zu Madschar, einem Dorfe in Kaukasien, wo seit 1827 Missionar König aus Basel arbeitete, fielen im Oktober des vorhergehenden Jahres die Tscherkessen ein und richteten einen großen Jammer an. Manche von den Deutschen wurden getödtet, 16 Kinder nebst großer Beute weggeschleppt und König selbst durch den Arm geschossen. Als die Kunde davon ins Vaterland kam, war Barth einer der ersten, der unter ausführlicher Mittheilung des Berichtes im Missionsblatt um Beiträge zur Loskaufung der armen Gefangenen bat, welche auch bald reichlich zu fließen anfiengen.

Um dieselbe Zeit (1. März 1833) schrieb er einen ausführlichen Brief an Missionar Pfauder in Schuscha, der nach Zaremba's Abreise von dort als Correspondent mit Barth an dessen Stelle trat, und bezeugte ihm zuerst seine herzliche Theilnahme und Fürbitte für die dortigen Brüder, bei den mancherlei Schwierigkeiten, mit welchen diese Station

zu kämpfen hatte. Er theilte ihm auch manche Nachrichten von den Erlebniſſen anderer Brüder in verſchiedenen Weltgegenden mit. Für uns aber iſt dieſer Brief darum von Wichtigkeit, weil Barth in demſelben ſich über ſeine eſchatologiſchen Erwartungen beſonders offen ausſpricht. Schon da, wo er von den Ereigniſſen im Basler Kanton und von der Abſetzung der Pfarrer in den getrennten Gemeinden redet, ſetzt er die Worte bei: „was daraus noch werden wird, iſt nicht abzuſehen, und es ſcheint mir immer, als ob dieſer verwirrte Zuſtand noch ſo lange werde hingeſchleppt werden, bis es allgemein losbricht. Uebrigens hat es in der Politik lange nicht ſo friedlich ausgeſehen, wie gerade jetzt; aber ich fürchte, es möchte die Stille vor einem Sturm ſein: denn das Geheimniß der Bosheit iſt im Stillen doch nicht unthätig. Von großer Wichtigkeit ſcheint mir und Andern die Bewegung in Syrien zu ſein, und die Regierungsveränderung, welche in dieſem Lande vorgegangen iſt. Auch unter den Juden gährt's ſehr. Nie ſind ſo viele Juden nach Paläſtina gezogen, als gegenwärtig; von Algier kürzlich 150 Perſonen, von Conſtantinopel 200. In Polen ſollen ſogar 20,000 zum Aufbruch bereit ſein. Nach den Aeußerungen der Juden gegen den Miſſionar Nicolayſon erwarten ſie nach 7 Jahren die Ankunft des Meſſias." — Man ſieht, ſeine Augen waren mit geſpannter Erwartung auf die Ereigniſſe im Morgenlande gerichtet, und Alles, was damit zuſammen zu hängen ſchien, beobachtete er ſtets auf das genaueſte. Im zweiten Theile dieſes Briefes aber wollte er ausdrücklich „über die Bedeutung dieſer unſerer Zeit" reden. Zuerſt theilt er ſeinem Correſpondenten den Inhalt der beiden Schriftchen mit, die er im vorigen Jahre über Bengels Zeitrechnung geſchrieben. Dann fährt er fort:

„Bei dieſer Gelegenheit habe ich erſt recht verſtehen lernen, was der Heiland Luk. 12, 40. zu ſeinen Jüngern ſagt: „Darum ſeid bereit: denn des Menſchen Sohn wird kommen zu der Stunde, da ihr's nicht meinet.“ Gewöhnlich denkt man ſich das ſo: Chriſtus werde früher kommen, als man Ihn erwarte, und dieß iſt deßwegen auch immer denen entgegen gehalten worden, welche die Zukunft Jeſu auf eine beſtimmte Zeit vorherſagten. Allein aus dem Zuſammenhang dieſer Stelle, verglichen mit dem Gleichniß von den zehn Jungfrauen, geht hervor, daß Jeſus eigentlich ſagen wollte, er werde ſpäter kommen, als man Ihn erwarte, woraus denn freilich ebenfalls der Schluß hervorgeht, daß die Zeit Seines Kommens nicht vorauszubeſtimmen ſei. Die Knechte — dieß ſcheint mir der Sinn zu ſein — erwarten den HErrn zu einer beſtimmten Stunde (und dieß iſt ja durch die Bengel'ſche Rechnung und den ihr geſchenkten Kredit buchſtäblich erfüllt); da er nun zu dieſer Stunde nicht kommt, ſo werden ſie irre, verlieren allen Haltpunkt der Berechnung, denken: wer weiß jetzt, wann Er kommen wird! werden ſchläfrig, und entſchlafen, d. h. ihre Erwartung des nahen Kommens Jeſu, der zu kommen verzieht, wird gelähmt, und ſie laſſen nach in der ernſtlichen Vorbereitung auf Seine Erſcheinung. Wenn nun, wie dieß wirklich geſchieht, zu derſelben Zeit, wo das Fehlſchlagen der Rechnung offenbar wird, auch die Zeichen der Zeit, die vorher ſo ſprechend waren, und an ſich ſchon aufmerkſam machten, weniger drohend und deutlich ſich geſtalten, ſo darfs uns nicht wundern, daß die Chriſten (wie ſichs bereits bei uns zeigt) anfangen weniger von der Zukunft Jeſu zu reden, und andern Gedanken Eingang zu geſtatten. Ich ſehe daher jene Stelle als eine ſpecielle Weiſſagung auf unſere Zeit an. Da übrigens für den Tieferblickenden die Zeichen der Zeit dennoch den unverkennbaren Charakter haben, daß ſie der Zeit unmittelbar vor der letzten großen Entſcheidung angehören müſſen, ſo zweifle ich keinen Augenblick daran, daß in Kurzem die offenbarſten Einleitungen zu dieſer Entſchei-

dung werden getroffen werden. Das Nächste, was ich erwarte, ist die Erscheinung der beiden Zeugen und der Entschluß einer Anzahl frommer Israeliten, unter ihrer Anführung einen Tempel in Jerusalem zu erbauen, wozu gegenwärtig mehr Anscheln als je vorhanden ist. Ein anderer Punkt, der damit in Verbindung steht, ist die Ausmittlung eines Bergungsorts für diejenigen gläubigen Christen, welche in der Zeit, da der Antichrist wüthet, sich seiner Wuth entziehen, und in einem Lande, über welches die Gewalt des Antichrists sich nicht erstreckt, die Zukunft Christi erwarten, bei Seiner Erscheinung aber lebendig verwandelt werden sollen. Vor einiger Zeit fand ich in einem Briefe Stillings vom 23. Okt. 1809 an einen christlichen Freund in Frankfurt folgende Stelle: „„Die nahe Zukunft wird schrecklich, weit schrecklicher sein, als je eine Zeit gewesen ist. Ich könnte Ihnen das unwidersprechlich beweisen, wenn ich bei Ihnen wäre. Briefen läßt sich so etwas nicht anvertrauen. Nur der wahre Verehrer Jesu Christi kann ganz ruhig sein: denn der HErr wird ihn sicher durch alles durch und zu dem herrlichen Ziele führen, das bald auf diese große Trübsal folgen wird. Denken Sie an mein Heimwehbuch, und darin an Solyma: was ich da geschrieben habe, ist nicht täuschende Dichtung, sondern unter Bildern vorgestellte Wahrheit. Es wird wirklich ein solches Solyma im mittleren Asien bereitet; noch vor Kurzem habe ich zwei Briefe von den dortigen Felsenmännern erhalten. Bald, bald wird die trunkene Welt erfahren, daß Jesus Christus wahrer Gott, Weltregent, und ernster Richter aller Seiner Verächter, und Seine Religion Wahrheit ist.““ — Weil ich nun gerne das genauere von diesem Solyma wissen wollte, so schrieb ich an Herrn von Meyer in Frankfurt a/M., ob er mir nicht Aufschluß darüber geben könnte. Er antwortete mir (16. Sept. 1832) Folgendes: „„Das Solyma betreffend, so hat Stilling in einem Briefe an mich ein gleiches geäußert. Der Ort, den er meint, und woher er Briefe erhalten, ist Georgiewsk, auch Gregoriewsk genannt, in Kaukasien,

wo sich Fremde ansiedelten und große Vortheile erhielten, welches dem sel. Stilling durch dortige schottische Missionare gemeldet wurde. Vor einer Reihe von Jahren sprach ich davon mit dem hier durchreisenden Dr. Pinkerton, der damals der Apokalyptik sehr zuwider war, indem er Alles auf die Ewigkeit beziehen wollte, und mir sagte, daß er einer von jenen Missionaren gewesen, und, wo ich nicht irre, selbst einen Brief an Stilling geschrieben habe. Unter Solyma verstand Stilling nicht Jerusalem, sondern einen Ort der Bergung für die fliehenden Christen beim Anbruch der antichristlichen Gewaltzeit; und daß ein solcher Zufluchtsort in den Russischen Ländern am Kaukasus bereitet sei, ist mir um so wahrscheinlicher, als die Russische Macht in letzter Zeit sich daselbst durch die Eroberung der Provinzen Eriwan und Nachitschewan ausbreiten durfte, im Urland des jetzigen Menschengeschlechts am Ararat. Stilling erwartete wohl den Zeitpunkt zu früh; aber die Vorbereitung durch Colonisation und Anbau jener Gegenden könnte wirklich vom HErrn eingeleitet sein, ohne daß die dortigen Pflanzer noch nähere Ahnungen von Seinen Absichten haben. Da nun Stilling längst eine solche Ahnung von einer Bewegung im mittleren Asien hatte, so kamen ihm die Briefe aus Kaukasien, worin den Auswanderern dahin gute Aussichten eröffnet wurden, als eine merkwürdige Bestätigung, und nicht ganz mit Unrecht vor.““ —

„Dazu kommt nun noch, was bei Stilling und von Meyer nicht berücksichtigt wird, daß in Daniel 12, 44. (welches Kapitel von V. 36—45. nicht mehr auf Antiochus, sondern blos auf den Antichrist geht) gesagt wird, der Antichrist werde in Aegypten erschreckt werden durch ein Geschrei von Morgen und Mitternacht, d. h. durch ein Heer, das gegen ihn ziehen wird, und gegen welches er seine Armee bei Harmageddon versammelt. Dieß kann dieser Andeutung zu Folge nur aus Rußland kommen (und etwa aus Persien) und es wäre also daraus zu schließen, daß Rußland das Land sein werde, über welches sich

die Macht des Antichriſts nicht erſtrecken wird (und wo alſo auch die Gläubigen eine Zuflucht finden können), wofür auch andere Gründe ſprechen. Somit wären die Anſiedlungen und Miſſionspoſten in Kaukaſien und der Umgegend nur als Vorbereitungen für die Niederlaſſung der gläubigen Chriſten zur Zeit des Antichriſts zu betrachten, und eure Miſſion hätte, wenn ſie auch ſonſt nichts ausrichtete, ihren Zweck doch noch zu erreichen. So viel über dieſe Sache, nach dem Spruch des Apoſtels: „Dienet einander, ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat.“ — Uebrigens bitte ich, daß Einer von Euch mir recht bald, und womöglich ausführlich ſage, was Ihr in dieſer Beziehung von Georgiewsk wiſſet von früher und jetzt.

„Grüße alle lieben Brüder in Schuſcha, ſowie auswärts die theuren Brüder alle, in der nahen und fernen Umgegend, und laſſe mich bald wieder etwas hören. Der HErr unſer Gott ſegne und ſchütze Euch mit Seinem ſtarken Arm, und laſſe Euch Seine Gnadengegenwart erfahren. Mit herzlicher Liebe Dein tr. Br. C. Barth.“

Barth bat in einer Nachſchrift, wenn Pfander noch in Tebris wäre, ſo möchte einer von ihnen dieſen Brief beantworten, ein Beweis, wie geſpannt er in ſeiner Erwartung war. Indeſſen erhielt er über die Hauptfrage, um die es ihm zu thun war, keine befriedigenden Aufſchlüſſe von dort. Wegen der Juden ſchrieb er unter demſelben Datum an Schlienz in Malta und bat ihn, Alles ſogleich mitzutheilen, was er von ihnen Neues erfahre, da außer dem Calwerblatt kein Miſſionsblatt etwas von den Bewegungen unter den Juden berichte, und jetzt Viele aufmerkſam auf dieſes Volk geworden ſeien. — In ſeinem Arbeitszimmer hieng an der Wand ein Täfelein mit den hebräiſchen Worten:

wie solches in der Stube eines jeden aufrichtigen Israeliten an der Ostseite zu hängen pflegt. Die Inschrift heißt: „Aufgang (Orient). Von dieser Seite kommt der Geist des Lebens." Dabei gedachte er an das Wort der Verheißung: „Das Gesetz soll von Zion ausgehen, und des HErrn Wort von Jerusalem," denn er war auf Grund des ganzen Zusammenhangs der Stellen, wo diese Worte stehen (Jes. 2, 3. Mich. 4, 2.), fest überzeugt, daß diese Weissagung bei der ersten Zukunft Christi nur vorbildlich und theilweise in Erfüllung gegangen sei, ihre volle Realisirung aber noch bevorstehe. Darum waren seine Geistesaugen stets nach dem Morgenlande gerichtet, und er erwartete dort große Vorgänge lange zuvor, ehe die Missionsarbeit in dem gelobten Lande so in Angriff genommen wurde, wie dieß in den letzten Jahrzehnten geschah. Das Misrach-Täfelein sagte dieß jedem Juden und jedem Judenfreunde, der in sein Zimmer trat und sich dort umsah.

In diesen ersten Märztagen klopfte Barth wieder einmal bei Heinrich Zeller in Nagold an, mit dem er längst in eine engere Verbindung zu kommen trachtete. Es wurde zwar immer von Zeit zu Zeit gegenseitig etwas mitgetheilt. So schickte ihm z. B. Barth Schuberts Reise nach Italien zum Lesen (II. Theil). „Ganz nagelneu, und noch nicht recht trocken, wie überhaupt nicht trocken." Aber zu einem Besuch von Zeller, den Barth längst wünschte, wollte es nicht kommen. Da heißt es einmal: „Kein Wunder, daß Sie nie Zeit finden, das kleine Dörflein am Dachtrauf des Schwarzwaldes heimzusuchen, da sie so große Gartenanlagen bewerk-

ſtelligen." Ein anderesmal im Sommer: „In unſerer Nähe ſcheint kein Anziehungspunkt für Sie zu ſein. Wir haben jetzt in unſeren Wäldern ſchöne Digitalis, Orchis maculata und militaris, und in unſern Büchern herrliche Cocospalmen, Piſangs und Bananen, und alles das würde Ihnen auch gefallen. Doch ich ſchweige, ſende Ihnen was vorliegt, und lege herzliche Grüße dazu an Sie und die lieben Eltern." — Dießmal am 2. März ſchreibt Barth:

„Daß Ihnen das „Bild in Teinach" gefallen, freut mich, es iſt zwar nur in Paſtell gemalt; aber ſo ein nachſichtiger Freund fordert keine Meiſterſtücke von einem Stümper, und daher habe ich mit Ihrer Kritik gern zu thun. — Daß die Beiblätter exſpirirt haben, iſt ſchade, kommt doch auf dieſem Wege manches Gute unter die Leute, denen jetzt ſo viel Schlechtes dargeboten wird, das ſie in der Dumuheit hineineſſen."

Dieſe „Beiblätter" waren eine für Jedermann belehrende Beigabe zu dem Nagolder Intelligenzblatt, die aber nur von kurzem Beſtande war. — Da Zeller nicht nach Möttlingen kam, ſo machte Barth bei Gelegenheit einen Beſuch in Nagold; einmal auch mit Freund Hochſtetter, deſſen Intereſſe für die Naturkunde einen Anknüpfungspunkt zur näheren Bekanntſchaft mit Zeller darbot. Der letztere war immer noch zu tief mit ſeinen Berufsarbeiten und Fachſtudien beſchäftigt, als daß er zu freundſchaftlichen Ausflügen dieſer Art gekommen wäre.

Freund Felt war von London zurück, und Barth begrüßte ihn in Hamburg mit einem Brief vom 5. März alſo:

„Mit wahrer Freude erblickte ich wieder einmal ein Brieflein von Deiner Hand, nachdem ich allerlei Sorge um Dich gehabt hatte, weil der Tag Deiner Abreiſe ſo ſtürmiſch war. So biſt Du alſo nun wieder in Hamburg glücklich angelangt, und es wird Dir wohl ſein, Dich wieder inner Deiner vier Wände

in heimischer Behaglichkeit zu finden. — Auf Deine Sendung von Götzen, Holzschnitten u. s. w. bin ich sehr begierig. Ebenso auf den Inhalt Deines nächsten Postpakets. — Gestern war die Sitzung unserer Missionscomittee, bei welcher die im verflossenen Jahr gesammelten Gaben ausgetheilt wurden. Die ganze Summe betrug 2838 fl. Basel bekam davon 1500 fl. Am 25. März wird unser Missionsfest in Calw gehalten; 5—6 Redner werden auftreten. Die biblischen Geschichten sind immer noch nicht fertig. Die Stereotypenplatten von Leipzig sind noch nicht alle da, und der Druck der Stereotypen macht in Stuttgart, wo es etwas ganz Neues ist, allerlei Schwierigkeiten. Die biblischen Poesieen werden noch in dieser Woche fertig. Eine Sammlung von 33 Missionsliedern auf einem Bogen, geheftet, 1 kr., ist auch fertig geworden. — Da ich in dieser Woche noch eine Kinderschrift schreiben muß, von welcher noch Nichts angefangen ist, so wirst Du mir nicht verargen, daß ich dießmal so kurz schreibe."

Die erwähnte Kinderschrift war „die Uhrfeder". Mit immer gleicher Munterkeit und Frische behandelt Barth sein Lieblingsthema von den wunderbaren Führungen Gottes zur Erweckung der Seelen oder ihrer Befestigung im Glauben an den Heiland. Dießmal geht er noch nachdrücklicher als sonst zugleich darauf aus, den Sinn für die Natur zu wecken. „Wie gut wäre es," so heißt es einmal, „wenn man den Knaben von Kindheit auf Freude an der Natur und Kenntniß ihrer Reichthümer beibrächte, und sie aufforderte, den Unterricht der Schule durch Anschauung sich zu verdeutlichen; oder wenn gar der Lehrer selbst mit ihnen gienge auf ihren Spaziergängen und ihnen Anleitung gäbe, auf eine lehrreiche Weise in den verschiedenen Naturreichen sich umzusehen. Da könnten sie sich verschiedene Sammlungen anlegen und die müßigen Stunden zweckmäßig ausfüllen. Man könnte zwar sagen, es wäre zu befürchten, daß die Knaben zu viele Zeit

auf dieſe Beſchäftigung verwenden, und ſie zu einer leidenſchaftlichen Spielerei machen, das langweiligere Sprachſtudium aber darüber hintan ſetzen würden. Das könnte im Anfang geſchehen, ſo lange ihnen die Sache noch neu wäre; aber das Gleichgewicht würde ſich bald wieder herſtellen. Mir iſt's nur darum zu thun, daß ein Jüngling, dem doch ſonſt die Wohlthat der Bildung zu Theil wird, auch ein offenes Auge bekomme für die Schönheiten und Mannigfaltigkeiten der Natur. — Freilich, wenn die Naturkunde von einem ungläubigen Menſchen getrieben wird, oder bloß mechaniſch, ſo gebe ich Nichts darum; aber unter der Hand eines chriſtlichen Lehrers müßte ſie auch für die chriſtliche Bildung und Befeſtigung der Jugend ungemein fruchtbringend werden. Außer dem eigentlichen Religionsunterricht und der Geſchichte gibt es wenige Lehrfächer, welche mit dem Chriſtenthum ſo verwandt ſind, wie eine lebendige Betrachtung der Wunder Gottes in der Natur. Wenigſtens meine ich, man habe bei den Blumen und Steinen viel näher an Gott zu denken, als bei der Ueberſetzung eines heidniſchen Poeten ꝛc." Indem Barth in einem eingeflochtenen Briefe einen Jüngling ſo ſchreiben läßt, gibt er darin ſeine eigenen Gedanken; und weil er das in einer Kinderſchrift thut, ſucht er neben den Kindern auch auf die Erzieher zu wirken.

In der geſchäftsreichen Oſterzeit vermochte doch Barth wiederholt an Felt zu ſchreiben, einmal über ein Seelenanliegen, in welchem väterlicher Rath Noth that; dann über geſchäftliche Dinge, wie eine geſchmackvolle Auswahl von Büchern für eine hohe Perſon, auch Miſſionsmerkwürdigkeiten für ſein Kabinet, die in London beſorgt worden waren, oder über die beſte Art, einem urſprünglich engliſchen Traktat unter den Katholiken Deutſchlands Eingang zu verſchaffen. — Er hatte in fünf Tagen eilf Gottesdienſte gehalten und

sagt: „Die Festarbeiten habe ich mit Gottes Hilfe und Segen glücklich bestanden, und bin nun ziemlich müde und erschöpft.“ — Tags darauf schreibt er an Lechler in London: „Dein Brief kam am Ostermontag Abend an in Gesellschaft eines Briefes von Felt in Hamburg, eines von Karl Brenner in Basel und eines Briefes von Ulm. Hochstetter war eben weggegangen, als diese Briefe hier anlangten. Ich rief ihm noch durch's Sprachrohr nach: „Epistolae venerunt e Londino, e Basilea, e campo reggio (aus Königsfeld von Weiz). — Redi, lege!“ Er kam gleich wieder daher gelaufen, und nun setzten wir uns und ich hatte zwei Stunden lang an den Briefen vorzulesen. Er läßt Dich herzlich grüßen u. s. w. — Daß Du mir Schonung meiner Kräfte anräthst, ist gut gemeint, aber ganz am unrechten Ort. Du solltest mich zur Thätigkeit ermuntern, weil ich so träg und faul bin, und nicht so viel thue, wie ich könnte. Ich messe meine Thätigkeit nicht nach Andern, sondern nach dem Maßstab meines Gewissens und des Worts Gottes, und nach diesem bin ich ein unnützer Knecht, oder vielmehr noch weniger, weil ich nicht einmal thue, was ich zu thun schuldig bin.“ Er gibt ihm darauf unter anderen Mittheilungen auch die, daß seine Kinderschriften in Straßburg in's Französische übersetzt erscheinen. Am Schlusse sagt er: „Mein Bruder wird sich nun in Wilhelmsdorf etabliren, und ich habe bereits einen andern jungen Menschen in die Lehre zu einem Buchbinder in Calw gethan, damit er das Nöthigste lernen und meines Bruders Stelle ersetzen kann. Dieser junge Mensch ist Niemand anders als — Vögele, der im Missionshaus gewesen ist. Du wirst Dich auch darüber freuen. Er ist sehr froh daran und ich auch. Grüße herzlich die Brüder (in Islington). — Der HErr salbe euch mit Oel und wasche euch mit Blut! Betet viel und sorget wenig! Wandelt vor Ihm!“ — (10. April 1833.)

Vögele war ein liebenswürdiger, treuer Bruder und

taugte ganz in das Möttlinger Pfarrhaus. Aber es dauerte nur wenige Jahre, so wurde er in die selige Ewigkeit abgerufen.

Im Mai d. J. befand sich Barth in einer gewaltigen Krisis. Es gährten in ihm ganz neue Gedanken und Plane, die immer wieder auf's Neue erwachten, wenn er daran dachte, wie viel Schaden durch unchristliche Schulbücher unter der Jugend unseres Vaterlandes angerichtet werde. In sich fühlte er den Trieb und die Fähigkeit, etwas Besseres zu leisten, und so dem Einfluß des Unglaubens entgegen zu arbeiten, theils durch eigene schriftliche Erzeugnisse, theils durch Erweckung anderer geeigneter Kräfte. Was er bisher an der biblischen Geschichte erlebt hatte und eben jetzt erlebte, das war ermuthigend; denn kaum war die erste stereotypirte Auflage von 5000 Exemplaren erschienen, so wurde sie so schnell vergriffen, daß eine zweite nöthig wurde, von welcher schon wieder 1000 Exemplare verlangt waren. Das gab ihm Muth, noch Weiteres in Angriff zu nehmen. Und weil er ganz von dem Gedanken durchdrungen war: „Unsere Zeit ist kurz, und die Welt am Sturz," so wollte er nicht lange zögern; und doch sah er sich anderer Seits die Hände gebunden, hauptsächlich durch die Ansprüche des Amts. Der innere Beruf für jene schriftstellerische Thätigkeit war so stark, daß er schon damals daran dachte, das Amt aufzugeben. In einem Briefe vom 9. Mai an Schmauk in Philadelphia wirft er ein Wort hin, als wenn er vielleicht noch im Laufe des Sommers an seiner Thüre anklopfen könnte. Als Schmauk darüber näheren Aufschluß wünschte, äußerte er, er habe es damals für gar nicht unmöglich gehalten, noch in diesem Jahre nach Amerika zu kommen. „Es stand eine vierfache Wahl vor mir. Entweder nach Amerika zu ziehen, oder nach Basel, oder nach Calw,

oder einen Vikar zu nehmen.“ Vorerſt wogten dieſe Gedanken nur in ſeinem Innern hin und her. Der Mai gieng vorüber mit der Kirchenviſitation, der Predigerconferenz in Stuttgart, dem Jahresfeſt in Stammheim, mit Beſuchen u. dgl., ſo daß ſelbſt die Correſpondenz liegen blieb, und ſich vor dem Feſte in Baſel, das in den Anfang des Juni fiel, kaum noch das Nöthigſte abmachen ließ. Am 6. Juni reiste er ab und nahm den Weg über Karlsruhe, wo er auf Verlangen einen Beſuch bei der Frau Markgräfin und ihrer Mutter, der Frau Herzogin von Kirchheim, machte, die gerade zum Beſuch dort war. Die übrige Zeit verbrachte er bei den dortigen chriſtlichen Freunden, und fuhr am folgenden Mittag mit dem Eilwagen Baſel zu. In Kehl, wo zu Nacht geſpeist wurde, begrüßte ihn Bruder Major, der von Straßburg herüber kam, wo er damals für die innere Miſſion arbeitete. In Baſel traf er Tauchnitz, Hausmeiſter, Hoffmann aus Kornthal, Krafft aus Straßburg, Pfarrer Diez aus Friedrichsthal, Profeſſor Gautier und Herrn Vernet aus Genf, Kaufmann Geßner aus Zürich, Pfarrer König aus Stetteln bei Bern, Herrn von Stettler von da, Spleiß, Haag von Feuerbach u. ſ. w. Profeſſor Spleiß hielt eine treffliche Rede am Bibelfeſt. Mit Dekan Linder beſprach er ſich hauptſächlich über den neuen Basler Volksboten. An einem Abend war man bei Pfarrer von Brunn auf dem Holen, wo de Valenti mehrere Geſchichten aus ſeiner Erfahrung erzählte. Von dem, was in Betreff der Miſſion im Jahresbericht und beſonders bei der Donnerſtagsconferenz zur Sprache kam, reden wir nachher ein Wort.

Unſerem Freunde war das Herz ſo voll von ſeinem neuen Plane, daß ihm einmal auch der Mund davon übergieng, als er eben, mit C. F. Spittler in einer vertraulichen

Unterredung begriffen, an dem Landhaus eines reichen Baslers vorüber kam. „Wenn uns dieser Herr hunderttausend Gulden schenkte, dann könnten wir eine ganze Sündfluth von christlichen Schulbüchern machen, um die schlechten Bücher der Art aus der Schule hinwegzuschwemmen.“ So Barth. Spittler aber meinte, dazu brauche man nicht 100,000 fl.; Barth solle einmal im Kleinen einen Anfang machen; wenn der HErr Seinen Segen darauf lege, könne doch etwas Rechtes daraus werden, und nun wurde der Gedanke weiter besprochen. Als Barth wieder ins Missionshaus kam, fieng er auch mit uns Lehrern bei Tische davon zu reden an, weil ihm darum zu thun war, auch andere Freunde mit in das Interesse zu ziehen. Damals oder bei einem späteren Anlasse äußerte ich nach meiner bedenklichen Weise, ich habe den Grundsatz, so wenig als möglich zu schreiben. Barth aber gab alsbald die heitere Antwort: „Und ich habe den entgegengesetzten Grundsatz, so viel als möglich zu schreiben.“ Er kannte seinen Beruf, sah in das große Bedürfniß hinein, und war völlig entschlossen, alle seine Kraft daran zu strecken, um das klar erkannte Ziel zu erreichen. Es gieng nun nach Beuggen, wo die Versammlung dießmal im Garten unter den Bäumen gehalten wurde. Zeller hatte einen meisterhaften Bericht, der zwei Stunden lang währte, und namentlich von den Schul- und andern Verbesserungen unserer Zeit handelte. Nach ihm sprachen Hoffmann und Spleiß. Hierauf wurde unter den Bäumen gespeist. Nachmittags wurde die neuerrichtete Taubstummenanstalt eröffnet und eingeweiht, und Vikar Klemm († 1863 als Pfarrer in Eberdingen) von Pfarrer von Brunn zum Vorsteher dieser Anstalt eingesegnet. Nachdem er seinen Bericht verlesen und durch einige Proben gezeigt hatte, was die taubstummen Knaben in den wenigen Wochen bisher gelernt, sprachen

Barth und Diez. „Dieser Tag war recht gesegnet; eine stille feiernde Stimmung war unter der zahlreichen Volksmenge, wie sonst nicht. Auch aus getrennten Gemeinden des Cantons (Basel) waren mehrere Leute da." Nachdem darauf Barth seine Kollektengänge für Stammheim vollendet, am Sonntag für den kranken Passavant gepredigt, auch Abends in einer von dem sel. Missionar Bärenbruck gestifteten Versammlung geredet, fuhr er mit dem Eilwagen der Heimat zu, wo er am 19. Juni glücklich anlangte.

Barth erkannte es als einen besonderen Segen Gottes, daß das Fest während der Revolutionszeit ohne Störung gehalten werden konnte. Er sagt: „Gleichwie die Israeliten die Verheißung hatten, daß während der Feste kein Feind in ihre Grenzen einfallen sollte, so haben auch die Festpilger in Basel während der letzt verflossenen Jahre die Erfahrung machen dürfen, daß sie in dem Genusse des Festsegens auf keine Weise durch den Lärm der Empörung gestört wurden, der sonst bis an die Mauern der Stadt hin seine Wogen wälzte. Freilich ein Anblick schmerzlicher Art war es für die theilnehmenden Freunde, in Folge dieser politischen Spaltung und Verheerung eine ganze Reihe von treuen Dienern Christi sehen zu müssen, welche, gewaltsam von ihren Heerden getrennt, durch traurige Erfahrung Zeugen des apostolischen Ausspruchs geworden sind, daß das Gericht am Hause Gottes anfange. Wenn sich aber neben diesem sprechenden Zeichen der letzten Zeit bei Gelegenheit der Feste lebendiger und ergreifender, als anderswo, noch ein anderer Beweis der Wahrheit herausstellt, daß nahe gekommen ist das Ende aller Dinge, nämlich die immer weiter sich verbreitende Predigt des Evangeliums unter allen Völkern, so ist ja die Zeit gekommen, für welche der Heiland die Ermahnung gibt: „Sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich

eure Erlöſung nahet!" So weiß denn der Chriſt Alles, was im Reiche Gottes vorgeht, zur Freude zu deuten, und der einzige Grund der Traurigkeit für ihn liegt nur im eigenen Herzen, das zu dieſer reinen Freude oft ſo ungeſchickt iſt, und das Himmliſche über dem Irdiſchen, das Ziel über dem Kampfe, die Wahrheit über der Einbildung vergißt!" Das Feſtlied, das er eingeſendet hatte: „Erhebe dich, du Volk des HErrn", *) war dießmal beſonders ernſt und geeignet, Bußgedanken zu erwecken.

Aus Barth's Bericht und Aeußerungen über den Gang der Basler Miſſion Folgendes: „Zuerſt einen Blick auf die Negerwelt im weſtlichen Afrika. Noch immer ſcheint ein Engel Gottes mit dem Flammenſchwert des Todes die Friedensboten von ſeinen Ufern abzuhalten. (Von drei Brüdern, die am 13. März auf der Goldküſte ankamen, war nur Ries am Leben geblieben.) — Sechs Brüder ſind auf der Goldküſte unter einem Hügel begraben; aber ſie ſind nicht als verloren zu achten. Wer weiß, was für eine verborgene Himmelsleiter zwiſchen Baſel und dem weſtafrikaniſchen Boden ſteht, und welches Bethel einſt noch auferbaut werden wird!" — Hierauf von den Brüdern im ſüdlichen Rußland: „Bruder König in Madſchar iſt wieder gänzlich hergeſtellt. Die Liebe chriſtlicher Freunde und Freundinnen hat zum Loskauf ſeiner gefangenen Gemeindeglieder anſehnliche Summen in ſeine Hand gelegt. Selbſt die kaiſerliche Familie blieb nicht zurück, und der Kaiſer hat eine Anzahl gefangener Tſcherkeſſen zur Auswechslung hergegeben. — In Schuſcha ſchien (durch die vielen Erweckungen unter den Armeniern) ein neuer wichtiger Abſchnitt für das Reich Gottes angebrochen zu ſein. Alles ließ hoffen, daß die Stunde des

*) C. G. Barth's Miſſionslieder. Calw 1864. Nro. 14.

Heils für Armenien geschlagen habe, aber auf wenige heiße Sommertage folgt häufig ein Gewittersturm, der die Luft reinigt und den Boden fruchtbar macht. Er blieb auch in Schuscha nicht aus. Durch die Gegenwirkungen der hohen armenischen Geistlichkeit kam es endlich so weit, daß den Brüdern jedes weitere Missionsgeschäft unter diesem Volke untersagt wurde. Sie haben es als zweckmäßig angesehen, sich für einige Zeit in die Stille zurückzuziehen; aber was die Gnade Christi sie bereits thun ließ, ist von der Art, daß keine Gewalt den ausgestreuten Samen tödten kann. Verfolgungen des Werkes Christi, im Sinne Christi getragen, haben großen Werth für die Förderung Seiner Sache. Sie stoßen uns erst ins rechte Geleis und sind der größte Segen für das Werk Christi. Die Verfolgung hat die erfreuliche Folge gehabt, daß zwei neue Mitstreiter gleich nach den Festen dem kleinen Streiterhäuflein zugesendet werden sollen. Wo der Kampf wächst, muß auch das Häuflein der Krieger wachsen. Ueberdieß lernen wir jetzt klarer einsehen, daß uns der Weg nicht nur zu den Tataren, sondern zu den Persern selbst angewiesen ist." — Es hatten sich in Tebris nach Pfanders halbjährigem Aufenthalt in dieser Stadt christliche Freunde, meist Engländer, bereitwillig gezeigt, Alles für die Ausbreitung des Evangeliums zu thun. Darum sollten nun Haas und Hörnle mit Pfander sich dort niederlassen. Barth betet deßhalb mit den Worten eines alten Brüderverses:

Denk' auch an Persien, du treues Herze!
Zünd' an den Magiern die alte Kerze,
Den Stern, der erstmals ihre Seelen rührte,
Und sie hernach bis zu der Krippe führte.

Der Gedanke an eine deutsche Mission in Ostindien, der im vorangehenden Jahre nicht durchgedrungen war, wurde

auf's Neue ernſtlich zur Sprache gebracht. Die Kommittee beſchloß daſelbſt zunächſt ein Miſſionsſeminar zu errichten, in welchem Hindujünglinge zum Miſſionsdienſt vorbereitet werden könnten. Zu dieſem Behuf ſollte Inſpektor Blumhardt alsbald eine Reiſe nach London antreten, wo ohnedieß Manches über die Miſſionsſache zu verhandeln war, und Erkundigungen einziehen, wie die Sache am beſten anzugreifen ſei. Er wartete nur noch auf die Ankunft Gobats, der damals auf ſeiner Rückreiſe von Abeſſinien begriffen in der Quarantaine in Trieſt aufgehalten wurde, ſah ſich indeſſen veranlaßt, am Ende ohne ihn abzureiſen. Doch waren beide in London beiſammen, was für Blumhardt von großem Werth war. Wer damals Gobat's geſalbte Reden und mannigfaltig ſpannende Erzählungen hörte, konnte ſich des Wunſches kaum erwehren, mit einem ſolchen Boten Chriſti auch hinauszuziehen und den Samen des Wortes mit ihm auszuſtreuen.

Blumhardt kam im rechten Zeitpunkt nach England, da gerade die neue Verfaſſung des britiſchen Indiens verhandelt wurde, welche auch Ausländern daſelbſt freie Niederlaſſung geſtattete. Damit war das größte Hinderniß auf einmal gehoben, das bisher jede nichtbritiſche Miſſionsgeſellſchaft vom thätigen Antheil an dem dortigen Miſſionswerke zurückgehalten hatte. Auch ſonſt fand Blumhardt ein ſolches Entgegenkommen, daß der Zweck ſeiner Reiſe völlig erreicht und nach ſeiner Rückkehr in Baſel der Beſchluß gefaßt wurde, eine unabhängige deutſche Miſſion in Oſtindien zu errichten. Dadurch war ein ſehnlicher Wunſch unſeres Freundes Barth ſeiner Erfüllung näher gekommen.

Gerne hätte Barth die Anweſenheit Blumhardt's in London auch für ſeinen Schulbücherplan benützt; allein es zog ſich damit etwas länger hinaus. Das erſte, was ins

Reine kommen mußte, war die Frage, wie er persönlich die nöthige Kraft und Zeit für das große Unternehmen gewinnen könne. „Da ich gegenwärtig schon so viel zu thun habe, daß ich nicht mehr fertig zu werden weiß, so muß ich auf eine Veränderung meiner Lage denken, entweder einen Vikar nehmen, oder meine Pfarrei aufgeben und nach Calw ziehen. Was der HErr mit mir vor hat, weiß ich noch nicht; ich hoffe, Er werde mir Seinen Willen durch den Rath der Brüder oder eine innere Gewißheit zu erkennen geben." So schreibt er (1. Juli) einem Bruder und empfiehlt dieses Anliegen seinem Gebet. Der Gedanke an einen Umzug nach Basel oder gar nach Amerika war also nun aufgegeben, nur zwischen zwei Schritten war noch die Wahl. Ein paar Tage darauf war die Vorberathung in Calw mit den Brüdern Widmann, Nanz, Handel und Betzner. Es wurde beschlossen, daß Barth vor der Hand in Möttlingen bleiben und einen Vikar nehmen sollte. Doch nahm er es für späterhin, wenn sich das Geschäft ausdehnen würde, jetzt schon in Aussicht, möglicher Weise Möttlingen zu verlassen. So viel aber war klar, daß er als armer Landpfarrer den vorliegenden Plan auf keinen Fall erfolgreich betreiben könne, ohne bedeutende Unterstützung von Seiten begüterter christlicher Freunde im Inland und Ausland. Als den ersten Weg, auf den er gewiesen sei, erkannte er eine Rücksprache mit den Stuttgarter Freunden. Er reiste daher mit Widmann am 5. Juli nach Stuttgart, und legte die ganze Sache den dortigen Brüdern vor. Sie billigten den Plan, christliche Schulbücher zu beispiellos wohlfeilen Preisen zu verbreiten und auf diese Art dem Calwer Traktatgeschäft, dessen Bestand hinlänglich gesichert war, eine größere Ausdehnung zu geben. Der neue Zweig des Geschäftes sollte auf den Schriften selbst die Firma: „Calwer Verlagsverein" führen, um damit seinen allgemei-

nen Zweck desto kennbarer zu machen. J. J. Häring war es, der diesen Namen vorschlug, wobei ihn der Gedanke leitete, daß man bei einer so bescheidenen Firma desto weniger Aufsehen erregen würde. „Wir hoffen," sagte er, „der HErr werde Seinen Segen dazu geben." Doch dachte er sich wohl schwerlich, daß dieser Segen so überfließend sein werde, wie er sich nun im Laufe der Jahre herausgestellt hat. Die Bücher, die man zunächst ins Auge faßte, waren folgende: Ein christliches Abcbuch, ein christlicher Kinderfreund, eine christliche Kirchengeschichte, Schulgebetbuch, Schulliederbuch u. dgl. Später könnte auch eine biblische Naturgeschichte, eine biblische Geographie, eine christliche Bearbeitung der Weltgeschichte u. s. f. folgen. Die Preise sollten so gestellt werden, daß die Auslagen gerade gedeckt würden, und das Geschäft, wenn es einmal im Gange wäre, sich selbst tragen könnte. Zugleich aber sollten die Bücher so schön und so wohlfeil sein, daß sie nicht nur mit allen übrigen konkurriren, sondern auch schlechtere verdrängen könnten. Sie sollten in Stuttgart gedruckt, aber von Calw aus versendet werden.

Da es vorerst an den Mitteln zur ersten Einrichtung und zum wirklichen Beginn des Geschäftes fehlte, so mußte sich der Verein zu dem Schritte entschließen, mehrere christliche Freunde, denen man ein Interesse für die Sache zutraute, fragend und bittend anzugehen, ob sie ihm nicht nach Maßgabe ihrer Umstände mit einer Geldunterstützung zum Anfang des Werkes unter die Arme greifen wollten. Dieß geschah mittelst eines lithographirten Schreibens, das Barth, dem die unmittelbare Leitung und Verwaltung des Geschäfts übertragen wurde, im Namen des Vereins unterzeichnete. In demselben heißt es: „Wir sind arm, aber wir haben den guten Willen, zu arbeiten, so viel der HErr Kraft verleiht,

an der Erneurung des christlichen Sinnes im deutschen Vaterlande nicht weniger, als an der Pflanzung des Reiches Gottes im Heidenlande. Wir werden die Beiträge gewissenhaft verwenden und offene, vorlegbare Rechnung führen. Der HErr wird uns auch dadurch, wenn Er Sie zur Unterstützung unserer Sache geneigt macht, einen Wink und eine Ermunterung geben, daß Er mit derselben sein will; und je reichlicher die Gaben ausfallen werden, desto mehr wird uns die Absicht erleichtert werden, wohlfeile und somit auch desto mehrere Weck- und Lehrmittel den Pflanzschulen des Christenthums im Vaterlande zu überliefern, desto schneller und wirksamer werden wir vorwärts schreiten können, und desto reichlicher wird auch die Frucht werden, über welche sich einst freuen dürfen, die da gepflanzt, und die begossen haben. — Sobald hilfreiche Spuren von Gottes guter Hand sich gesammelt haben, wird mit dem Werk im Vertrauen auf Ihn ohne Verzug der stille Anfang gemacht werden. — Wir empfehlen unsere Sache dem HErrn, und sind überzeugt, daß er es wohl machen wird."

Bei der Verbreitung dieses Schreibens wurde von Stuttgart aus mitgeholfen, im Missionsblatt aber und in andern deutschen Blättern absichtlich Nichts von dem Plane erwähnt.

Der 3. August 1833 war der verhängnißvolle Tag, an welchem die Revolution von Baselland einen blutigen Sieg über die Stadt davon trug, der viele Familien in tiefe Trauer versetzte und eine bleibende Scheidung beider Theile herbei führte. Wer ein näherer oder entfernterer Zeuge dieser Ereignisse war, dem bleibt es unvergeßlich, wie sich bei diesem Anlasse das Geheimniß der Bosheit geoffenbart hat. Für Baselstadt brachte der Tag eine Bußpredigt, die

tief und lange anhaltend fortgewirkt hat. Merkwürdigerweise gab es kurz vorher auch in Württemberg revolutionäre Bewegungen, die aber bald unterdrückt wurden. Indem dieß Barth einem seiner Correspondenten berichtet, bemerkt er, es bereite sich überall immer mehr vor, um „dem großen Phönix seiner Zeit Bahn zu machen; noch glimmt das Feuer unter der Asche, über welchem er sich erheben wird." — An dem traurigen Schicksal Basels, besonders an dem schweren Prüfungsgang der abgesetzten Pfarrbrüder nahm er, wie man sich denken kann, den herzlichsten Antheil. „Möge der HErr ihnen die Gnade schenken, sich darüber freuen zu können, daß sie gewürdigt worden sind, um Seines Namens willen Schmach und Verfolgung zu leiden."

Sehen wir uns auch wieder einmal nach Freund Felt um. Er war endlich seines Wunsches, Theologie studiren zu können, froh geworden und zu diesem Zweck nach Berlin gezogen, nachdem er in England die nöthigen Unterstützungen für die nächste Zeit erhalten hatte. Barth hatte noch immer mancherlei mit ihm zu verkehren. In Betreff seines Studiums fürchtete er wohl nicht ohne Grund, daß er in Gefahr stehe, sich zu vervielfältigen. Er schrieb ihm daher schon im Mai nach Berlin: „Der HErr gebe Dir Sein Licht und Sein Recht auf Deinem Wege und lasse Dich auf geradem nächstem Wege zu dem kommen, was Manche erst nach langen Umwegen finden." Felt wurde hierüber nachdenklich. „Wie ist das gemeint?" fragte er. Er hatte die Vorlesungen, die er hörte, genannt, worauf Barth zuerst nach seiner Weise die kurzen Worte hinwarf: „Daß Du so viele Collegien hörst — nun ja, chacun á son mauvais goût!" — Nun kam aber erst noch die Antwort auf jene Frage: „Unter dem, was Manche erst nach langen Umwegen finden, verstehe ich die richtige Erkenntniß der Wahrheit

nach dem Worte Gottes, und unter den Umwegen die philosophischen und theologischen Studien, durch welche sich die Meisten hindurch winden, um nachher im praktischen Leben oder unter der Zucht des Geistes erst recht einsehen zu lernen, was das Geheimniß des Rathschlusses Gottes enthält, und welches da sei die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe der Liebe Christi. Du wirst nun verstehen, was ich meinte." — Indessen schlug der HErr, ohne daß es Barth im entferntesten ahnte, nach Verfluß von wenigen Monaten mit dem strebenden Jüngling einen ganz anderen Weg ein. Er wurde so bedenklich lungenleidend, daß er Berlin abermals verlassen und nach Hamburg zurückkehren mußte. So gefährlich sein Zustand war, so glaubte Barth doch die Lebenshoffnung in ihm aufrecht erhalten zu dürfen, indem er ihm Beispiele von solchen Lungenkranken mittheilte, die auch bei weit vorgeschrittenem Leiden noch ein schönes Alter erreichten.

„Die Krankheit, schreibt er, ist an sich nicht incurabel, wenn sich der Kranke recht in Acht nimmt: was aber der Wille des guten Gottes über Dich ist, das wissen freilich wir beide nicht. Nur soviel, daß alle Seine Wege gut sind. Das zu glauben wird Er Dir auch jetzt die Gnade schenken, und ich bitte Ihn täglich nicht nur Einmal ernstlich darum, sowie auch, soweit es erlaubt ist, daß Er Dich wieder gesund werden lasse, und Dir noch eine fernere Wirksamkeit für Sein Reich schenke. Seine Wege sind freilich wunderbar, das sehe ich an mir und tausend Andern, aber der Ausgang zeigt doch bei den meisten Seiner Kinder schon hier, wenn sie aufmerken, daß sie voll Weisheit und Güte sind. Du stehst jetzt in einer Schule, in welcher für den innern Menschen viel zu lernen ist, und ich bin's überzeugt, daß Er nach seinem großen Erbarmen und nach der besonderen Liebe, die Er zu Seinen Schafen hat, den ganzen Segen des Leidens, in das Er Dich gesetzt hat, Dir un-

verkümmert wird zu Theil werden laſſen. Er iſt nicht der Mann, der Etwas anfange, das Er nicht hinauszuführen wüßte. — Er ſchenke Dir ein fröhlich Herz, in Seinem heiligen Willen zu ruhen, und laſſe Dich Seine Wunder ſchauen." (10. Sept.)

Der Zuſtand dieſes jungen Freundes gieng Barth ſehr nahe, wie wir aus Briefen an andere Freunde erſehen. Derſelbe hatte ſich frühe durch zu große Anſtrengung im Studiren und Arbeiten verderbt und war nun ſo übel, daß Barth äußerte: „Ohne ein Wunder kommt er nicht davon." Die Nachrichten blieben zuletzt längere Zeit aus, ſo daß er nicht wußte, ob Felt in der Erholung begriffen oder kränker geworden ſei, ob er ihm freudige Theilnahme bezeugen oder ihn tröſten ſollte. So äußerte er ſich denn auch gegen ihn mit dem Beifügen: „Das aber weiß ich, daß es etwas Seliges iſt, ſagen zu können: HErr, wenn ich nur Dich habe, ſo frage ich Nichts nach Himmel und Erden. Ob mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil. Ich bitte Gott, daß Er Dich in den Stand ſetze, durch Seinen Geiſt, unter allen Umſtänden aus vollem Herzen ſo ſprechen zu können." Er ſchließt mit einem engliſchen Gruß, in dem er ihn verſichert, daß er zweimal des Tags für ihn bete, nicht um ſein Leben, noch auch um ſeinen Tod, ſondern um ſeine ewige Wohlfahrt. — Das war der letzte Brief an Felt, geſchrieben am 8. Nov. Er gelangte bei dem damals noch ſehr langſamen Poſtgang nicht mehr rechtzeitig nach Hamburg, und kam ſchwarz geſiegelt an den Schreiber zurück mit der Nachricht, daß Felt am 11. November geſtorben ſei. — „Quiescat in pace! Have, anima pia, have!" ruft Barth ihm nach; und dieſe wenigen Worte über den Heimgang des väterlich von ihm geleiteten Jünglings ſagen uns zur Genüge, wie lieb er ihn hatte.

Einige Zeit vor diesem Todesfall erbat sich Barth nach seinem oben erwähnten Vorsatz einen jungen Theologen L. Pfäfflin, bisher Vikar in dem benachbarten Neubulach, zum Gehilfen bei seinen amtlichen Arbeiten. Derselbe gieng mit Freuden auf diesen Antrag ein, weil er in den Calwer Pfarrkonferenzen, denen er öfters beigewohnt, eine große Hochachtung und Liebe für Barth gewonnen hatte und sich von dem täglichen Umgang mit ihm großen Gewinn für sein geistliches Leben und Wirken versprach. Er nahm ihm einen bedeutenden Theil der Amtsgeschäfte ab und gab auch den einen und andern Söhnen der Gemeinde, die sich dem Missionsdienst widmen wollten, vorbereitenden Unterricht. Pfäfflin schreibt: „Während ich so meine Aufgabe zu erfüllen hatte, war Barth selbst zum besten Exempel vom frühen Morgen, an dem er sich aus seiner Hängematte erhoben hatte, bis Nachts 9 Uhr, zu welcher Zeit das Abendessen stattfand, mit kurzer Unterbrechung über Mittag, in seinem Zimmer thätig. An dem einen und andern Wochentage kamen mehrere Gemeindeglieder zum Besuch in das Pfarrhaus; sie fanden ihre Sitze bereit gestellt, mußten aber (doch thaten sie dieß nicht ungern) bis zur genannten Stunde warten. Um 9 Uhr trat dann Barth in die Mitte seiner Gäste, grüßte sie freundlichst, und unterhielt sich mit ihnen und seinen Hausgenossen auf die ansprechendste Weise, nicht selten bis 11 Uhr. Wenn aber, was sehr häufig der Fall war, Missionare auf Besuch da waren, ließ er am liebsten diese sprechen, von ihrer Arbeit auf dem Missionsfeld berichten und ihre Erlebnisse erzählen, wobei sich alle Anwesenden (und deren waren meist nicht wenige) nicht nur wie mitten auf's Missionsfeld versetzt sahen, sondern auch in den Missionaren, selbst wenn sie diese in ihrem Leben zum ersten Mal sahen, liebe Freunde und Brüder erkennen durften,

als wären sie längst mit ihnen bekannt gewesen. Barth war ganz der Mann, dieß Alles auf's ungezwungenste und beste zu vermitteln. Daß diese Stunden auch für mich von ganz besonderem Werthe waren, glaube ich kaum besonders hervorheben zu dürfen!"

So war denn Barth nach der amtlichen Seite seiner Thätigkeit wesentlich erleichtert, und das bedurfte er auch, denn der neue Plan gab viel zu thun. „Ich bin im tiefsten Arbeiten, und muß mir fast den Arm lahm schreiben, um fertig zu werden." So äußert er sich gegen Freund Lechler in einem Briefe, den er am 27. Sept. (König Wilhelms Geburtstag) schrieb, eine Stunde, ehe er die übliche Geburtstagspredigt hielt. Ein paar Tage nachher gieng er zur Predigerconferenz nach Stuttgart, wo er in einer zahlreichen Versammlung auch Dr. Steinkopf von London traf. Er ergriff die Gelegenheit, ihm über das neue Büchergeschäft in Calw Mittheilung zu machen und bat ihn, sich bei wohlhabenden englischen Freunden für die Sache zu verwenden. Steinkopf interessirte sich sehr für den Plan und wurde hernach ein eifriger Beförderer und Vermittler des Verlagsvereins in England. Bis an seinen Tod übermachte er Barth mit herzlicher Freude manchen schönen Beitrag für diese gute Sache, besonders von einer Miß Alix u. A., und seine Briefle in bei solchen Anlässen waren immer von wohlthuenden Worten begleitet, die Glaube, Liebe und Hoffnung in Christo Jesu athmeten. Ein anderer englischer Freund, an den sich Barth wendete, war der theure Prediger Walker in Purleigh, bekanntlich ein Freund und Kenner der deutschen Literatur, der, wir wissen nicht durch welchen Anlaß, schon vorher mit Barth befreundet war, und sehr vertraulich mit ihm stand, wiewohl sie sich noch nie gesehen hatten. In derselben Angelegenheit giengen noch andere

Briefe nach London und nach Amerika ab, denn die Beiträge floſſen Anfangs ſo langſam, daß in der Mitte Novembers nur etwas über 400 fl. beiſammen war (davon faſt die Hälfte aus dem Steinthal), während doch bereits an fünf verſchiedenen Büchlein gearbeitet wurde. Barth ſelbſt war an der Kirchengeſchichte, die ihm viel zu thun gab. Er hatte zwar ſchon früher, als Zugabe zu der Schullehrerbibel, einen „kurzen Abriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche“ geſchrieben und war durch dieſe Vorarbeit mit dem Felde bereits wohl bekannt, aber es galt dießmal aus dem reichen Stoffe gerade das herauszuſuchen, was für die Jugend und für das chriſtliche Volk am brauchbarſten wäre. Das neue Werkchen ſollte etwas ganz anderes als jener Abriß werden. Die Arbeit zog ſich daher bis in das nächſte Jahr hinüber. — Im Vaterland wurde er bei ſeinen neuen Unternehmungen von amtlicher Seite her nicht eben ermuthigt, denn das Conſiſtorium, das er um Empfehlung der bibliſchen Geſchichte zur Einführung in den Schulen gebeten hatte, ſchlug dieſe Bitte ab, weil vor mehreren Jahren Chriſtoph Schmids bibliſche Geſchichte bereits empfohlen worden ſei. „Dieß iſt freilich ein ſchlechtes Omen für unſere künftigen Schulbücher,“ bemerkt er darüber. In der Wirklichkeit aber geſtaltete ſich die Sache hernach doch anders; denn, ungeachtet die amtliche Empfehlung mangelte, brach ſich jenes Büchlein in den vaterländiſchen Schulen ſpäter ſelbſt Bahn, und öffnete auch ſeinen Nachfolgern den Weg.

Auf Weihnachten erſchien der „Fenſterladen.“ Die Geſchichte des jungen Malers in dieſem Schriftchen war ein Stoff, den Barth mit Vorliebe behandelte, da er, ſelbſt eines Malers Sohn, ſich in der Erinnerung an manche häusliche Scenen bewegte. Das Hauptthema aber, die Rettung einer verlaſſenen, Gott vertrauenden, Mutter, durch eine glück-

liche Schickung, zu welcher die Bestimmung ihres wohlgearteten Sohnes zum Maler zuletzt den Anlaß gab, hängt genau mit den Glaubensgedanken zusammen, in denen sich der Verfasser von Kind auf bewegte, und die er durch viele Erfahrungen seines eigenen Lebens, wie durch die Erlebnisse anderer Glaubigen immer wieder bestätigt fand.

IV. Nachleſe aus Predigten und Gemeindeerinnerungen.

Wir haben nun die Mitte der Möttlinger Zeit hinter uns, und vor uns die Schlußperiode derſelben, in der ſich Barth dem Pfarramte weniger, als früher, widmen konnte. Ehe wir zu dieſer übergehen, möchten wir gerne Barth als Pfarrer noch einmal lebendig vor die Augen unſerer Leſer ſtellen. Zu dieſem Zwecke theilen wir Einiges aus ſeinen Predigten in jener Zeit mit, und laſſen alsdann eine Nachleſe von Gemeindeerinnerungen folgen, durch welche das oben Eingeflochtene einigermaßen ergänzt wird. Auf die Zeitfolge können wir dabei nicht immer Rückſicht nehmen, weil ſie uns oft unbekannt iſt; ſie trägt auch in der Regel nichts Weſentliches zur Sache bei.

Seine kunſtloſen, aber geiſtvollen Predigten ließen ſo tiefe Eindrücke zurück, daß viele derſelben ſeinen vormaligen Zuhörern noch wohl im Gedächtniß ſind. Jüngere

weibliche Personen haben manche nachgeschrieben, wohl aufbewahrt und wieder gelesen. Einige dieser Blätter sind in unsere Hände gekommen, aus denen wir zuerst etliche Bruchstücke mittheilen. Den Grundcharakter seines Zeugnisses bezeichnet folgende Stelle: „Ich habe für mich selbst alle Tage zu nehmen Gnade um Gnade, darum will auch ich gerne unter euch abnehmen, wenn nur Christus unter euch wächst. Ich will gerne zu Nichts werden, wenn nur Christus unter euch Alles wird. Daß Er unter euch wachse, das ist mein sehnlicher Wunsch, so lange ich unter euch bin. Darum wendet euch doch zu Ihm, und bittet Ihn um Seine Gnade, damit Er in euch sei, und ihr in Ihm, und dieser Friedens- und Segensbund der Gemeinschaft mit Ihm unauflöslich sei."

Aus der Predigt am Charfreitag 1833: „Wir feiern heute das achtzehnhundertjährige Jubelfest des Todes Christi. Nach der gewöhnlichen Rechnung sind es gerade 1800 Jahre, daß Er gestorben ist. Im ersten Jahr unserer Zeitrechnung wurde Er geboren, und im 33. Jahr ist Er gestorben. Ein Jubelfest feiern wir, das Keines unter uns erlebt hat, und Keins mehr erleben wird. Ein Jubelfest, das unter allen Festen das wichtigste ist. Auch darum so wichtig, weil es das letzte Jubelfest des Todes Jesu ist. Denn in wieder hundert Jahren ist nach allen Zeitrechnungen der Christen eine veränderte und erneuerte Erde zu hoffen. Gebe Gott, daß auch die Betrachtung, die wir jetzt anstellen wollen, zu diesem Jubelfestsegen etwas beitragen möge; denn wir wissen, daß der HErr gewohnt ist an solchen besonderen Festen auch einen besonderen Segen mitzutheilen." — Ein ächt Barth'scher Eingang, der sicherlich dazu diente, die Aufmerksamkeit der Versammlung zu verdoppeln, und den Eindruck zu erhöhen, als er nun die große Bedeutung des

Todes Christi entwickelte, und zeigte, was wir Alles demselben zu verdanken haben. Er schloß mit der Ermahnung, den Segen dieses allergrößten Festes nicht hinauszulassen, und mit dem Wunsche: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit, wolle in die Mitte treten, und sich aus dem großen Haufen, wenn auch nur Eine Seele zu Seiner Beute, zum Lohne Seiner Schmerzen auserlesen."

Am darauf folgenden Ostertag fieng er an: „Es ist ein schönes Zusammentreffen, daß das Auferstehungsfest gerade im Frühling ist, denn es ist auch ein Frühlingsfest, wie schon sein Name bedeutet. Aber auch ein Fest des lebendigen Gottes, der die Götzen überwindet." (Hinweisung auf die altdeutsche Göttin des Frühlings, auf den der Name Oster deutet.) In der Predigt führte er aus: Christus unsere Sonne, unser Fels und unser Garten. Beim ersten Punkt: „Wir sehen die Sonne ziehen vom Morgen bis zum Abend, und es fällt uns nicht ein, dieses große Geschenk Gottes zu bewundern. Wenn aber ein Wanderer die ganze Nacht hindurch in einem dicken Wald irre gegangen ist, und es geht endlich die Sonne über ihm auf, wie freut er sich darüber. Und welch' ein passendes Bild ist das davon, daß das viertausend Jahre lang erwartete Licht einmal aufgegangen ist." Er weist dann auf die Veränderungen in der ganzen Welt, auf das Wegsterben aller Geschlechter hin, und sagt: „Er ist unser Fels, auf den wir trauen können, auf welchem unsere Hoffnung steht, aus dem wir gegraben sind, unser Hort und unsre feste Burg. Er ist aber auch drittens unser Garten, in welchem alle Kinder Gottes wachsen, in welchem sie gewurzelt sind, bleiben und gedeihen als Pflanzen der Gerechtigkeit. Wer nicht in ihm bleibet, der hat kein Leben in sich, sondern er wird wie ein verdorbener

Zweig abgehauen und in's Feuer geworfen. Er, der Auferstandene ist unser Garten, in welchem wir als Pflanzen der Gerechtigkeit wachsen sollen. Denn Er ist um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket, d. h. nicht auferwecket, weil wir gerecht sind, sondern weil er uns gerecht machen will. Er ist uns gemacht zur Gerechtigkeit als der Auferstandene und Lebendige, und als der Herrschende. Die Kinder Gottes sind gepflanzet wie die Bäume an den Wasserbächen, welche ihre Früchte bringen zur rechten Zeit. Darnach haben wir uns zu prüfen, ob wir Glieder an dem Leibe des Auferstandenen sind. Wir erkennen es daran, wenn wir keine Ruhe haben, sobald wir nicht mit Ihm umgehen, wenn es uns in jeder Stunde, in jedem Augenblick, da wir nicht Ihm zur Ehre etwas thun können, nicht wohl ist. Jedes hat Gelegenheit genug, wenn es will, Ihm zu leben und zu dienen, um einst auch mit Ihm zu erben. Es ist ein Glück, mit Ihm verbunden zu sein. Jetzt freilich sieht man es den Christen noch nicht an, was sie in der Gemeinschaft mit Christo haben. Dort aber wird es offenbar werden. Da wird man staunen, wenn man die, welche aus der großen Trübsal gekommen sind, so nahe an dem Thron Gottes, die, welche in dieser Welt so wenig Aufsehen gemacht haben, so herrlich sehen wird. O ihr lieben Christen, lasset doch Christum in euch Sonne, Fels und Garten werden. Fraget nach Ihm, Er ist euer HErr, nicht die Welt; Er kann euch selig machen, nicht die Welt; denn der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. Ja, fraget nach Ihm! Wenn Er einmal zürnt, wer kann vor Ihm bestehen? — Schmecket und sehet, wie freundlich der HErr ist."

Acht Tage darauf handelte er nach dem Friedensgruß des Auferstandenen vom Frieden Gottes, der aus der Gnade kommt. „Die Gnade Gottes ist nicht erst mit der

Zeit entstanden, sondern es ist seine Gesinnung von Ewigkeit her, ausgesprochen in dem Rathschluß der Gnade. Seine Gnade kann ohne unser Wissen über uns walten; wenn wir sie aber einmal spüren und wissen, so wird diese Gnade zum Frieden." Er unterscheidet drei Klassen von Menschen, die den Frieden Gottes nicht haben: zuerst die Weltmenschen, welche den größten Theil der christlichen Kirche ausmachen, die nur für das Vergängliche einen Sinn haben, um Gott aber und Seine Gaben sich nicht bekümmern. Diesen sieht man zum Theil ihren Unfrieden gar nicht an, sie scheinen oft über die Maßen freudig zu sein. Eigentlich werden sie von ihren Lüsten, von Geiz, Zorn, Haß, Neid, Stolz, Ehrgeiz umgetrieben, und wenn sie auch Stunden haben, wo es scheint, als hätten sie das Alles vergessen, so haben sie doch keinen Frieden. Denn das, was sie suchen, kann nie den Grad erreichen, daß sie genug haben, sondern sie verlangen immer noch mehr, weil die Ewigkeit in des Menschen Herz gelegt ist. Die Gottlosen haben keinen Frieden. Eine zweite Klasse besteht aus Menschen, die zu der Erkenntniß gekommen sind, daß sie das Rechte nicht haben, die es in ihrem unentschiedenen Zustand nicht länger aushalten konnten, ja schon um Gnade und Vergebung gefleht haben, weil sie die Schuld des Mißlingens aller ihrer bisherigen Versuche bei sich selbst finden mußten; — auch diese sind doch noch ohne Frieden. Der Weg, der zum Leben führt, ist ihnen gezeigt worden, aber sie sind zu schwach, denselben zu gehen. Sie haben einen Blick in ihr Verderben geworfen und den Abgrund gesehen, in welchen sie beinahe hineingestürzt wären. Vor diesem Abgrund beben sie zurück; aber sie mögen nicht Alles verkaufen und Jesu nachfolgen. Sie möchten gern von der Welt los sein; aber von der Welt verspottet sein, das wollen sie nicht. Darum haben sie keinen Frieden.

Eine dritte Klasse sind die, bei welchen es zu einem gewissen Durchbruch gekommen ist, und doch noch nicht zum vollen Frieden. Da aber Gott so lange warten mußte, bis sie sich recht zu Ihm gewendet, so darf es uns nicht wundern, daß Er sie nun auch warten, daß Er sie lange girren und schreien läßt, ehe Er ihnen nach Wunsch hilft. Wenn sie aber nur ernstlich fortfahren zu beten und zu rufen, so kann es ihnen nicht fehlen, Er wird ihnen doch helfen. Wenn Er einmal einen Menschen aus der Finsterniß zum Licht gezogen hat, so vergißt Er ihn nicht mehr. Denn, wem Er einmal gnädig ist, dem ist Er gnädig, und wessen Er sich erbarmt, dessen erbarmt Er sich. — Wie der Unterschied zwischen Himmel und Hölle ist, also ist auch ein Unterschied zwischen einem Herzen, das Frieden hat, und einem friedelosen. Der Friede Gottes ist zwar kein solcher, der gar nicht mehr gestört würde; aber diese Störung ist doch nur vorübergehend. Wenn man ihn auch wieder verliert, so weiß man doch, daß einem die Gnade nicht entzogen werden kann. Wenn auch der freudige Glaube gestört wird, so kann doch der Glaube an das Wort Gottes nicht gestört werden. Bei wem aber der Glaube an dieß Wort verlöscht, bei dem ist es noch nie ein von Gott gewirkter Glaube gewesen. Wenn also der Glaube einmal in unseren Herzen gewirkt ist, so muß er auch bleiben. Der Friede beruht allein darauf, daß wir wissen, Christus ist unser Heiland. Glückselig sind die, welche den Frieden Gottes haben. Ihr Gang ist ein seliger, ein gewisser Gang. Sie haben den Zugang zu allen Verheißungen Gottes. Was sie thun, das geräth wohl, denn es ist für die Ewigkeit berechnet. Was sie hoffen, das ist Seligkeit. Was sie leiden, das wird ihnen leicht, denn sie haben den Frieden Gottes im Herzen. Nach diesem Frieden sollen wir ringen, denn er ist des Ringens

werth. Und wenn wir ihn haben, sollen wir ihn wohl bewahren, denn den Frieden verlieren heißt Alles verlieren. Der Friede Gottes aber kann uns bewahren bis auf jenen Tag unsträflich und unverletzt, daß wir bestehen können, wann Er erscheinen wird."

Sehr lieblich ist die acht Tage darauf folgende Predigt am Confirmationstage über das Evangelium vom guten Hirten, in der er zuerst im Blick auf die Confirmanden, bei dem Gedanken an ihr großes Versprechen und ihre Schwachheit, mit der Aufschrift des Sonntags Misericordias, tröstet, welchen er auf deutsch „den Sonntag der Barmherzigkeit des HErrn" nennt. Er findet das Evangelium sehr zusammenstimmend damit. Hierauf will er die Frage kurz beantworten: „Was thut der gute Hirte?" Jesus sagt selbst: Der gute Hirte lässet sein Leben für die Schafe. — Ist das nicht etwas Großes, Herrliches, etwas das ganze Herz Ergreifendes und Durchdringendes, zu hören von dem guten Hirten, der sein Leben für die Schafe läßt, dem also ihr Leben wichtiger ist, als Sein Leben! Wo ist eine Liebe, die solcher Liebe ähnlich wäre? Er führt dieß als das Erste an; man sollte meinen, das sei das Letzte und Herrlichste. Gerade für die ist Er gestorben, welche Ihn gekreuzigt haben, welche Ihn haßten und aus der Welt schaffen wollten. Eine so große Liebe wird in der ganzen Welt nicht gefunden. Fürwahr, daran könnten wir genug haben." Es wird nun die Frage erörtert: „Welches sind denn die Schafe Jesu?" und hervorgehoben als Kennzeichen von ihrer Seite: es sind, die Ihm folgen, die Seine Stimme hören; von Seiner Seite aber das, daß Er ihnen ewiges Leben gibt. Hiebei kommt die traurige Wahrheit zur Sprache, daß der größte Haufen immer bei der Welt ist, die schmerzliche Erfahrung, daß auch bei dem Häuflein der Confirmanden oft

Alles verloren scheint. „Das sind freilich trübe Gedanken," fährt der Prediger fort, „so sehr sie auch der Wahrheit gemäß sind. Wenn man ihnen den Weg Jesu so deutlich gezeigt hat, und sie fallen wieder der Welt zu, zu welcher sie gehören, das sind keine Schafe Jesu. Er aber kennet Seine Schafe, und das ist das zweite, was Er für sie thut. Er kennet sie; Er läßt Kein's aus den Augen, Er sucht sie in dem verborgensten Winkel auf, und verläßt sie auch dann nicht, wenn sie sich von Ihm verirrt haben. Wenn wir sie auch nicht kennen, so kennet doch Er sie. Er gibt sich die Mühe, jedes Einzelne mit Seinen Blicken zu verfolgen. Er ruft Seine Schafe mit Namen. So gewiß Er die Sterne am Firmament kennt, so gewiß kennt Er auch sie. Ja, es liegt Ihm noch mehr an Seinen Schafen, als an den Sternen. Es ist wunderbar, wie Er oft unter einem ganzen Haufen von Menschen, die Ihn nicht kennen, einem Einzelnen Bahn macht, daß es von ihm hören kann; wie Er es begleitet und nicht allein gehen läßt; wie Er dem Verirrten keine Ruhe läßt, bis es wieder zu Ihm zurückkehrt. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein solcher Mensch Ihn wieder verlassen und der Welt zufallen könnte, wenn es nicht die Erfahrung und die Schrift bestätigte. Das dritte, was er für Seine Schafe thut, ist das, daß Er sie auf eine grüne Aue führt. Ich gebe ihnen das ewige Leben, spricht Er. Du armes Schäflein, wo willst du etwas Besseres finden? — Wer es erfahren hat, der weiß, was das für selige Stunden sind, wo man immer mit dem Worte Gottes umgeht, und wo das Herz fortwährend genießt. Der gute Hirte kann mit Wahrheit sagen: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollten." Er gibt ihnen die allerbesten Güter, himmlische Güter, die in der ganzen Welt nicht aufgetrieben werden können. Er gibt

ihnen Seinen Leib und Sein Blut. — Aber auch das gehört zu Seiner Weide, daß Er sie in die Gemeinschaft mit Ihm und miteinander bringt, daß Er sie vereinigt, denn Er spricht: „Ich will sie herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.“ Das ist eine von den herrlichsten Verheißungen, welche uns hier im Thränenthal stärken kann, daß wir mit allen Gläubigen von allen Enden der Erden sollen vereinigt werden. Das ist das Ziel, zu welchem Er alle Seine Schafe bringt: Er will aus ihnen Eine Heerde machen. Wir werden auch diese Zeit erleben; wenn wir Schafe Jesu sind, werden wir auch dabei sein dürfen.

Er ist's Haupt, wir Seine Glieder,
Er das Licht, und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder,
Er ist unser, wir sind Sein.“

Als im Frühjahr 1834 ein noch junger Mann zu Grabe getragen wurde, der, wahrscheinlich beim Samensammeln, von einer Tanne herabgestürzt und in Folge davon gestorben war, predigte Barth bei diesem Anlaß über die Worte (Amos 3, 5. 6.): Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der HErr nicht thue? — „Daß Gott Alles weiß und Alles sieht, das zu glauben kann man hie und da noch einen Menschen bewegen; wenn aber gesagt wird, daß Gott alles Unglück thue, was auf dem Feld und in dem Wald, zu Wasser und zu Land, bei Gottlosen und bei Frommen geschieht, da besinnen sich die Leute, ehe sie es glauben. Wo Etwas in der Welt geschieht, da ist eine Hand, die es thut, das wissen wir wohl; aber in vielen Fällen ist diese Hand keine sichtbare. Und sehet, hier ist die Lücke, welche der Glaube ausfüllen muß. Wir sehen, daß ein Sperling vom Dache fällt, wir sehen, daß ein Mann vom Baume fällt;

aber, wir sehen die Hand nicht, die ihn herunter geworfen hat. Wir sehen in der Welt allerlei Unglück: Krieg, Krankheit, Pestilenz, Theurung. Aber die Hand dessen, der das Alles geschickt hat, sehen wir nicht mit unsern leiblichen Augen. Um die Hand des HErrn zu sehen, muß man andere Augen haben. Die Christen wissen: Was geschiehet, Sah und siehet, Schicket, ordnet, lenket Er.

Die Christen also, die Glauben haben, nehmen es von der Hand Gottes an. Wer aber keinen Glauben hat, der setzt an die Stelle Gottes etwas Anderes; man spricht dann von Zufall und Ungefähr. Damit macht es die Welt ab, sie sagt: So etwas kann Gott nicht thun; Er ist viel zu freundlich und zu barmherzig; Er läßt es eben geschehen; Er hinderts nicht gerade. — Aber wie soll man denn die Worte verstehen, daß kein Unglück ist, welches der HErr nicht thue? — Die Leute denken, ein Unglück sei etwas Böses, das könne Gott nicht thun; aber in der ganzen Welt gibt es nichts Böses, als die Sünde. Unser verkehrter Wille, das ist das Böse, das in der Welt ist. Wenn ein Mann vom Baume fällt, das ist gut; wenn hunderte und tausende in der Schlacht umkommen, das ist gut, obgleich es die Menschen nicht für gut erkennen. Es geschiehet deßwegen, weil eine gute Frucht heraus wachsen soll. Sie wächst auch heraus, wenn dieses Wachsen in unsern Herzen nicht wieder verhindert wird. Es fällt kein Haar von unsrem Haupt, es fällt kein Sperling vom Dach, ohne den Willen Gottes. Vom Zulassen steht da Nichts. Sollte denn ein Mann vom Baume fallen ohne den Willen Gottes? Wir wollen beim Ausdruck der Schrift bleiben: Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der HErr nicht thue? Wenn es also vom HErrn kommt, wenn es der Allweise, der Barmherzige gethan hat, wie dürfen wir denken, daß es anders sein sollte? Wie

dürfen wir darüber murren und unwillig sein? Und doch, wer kann's leugnen, daß hunderte und tausende in ihrem Herzen denken, es sollte anders sein, der Mann sollte noch nicht gestorben sein. Dürfen wir dem Allmächtigen widerstehen? Haben wir dazu ein Recht, wir, die wir Asche und Staub sind? Wir, die wir elende Würmer sind, deren Er einen ganzen Haufen in einem Augenblick zu vertilgen im Stande ist? Woher kommt es, daß solche unnütze und unartige, ich will nicht sagen gotteslästerliche, Gedanken in unsern Herzen aufsteigen? Woher kommt das? — Ich will es euch sagen. Es kommt daher, daß wir nicht genug bedenken, daß wir Gott zu allen Zeiten als unsern HErrn zu betrachten haben. Das ist Sünde, über die wir uns demüthigen, welche wir künftighin nicht mehr zu begehen versprechen müssen. — Aber nicht blos Ermahnung, sondern auch Trost liegt in diesen Worten: Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der HErr nicht thue? Trost für die, welche Ihn kennen, denn von dem HErrn, der Alles thut, wissen wir ja, daß Er uns nur Gutes thut. Läßt Er einen von den Unsern schnell und unversehens in die andere Welt rufen, so ist das gewiß nicht um des Einen willen gethan, sondern er hat auch Liebesabsichten mit denen, die zurück geblieben sind, daß sie in dem Werk der Gnade weiter kommen sollen als bisher. Wenn also ein solcher Schlag geschehen ist, so ist das uns gesagt, uns, die wir noch da sind. Und so, liebe Christen, sind *wir* es heute, die es angeht, nicht der Entschlafene, der da draußen liegt. Uns selber sollen wir fragen: warum hat der HErr das gethan? Zwar bleibt es uns unbenommen, unsern Blick auf den Entschlafenen zu richten, zumal da sich an seinem Sterbebette noch Gnadenstrahlen zeigten. „Hebt man auch den Strick auf von der Erde, der noch Nichts gefangen hat?" heißt es in

unſrem Texte. Das hat auch bei unſerem Verſtorbenen zugetroffen. Der HErr ließ den Strick ſo lange noch liegen, bis Er ihn hatte. Er ließ ihn nicht ſterben, bis er zuvor ſeine Sünden bekannt und bereut, bis er gefunden hatte, woran es ihm fehle, bis er zu dem gegangen war, der helfen kann. — Es heißt in unſerem Text: „Bläſet man auch die Poſaune in einer Stadt, daß ſich das Volk nicht davor entſetze?" Dieſer Fall iſt auch eine Poſaunenſtimme; da ſollten wir auch aufwachen und uns zum HErrn wenden. Ihr werdet es ſonderbar finden, daß ich davon rede in dem Theil, der vom Troſt handeln ſoll. Aber es muß zu unſerem Glück ausſchlagen, wenn die Poſaunenſtimme Gottes an unſeren Herzen ihre Wirkung thut. Das iſt ein Unglück, wenn wir keine Frucht bringen, wenn die Stimme Gottes vergeblich an unſere Herzen ruft. Wenn aber auch nur zehn unter uns ſich wendeten, und ihre eigene Seele erretteten, wie könnte man es dann ein Unglück nennen, daß dieſer Fall geſchehen iſt? Es iſt alſo in unſere Hand gelegt, liebe Mitchriſten, ob es ein Glück oder ein Unglück iſt. Wenn wir uns durch dieſen Fall erwecken laſſen, ernſtlicher zu wachen und zu beten als bisher, wie könnten wir das, was geſchehen iſt, ein Unglück nennen! Wir würden es ja dem HErrn noch in der Ewigkeit danken, daß Er im Jahr 1834, und zwar im März deſſelben Jahrs, einen Mann vom Baum habe fallen laſſen, und daß ſich dadurch Menſchen zu Ihm bekehrt haben. Laſſet uns darum bitten, daß Er uns dieſe Gnade ſchenken möge!"

Das vorſtehende Beiſpiel zeigt, wie Barth das belehrende Element mit dem paränetiſchen zu verbinden wußte. Es findet ſich aber unter den nachgeſchriebenen Predigten auch eine, die rein dogmatiſcher Art iſt, gehalten an einem Charfreitag. Barth geht davon aus: die Feinde Jeſu,

welche unter Seinem Kreuze standen, meinten bei allen Vorwürfen ihres Gewissens eben darin eine Rechtfertigung ihres Unglaubens zu finden, weil der, welcher sich für den Sohn Gottes ausgegeben habe, nun so hilflos am Kreuze dahange. In diesem Sinne sagten sie: „Ist Er Gottes Sohn, so steige Er vom Kreuze herab, so wollen wir Ihm glauben." Daß es ihnen aber mit diesem Versprechen nicht ernst war, ist leicht einzusehen; denn der rechte Glaube wartet nicht, bis er sieht; der Unglaube aber glaubt auch da nicht, wo er sieht. Sie hatten viel von ihm gesehen. Wäre irgend eine Empfänglichkeit in ihnen gewesen, so hätten sie schon lange glauben müssen. Es hätte dieses neuen Wunders nicht vollends gebraucht. Wir dürfen aber überzeugt sein, wenn auch Jesus ihnen zu lieb vom Kreuz herabgestiegen wäre, so hätten sie doch so wenig als vorher geglaubt. Sie wollten nicht glauben, und darum konnten sie auch nicht. Es ist also leicht einzusehen, warum Jesus ihrem Begehren nicht willfahrte. Er hatte aber noch einen andern Grund, nicht vom Kreuz herabzusteigen, sondern Sein Leiden ganz auszuhalten, und auch den Tod am Kreuze vollends durchzumachen. Diesen anderen Grund, der mit unserem Heil zusammenhängt, wollen wir in dieser Stunde betrachten. Christus ist darum nicht von Seinem Kreuz herabgestiegen, so peinlich und schmerzlich es für Ihn war, an demselben zu hängen, weil Sein großer Erlösungsplan dadurch vereitelt worden wäre. Wäre Christus vom Kreuze gestiegen, so hätten wir keine Vergebung, keine Reinigung von der Sünde zu hoffen, und die Macht der Finsterniß wäre nicht gebrochen. Das sind die Gründe, die Ihn bewogen, bis an den letzten Augenblick des Todes am Kreuze auszuharren. Es sollte die Welt mit Gott versöhnt werden; das heißt, es sollte die Trennung, welche die Sünde zwischen Gott und

den Menschen angerichtet hat, wieder aufgehoben, es sollte die Scheidewand niedergerissen, es sollte ein neuer Zugang zu Gott eröffnet und ein Verhältniß der Gnade und des Friedens errichtet werden; es sollte den Menschen wieder möglich werden, zu Gott zu nahen und mit Ihm in eine Gemeinschaft des Lebens zu treten. Was durch die Sünde des ersten Adams zerstört ward, das sollte durch die Erlösung des zweiten wieder hergestellt werden." — Nach diesem Eingang wird nun zuerst ausgeführt, wie die ersten Menschen durch den Sündenfall das Leben Gottes verloren. — „Da war kein Vertrauen mehr von ihrer Seite, wie man schon aus dem Verhör sieht, das Gott mit den Gefallenen anstellte; keine Liebe, keine Offenheit mehr, kein Zeichen der inneren Gemeinschaft, sondern ein sich Verbergen vor Gott, ein Zurückziehen in sich selbst, eine Furcht, ein Mißtrauen gegen den Heiligen und Wahrhaftigen. Von da an waren die Menschen der Sünde preisgegeben, wurden Knechte der Sünde, und diese Knechtschaft nahm mit der Zeit immer mehr überhand u. s. w. — Sollte eine Wiedervereinigung statt finden, so mußte der erste Schritt von Seiten Gottes geschehen, obgleich Er der beleidigte Theil war. Er wußte wohl, daß Er darauf nicht warten dürfe, bis der Beleidiger zur Erkenntniß seiner Sünden komme. Darum hat Er sich denn auch bei dem Geschäft der Versöhnung nicht als der beleidigte Theil benommen, sondern so gehandelt, als ob Er alle Ursache hätte, die Menschen wieder in Seine Gemeinschaft zurückzuführen. Anstatt den abgefallenen, gegen Ihn feindseligen Geschöpfen ihre Schuld vorzuhalten, und ihnen die Demüthigung vor Ihm zur Bedingung der Wiedervereinigung zu machen, ist Er ihnen mit lauter Huld und Freundlichkeit entgegen gekommen, wie wenn Ihm an nichts mehr gelegen wäre, als an dem Heil der Menschen, wie wenn

Er den Nutzen davon gehabt hätte, wie wenn es Ihm indessen unwohl gewesen wäre, in einem so gespannten und fremden Verhältniß zu ihnen zu stehen." — Dieß wird nun weiter ausgeführt, und von der Sendung des Sohnes Gottes in die Welt, als des vornehmsten Gesandten Gottes, der Seine Friedensgesinnung offenbaren sollte, gehandelt, und gezeigt, daß Gott auch damit nicht genug hatte, sondern sogar Seinen Sohn für die Sünden der Welt sterben ließ, weil nur auf diesem Wege eine Wiedervereinigung mit Ihm möglich war. Nach 2 Kor. 5, 19 f. wird hervorgehoben, wie Gott die Menschen bitten läßt, sich mit Ihm versöhnen zu lassen, als ob Er ihnen etwas abzubitten hätte, oder als ob Ihm etwas daran gelegen sein müßte, daß die Menschen doch wieder zu Ihm kommen. „Die Menschen mußten mit Gott versöhnt werden (nicht Er mit ihnen); denn wenn Er erst hätte versöhnt, das heißt gnädig und geneigt gegen die Menschen gemacht werden müssen, so hätte Er ja nicht Seinen Sohn gesandt; das war ja schon ein Beweis Seiner Liebe. — Aber die Menschen mußten erst versöhnt werden, es mußte ihnen erst ein Beweis der großen Liebe Gottes gegeben werden, damit sie erkennen möchten, wie Gott gegen sie gesinnt sei. Das glaubten sie vorher nicht, und würden es auch auf keine andere Weise geglaubt haben, wenn Gott nicht Seinen Sohn in die Welt gesandt und für uns in den Tod gegeben hätte. — Die Versöhnung selbst aber besteht nicht blos darin, daß die Menschen eine andere Ansicht von der Gesinnung Gottes bekommen und also wieder freundlich gegen Ihn gesinnt werden. Eine wirkliche, wesentliche Wiedervereinigung zwischen Licht und Finsterniß, eine Vereinigung des Heiligen mit dem Sünder ist etwas Unausführbares. Sollte also eine Vereinigung Gottes mit den Menschen zu Stande kommen, so mußte mit der Menschheit

eine Veränderung vorgenommen werden. — Es mußte eine menschliche Natur sein, durch welche uns geholfen werden könnte. Diese menschliche Natur mußte für's Erste unbefleckt und von der Sünde unberührt sein; denn sonst hätte sie uns nicht helfen können. Sie mußte zweitens die Kraft haben, sich auf eine so angemessene Weise mit der menschlichen Sündernatur zu vereinigen, daß durch sie das Böse und Unreine, das in uns ist, vertilgt werden kann. Es mußte also ein Mensch geboren werden, der das Verderben von Adam her nicht ererbt hatte, und der durch Seinen ganzen Lebenswandel bewies, daß Ihm von den menschlichen Sünden nichts anklebe. Und diese menschliche Natur mußte dann in einen solchen Zustand erhoben werden, daß sie sich unserer Menschheit mittheilen kann; sie mußte also verklärt werden. Nur durch eine solche Verklärung wurde Christus in den Stand gesetzt, uns mit Gott zu versöhnen und, weil Er mit Gott Eins ist, uns eben dadurch auch in die Gemeinschaft des Lebens Gottes aufzunehmen. Deßhalb heißt Er der Mittler. Auf der einen Seite ist Er eben so nahe mit den Menschen verwandt, wie auf der andern mit Gott. Weil Er Menschheit und Gottheit in Seiner Person vereinigt, so sind also diejenigen, welche mit Seiner Menschheit vereinigt werden, auch mit Seiner Gottheit vereinigt. Diese Wiedervereinigung der Menschen mit Gott ist das Ziel Seiner Versöhnung. Das ist das große Werk, welches Christus durch Seinen Tod vollbringen sollte." — Es wird nun die Frage erörtert, warum zu dieser Wiedervereinigung gerade der Tod Jesu nöthig war. Hiebei ist der erste Ausgangspunkt die Befleckung unseres inneren Menschen durch die Sünde, welche so wesentlich ist, daß wir ohne ein besonderes Reinigungsmittel in eine Lebensgemeinschaft mit Gott nicht eintreten können. „Dieses Reinigungsmittel sollte, nach

dem ewigen Gnadenrathſchluß Gottes, das Blut Jeſu ſein. Damit es aber das werden könnte, ſo mußte Er es vergießen. Sein Blut mußte vollkommen ausgegoſſen und ins Allerheiligſte, als ein Opfer, eingetragen werden. Dadurch wurde ihm die Kraft mitgetheilt, vermöge welcher es nun unſere Herzen von jeder Befleckung der Sünde rein waſchen kann. — Darum ſtieg Er nicht herab vom Kreuz, ob Er gleich ſchon viel Blut vergoſſen hatte; denn es ſollte auch noch Sein letztes Herzblut vergoſſen werden, als Ihn der Speer in die Seite traf. All' Sein Blut mußte auf die Erde fallen, all' Sein Blut mußte von Seinem Leibe getrennt werden. Wäre Chriſtus nach der Aufforderung Seiner ſpöttiſchen Feinde herabgeſtiegen, ſo wäre aus der Reinigung unſeres inneren Menſchen durch das Blut Chriſti nichts geworden. Nun aber, nachdem Er theils vor Seinem Tode, theils nach demſelben alle Tropfen Blutes, die in Seinem Leibe waren, vergoſſen hatte, nun konnte Er daſſelbe als ein Gott wohlgefälliges Opfer in das Allerheiligſte, in den Himmel eintragen. Und durch dieſes Eintragen wurde es verklärt, wurde es in Geiſt erhoben, wurde es zu einer Kraft gemacht, vermöge welcher Chriſtus nun die Herzen derer, die an Ihn glauben, täglich von Befleckungen rein macht. — Dieſe Reinigung des innern Menſchen geſchieht aber nur an Solchen, welche im Lichte wandeln. Man kann im Lichte wandeln, und doch noch Flecken an ſeinem innern Menſchen haben, und täglich ſich wieder beflecken. Jeder ſündliche Gedanke, jede böſe Luſt, die uns auch nur kurze Zeit anklebt, läßt einen Flecken an unſerem innern Menſchen zurück. Wenn wir aber im Lichte wandeln, ſo thut uns Chriſtus die Barmherzigkeit, daß Er dieſe Flecken immer wieder mit Seinem Blute abwaſcht." — Nach dieſer Erörterung wird ſodann, um von anderen Gründen des Todes

Jesu nicht zu reden, nur noch der Punkt weiter ausgeführt, daß Jesus (nach Hebr. 2, 14. 15.) darum sterben mußte, um durch Seinen Tod dem Teufel, der des Todes Gewalt hatte, die Macht zu nehmen, und die Knechte des Todes zu erlösen.

Man sieht es den vorstehenden Mittheilungen zum Theil wohl an, daß es Bruchstücke sind. Doch wollten wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten, weil sie jedenfalls einen kleinen Begriff davon geben, in welchem Sinn und Geiste Barth zu seiner Gemeinde geredet hat. In derselben Absicht lassen wir auch noch einiges Andere folgen, was sich in dem Andenken der Gemeinde erhalten hat.

Er redete öffentlich und im Besondern gar oft von den Gewitterwolken, die am Horizont der Christenheit aufsteigen. Auf der Kanzel konnte er sagen: „Es ist Alles untergraben; es kann brechen jeden Tag.“ Oder: „Es wird ein Geschlecht nachwachsen, das für den Antichrist reif wird.“ Ein andermal: „Es wird eine Zeit kommen, wo der Uhu in den Kirchen schreien und Gras darin wachsen wird.“ Ernste Worte dieser Art redete er auch mit seinen Jünglingen. Als hernach die Revolutionsstürme kamen und die theure Zeit nachfolgte, gedachten sie wohl daran. Zu den Töchtern in der Abendstunde sagte er einmal: „Oft meint Eins: ich könnte für den Heiland das Leben lassen. Nicht wahr, wenn ihr so in meiner Stube sitzet, meinet ihr's leicht? Aber werdet ihr's können, wenn rechte Proben kommen?“ Auch die Kinder machte er damit bekannt, was für Kämpfe, Leiden und Aufgaben auf die wahren Christen in der letzten Zeit warten. Als nun einmal die Schulkinder ein ganz kleines Büchlein, enthaltend das Allerwichtigste aus dem alten und neuen Testamente, von ihm geschenkt bekamen, da sagten die Kinder des wackeren J. G. Stanger daheim zu einander:

„Das verſchiebt man; wenn dann einmal der Antichriſt kommt und einem die Bibel nimmt, dann haben wir doch noch etwas von der Bibel.“ So tief waren die eſchatologiſchen Gedanken ſelbſt in die Kinder eingedrungen.

Eine Schweſter aus Münklingen hat aus ihrer Kindheit auch einige Reminiscenzen aufbewahrt. Sie ſchreibt: „Als B. einmal in einer Predigt die Glückſeligkeit der Kinder Gottes ſo recht warm und lebendig dargeſtellt hatte, ſagte er: „Wen ſollte es nicht gelüſten, zu dieſen Raritäten und Koſtbarkeiten zu gehören?“ Ein andermal war das Thema der Predigt: „Der Wandel der Chriſten im Licht dient zu ihrer eigenen Seligkeit, und zum Heil Anderer.“ In der Ausführung fehlte mir etwas, weil darüber nichts vorkam, wie man zum Wandel im Lichte gelange. Im Schlußgebet aber ſagte Barth mit tiefem Nachdruck: „O Jeſu, gib uns Deinen Geiſt und Dein Blut zum Wandel im Lichte.“ Das genügte mir. — Ein andermal in einer Predigt: „Wer gerne von der Sünde frei wäre, der darf auch der Vergebung ſeiner Sünden verſichert ſein.“ — Wieder einmal: „Seliges Brennen der Herzen, die Jeſum geſucht und gefunden haben!“ In einer Bibelſtunde über Hohel. 6, 9—12 ſagte er: „Zu was ſind doch die Glaubigen beſtimmt und berufen, welche Herrlichkeit und Macht iſt ihnen gegeben von Gott! Sie haben ſich vor nichts zu fürchten; im Gegentheil, wenn ſie ihre Macht wüßten und gebrauchten, was könnten ſie ausrichten! Es ſtünde ganz anders in der Welt. Die Kinder Gottes ſind ein herrliches Volk, ein freies Volk, Niemand kann ihnen etwas anhaben. Es iſt ein großer Fehler, daß man ſich an Kleinigkeiten, die im Reiche Gottes geſchehen, ſo lange aufhält, weil ja doch viel mehr und viel Größeres geſchehen ſollte. Wenn die Kinder Gottes ihre Macht kennten, ſo dürfte ihnen nichts widerſtehen, wie wir an Elia

sehen. Aber viele wissen das gar nicht, und deßhalb kann man von solchen Wahrheiten nicht reden." — Bei einer Confirmation sagte er meiner Freundin ihren Denkspruch so ernst und feierlich, daß mir seine Stimme jetzt noch in den Ohren tönt. Am Schlusse betete er so herzlich und inbrünstig zum Heiland um Bewahrung vor dem Argen, daß man meinte, die Stätte müßte sich bewegen. — An einem Charfreitag war mein Herz so kalt; da gieng ich nach Möttlingen, und Abends mit den Mädchen in Barth's Stunde, die er im Pfarrhaus hielt. Er spielte Klavier; zwischenhinein wurde gesungen: „Sei mir tausendmal gegrüßet" ꝛc., „Fließt ihr Augen, fließt von Thränen" ꝛc., „Wiederholt's mit süßen Tönen" ꝛc., „Ich verehre Deine Liebe" ꝛc., „Kein Tröpflein Bluts war Dir zu theuer" ꝛc.; zuletzt: „Nun ich kann nicht viel geben" ꝛc. und: „Dein Seufzen und Dein Stöhnen" ꝛc. — Bei dem letzten Vers löste sich das Singen in Weinen auf, wir fühlten uns alle vom Heiland gesegnet, nahmen vom Herrn Pfarrer Abschied, und giengen in stillem Nachdenken nach Hause. — Später war ich noch einmal in einer solchen Abendstunde im Möttlinger Pfarrhaus. (Barth gab sie nicht alle Sonntage; die Töchter mußten sie immer herausbetteln). Jenesmal erklärte er das Lied „Heil'ge Einfalt, Gnadenwunder" ꝛc. Er sagte: „Ein einfältiger Mensch dürfte von Glas sein." Seither habe ich oft die Frage an mich gemacht: Dürftest du wirklich von Glas sein, daß Jedermann dich durchschauen könnte? — Pfr. Osiander gieng fast alle Tage nach Möttlingen, deßwegen kam Barth nicht so oft nach Münklingen. Am Sonntag gieng Osiander gern mit uns Kindern nach der Kinderlehre in Barth's Bibelstunden hinüber. — Einmal kam Barth im kalten Winter des Sonntags in der Frühe nach Münklingen in Begleitung von zwei Männern, welche vor ihm her mit Schaufeln den

Weg durch den tiefen Schnee bahnen mußten, der in der Nacht gefallen war. Oſiander verwunderte ſich über dieſen frühen Beſuch, Barth aber ſagte: „Ich komme zu dir, um dir zu ſagen, daß du heute, bei dieſem tiefen Schnee, nicht nach M. darfſt, um für S. zu predigen; er ſoll ſelber predigen; er ſoll ſehen, wie er zurecht kommt.“ Hierauf gieng er mit ſeinen Begleitern gleich wieder nach Möttlingen zurück, um noch zu rechter Zeit den Vormittagsgottesdienſt halten zu können. Oſiander blieb daheim. S. ließ ſich zuerſt das Warten nicht verdrießen; als aber nach langem Warten Oſiander nicht kam, predigte S. unſtudirt ſelber und ſagte nachher: „Ich probirte es, und es gieng gut.“ Der Grund, warum Barth das gethan, iſt wohl der. S. kam regelmäßig alle Dienſtag und Freitag zu Oſiander. Am Dienſtag fieng er an zu ſtudiren; am Freitag las er dann ſeine Predigt Oſiander vor, um von ihm zu erfahren, ob ſie recht ſei, oder ob noch etwas daran zu ändern wäre. Wenn dann Oſiander zuſtimmte, ſo war er zufrieden.“ — Barth wollte alſo dem lieben Freund S. bei dieſer Gelegenheit dazu verhelfen, ſeine Bedenklichkeiten auch einmal zu durchbrechen. Seinen lieben Oſiander aber, von dem er wohl wußte, daß er in ſeiner überfließenden Liebe zu Allem bereit ſei, wollte er einer übertriebenen Zumuthung überheben. Darum machte er hin und her dieſe Wanderung durch den Schnee, ehe er ſelbſt predigte; denn er that lieber ein Uebriges, als daß er die Ueberbürdung ſeines Freundes zugegeben hätte. Das war durchgängig ſeine Weiſe, von der man noch manches Beiſpiel anführen könnte.

Dieſelbe Freundin ſchreibt: „Eines muß ich doch noch von dem lieben Herrn Dr. Barth beiſetzen, was mir geſtern eine Freundin von ihm erzählt hat. Sie ſagte, das könne ſie gar nicht vergeſſen, wie er an ihrem Confirmationstag

mit ihnen gebetet, wie er mit heißen Thränen gefleht und um die Rettung ihrer Seelen mit Gott gerungen habe. Beim Abschied im Pfarrhaus habe er so geweint, daß die Thränen an den Boden gefallen seien, und habe zu ihnen gesagt: „Liebe Kinder, folget mir doch und thut, was ich euch gesagt habe. Ich werde nach euch sehen in der Ewigkeit; ich werde fragen: wo sind die vierzehn? Ich werde nicht aufhören, für euch zu beten. Wenn ihr dem Wolf schon in dem Rachen seid, will ich euch herausbeten, ich will beten, daß euch Gott, wenn ihr nicht folgen wollet, Kreuz und Leiden zuschickt, bis ihr umkehret, und zum Heiland kommet."

Aus einer Neujahrspredigt über Hebr. 13, 8. theilt eine Möttlingerin mit: „Alles fließt dahin, ein Jahr wie ein Strom, unaufhaltsam, während man davon redet, immer weiter! Was bleibt unverändert? Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit! Daran haltet euch fest; das ist auch mein Trost. Meine Erfahrung ist es: Hier geht man nie fehl, bei leiblichen oder geistlichen Anliegen; Er hilft! Wüßte ich das nicht gewiß, so möchte ich weder auf der Kanzel stehen, noch in euren Reihen sitzen, — lieber mein Christenthum verkaufen und in die Welt hinausziehen. Dieß ist das einzig Bleibende! Auch im neuen Jahr haltet das fest!"

Am großen Sabbath hielt er jedes Jahr einen Abendgottesdienst, wobei er gerne Lieder aus dem ihm sehr werthen Gesangbuch der Brüdergemeinde singen ließ, z. B. „Blut'ge Leiden meines ein'gen Freundes" ꝛc. Da erzählte er einmal unter Anderem die Geschichte von dem sterbenden Vater, der seinen unfriedlichen Söhnen einen Bündel Stäbe oder Pfeile zum Zerbrechen darreichte, und als sie dieß nicht vermochten, zu ihnen sprach: „Nun nehmet einen heraus und

zerbrechet ihn.“ Gleich war dieser eine entzwei; da spricht der Vater: „Sehet dieß an als mein Vermächtniß an euch; wenn ihr zusammen haltet, seid ihr unüberwindlich; wo nicht, so kann euch jeder Feind besiegen.“ — So, sagte Barth, wollen wir uns auf den Tod Jesu verbinden, daß wir recht einig bleiben und uns der Feind nichts anzuhaben vermag.

Vom Schächer am Kreuz: „Viele getrösten sich des Schächers, der noch in der letzten Stunde angenommen wurde, und schieben ihre Bekehrung immer weiter hinaus. Aber je früher man anfängt, den Heiland zu suchen und Ihm zu dienen, desto weiter kann man kommen. Es kann Einer auch schnell dahingerafft werden. Und wer nur so wie der Schächer hinüber kommt, hat drüben eben nichts weiter, als daß er nicht verloren ist.“

In einer Himmelfahrtspredigt: „Die Geister, die der Predigt Christi im Todtenreich glaubten, kamen aus ihren Kerkern heraus; die ihr nicht glaubten, noch tiefer hinein. — Jesus Christus ist der Erneurer des ganzen Weltalls, — höre es, wer es hören mag! Wenn auch Geister unsichtbar hier zugegen sind, auch euch gilt es!“

Er verstand es, bei der Wahl seines Textes oder des Thema's oder in der Einleitung von solchen Umständen auszugehen, die entweder seinen Zuhörern oder ihm selbst besonders nahe lagen, und dadurch gewannen seine Vorträge an Lebendigkeit. Einst begegnete er auf dem Rückweg vom Filial bei starkem Regenwetter, das schon lange angehalten hatte, dem Möttlinger Schäfer mit seiner Heerde. „Hansjörg, wie geht dir's?“ rief er ihm zu. Der Schäfer: „Bei solchem Wetter ist's eben schlimm; man muß viel durchmachen bei Tag und Nacht.“ Barth sagte nichts und gieng seiner Wege. Bald aber, als der Schäfer Hochzeit hatte, nahm er den Text: „Am guten Tag sei guter Dinge, und den bösen

Tag nimm auch für gut; denn diesen schaffet Gott neben jenem, auf daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist" (Pred. 7, 15.). Das freute den Schäfer und fiel ihm immer wieder ein, wenn ihm nachher Ungemach begegnete. Solche treffende Anwendungen waren ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes etwas ganz Natürliches und kamen unzählige Male bei ihm vor. Sein gehaltenes und geheimnißvolles Wesen aber machte, daß sie auch, wo sie an's Scherzhafte streiften, ihre ernste Bedeutung doch nicht verloren.

Barth war schon etliche Jahre Pfarrer in M. gewesen, als die Filialisten den dringenden Wunsch aussprachen, einen eigenen Kirchhof zu erhalten; denn bis dahin hatten sie ihre Todten auf den Möttlinger Kirchhof gebracht. Da die Entfernung dreiviertel Stunden beträgt, so schien dieses Verlangen hinlänglich berechtigt zu sein. Dennoch war Barth dagegen, und sprach dieß unverhohlen aus, indem er den Haugstettern sagte: „Wenn ihr einmal einen eigenen Kirchhof habt, so reißt das Heidenthum bei euch ein." Er mochte zu dieser Befürchtung seine guten Gründe haben; aber seine Entgegnungen halfen nichts; es wurde doch durchgesetzt. — Bei der Einweihung des neuen Kirchhofs nahm er zum Texte das Psalmwort: „Die Erde ist des HErrn, und was darinnen ist." Dabei sprach er den Wunsch aus, daß doch Alle, die auf diesem Gottesacker begraben werden, als Selige hinüber kommen möchten. Im Allgemeinen habe man diesen Eindruck auf den Kirchhöfen nicht; doch sei er schon auf solchen gewesen, wo man den Eindruck erhalte, daß hier die Leiber selig Entschlafener ruhen. Den obigen Wunsch faßte er in den Worten zusammen: es möchten nur Leiber auf diesem Platze begraben werden und keine Seelen. In der nächsten Abendstunde fragten ihn die Töchter: „Können denn auch Seelen auf den Kirchhof kommen?" — Barth: „Ja; wenn

z. B. ein Mensch ein allzu großes Wohlgefallen an seinem Leibe hat, so kann es sein, daß seine Seele zur Strafe wieder zu ihrem Leibe zurück muß." — Ein anderesmal soll er geäußert haben: „Die Meisten, wenn sie gestorben sind, bleiben unten."

Einmal mußte die große Glocke in Möttlingen umgegossen werden. Als dieselbe nach beendigter Arbeit wieder zum Thurm hinaufgezogen worden war, hielt er einen Gottesdienst mit einer Rede im Altar. Das Thema war: „Die christliche Kirche einst und jetzt." Im ersten Theile beschrieb er, wie die Glieder der Kirche Christi in den ältesten Zeiten bei Nacht im Verborgenen in Höhlen und Klüften zusammen gekommen seien, weil sie sich, von ihren Feinden gedrückt und verfolgt, nicht öffentlich versammeln durften. Dann schilderte er die Zeiten des Sieges, und was das für eine Freude unter den Christen gewesen, als man mit den ersten Glocken in die Kirche läuten durfte. „Jeder Glockenschall," sagte er, „ist ein Zeichen des Sieges der Kirche Jesu Christi." So gieng er über auf die Vorzüge unserer Zeit und schilderte die Gnadenwohlthaten Gottes, die wir durch den freien Kirchgang genießen.

Gegen den Schluß der Möttlinger Zeit (1834) erlebte er die Freude, daß das Möttlinger Schulhaus bedeutend vergrößert wurde, so daß nun eine große Schulstube da war, welche nachher auch zu den Abendgottesdiensten verwendet wurde. Vor dem Wiederbeginn des Schulunterrichts versammelte er die Gemeinde in dem neuen Lokale, las dabei Salomo's Gebet bei der Tempeleinweihung vor (2 Chron. 6.) und redete dann besonders über V. 40: „So laß nun, mein Gott, Deine Augen offen sein, und Deine Ohren aufmerken auf das Gebet an dieser Stätte." Vornehmlich sprach er den Wunsch aus, daß doch immer fromme Lehrer an dieser

Schule stehen möchten, und daß der HErr selbst an allen Kindern durch Seinen heiligen Geist arbeite. — „Wie lebte sein Geist in den Gefilden der Seligen, als er im letzten Jahre seine Bibelstunden in diesem Saale, über die Offenbarung Jesu Christi durch Johannes, hielt!" ruft ein Gemeindeglied aus.

Auch von seinen Krankenbesuchen werden uns einige liebliche Züge gemeldet. So erzählt eine christliche Wittwe, daß sie, bald nach ihrer Confirmation am Nervenfieber erkrankt, häufig von ihm besucht wurde. Einmal fragte er: „Kannst du auch noch beten?" — „Nein!" — „Aber doch seufzen?" — „Ja, das noch." — Barth: „Das ist auch genug." Und nun wandte er das Wort: „Ich will dich in eine Wüste führen und freundlich mit dir reden," auf ihren inneren und äußeren Zustand, namentlich auch auf ihr Unvermögen zum Beten an, und sagte ihr mit freundlicher Miene, der Heiland sei wie ein Kaufmann, der in seinem Laden viele Schubladen habe und seine Kunden frage: „Aus welcher möchtest du gern etwas haben?" Der Heiland habe auch solche Schubläblein; man dürfe sich von ihm erbitten, was man möchte, und empfange immer von ihm. Das Mädchen lernte noch in dieser Krankheit erfahren, was die Verheißung: „Ich will freundlich mit dir reden," bedeute. Sie bekam wieder gute Gedanken und wurde ins rechte Glaubensgeleise zurückgebracht. — Ein anderes Mal besuchte er im Laufe des Vormittags die Mutter dieses Mädchens in einer Krankheit. Frische Arznei stand neben dem Bette. Barth fühlte den Puls, untersuchte die Arznei und wurde ganz unwillig über den Arzt, der nach seiner Ueberzeugung unrichtig verordnet hatte. Er machte sich noch an demselben Vormittag auf den Weg nach der benachbarten Stadt, wo jener Arzt wohnte, und redete mit ihm über den Zustand

der Kranken. Schon Mittags schickte der Arzt eine neue Arznei für dieselbe, die von guter Wirkung war. — Wie er in diesem Falle bei der Beurtheilung der leiblichen Krankheit einen richtigen Blick zeigte, so legte er auch sonst wohl eine richtige Diagnose, im Leiblichen wie im Geistlichen, an den Tag. Einen alten Kranken fragte er einmal: „Wie geht's?" Der Kranke: „Ach die Zeit wird mir so lang, weil ich einen so unruhigen Geist habe." Barth: „Es wird bald heißen: er ist ruhig." Ein paar Tage darauf starb der Kranke. — Das Weib eines Müllers aus der Nachbarschaft kam oft in die Möttlinger Kirche und ins Pfarrhaus. Nun erkrankte ihr Mann, der dem Wucher ergeben und weltlichen Sinnes war. Sie kommt zu Barth und hält sehr mit Bitten an, er möchte ihn doch auch einmal besuchen. Barth gieng zu ihm und setzte sich neben den Kranken. Dieser aber redete nichts. Barth redete auch nichts. Endlich stand er wieder auf und sagte: „Der ist noch nicht recht krank." Damit gieng er wieder fort. Der Mann wurde wieder gesund und erzählte diesen Vorgang oft. So bewies er einen seltenen eigenthümlichen Prüfungsgeist, über den sich auch ein Weltmensch verwunderte.

Einst lag die Gattin J. G. Stanger's, die mit ihrem Manne eine feine christliche Kinderzucht übte, schwer krank darnieder. Der Hausvater rief ganz bekümmert aus: „Was soll ich aber mit dem Häuflein von Kindern anfangen, wenn mein Weib sterben würde?" Barth sagte kurz, aber gewichtig: „Hansjörg, Alles muß einem entbehrlich sein, nur der Heiland nicht!" Das Gewicht lag darin, daß Stanger von seinem Pfarrer überzeugt sein konnte, daß dieser nach derselben Regel einhergehe.

Oft konnte er mit einer kurzen Rede auch tief einschneiden. — „Ach, Herr Pfarrer, ich bin eben immer so müde,"

sagte einmal eine ältere Frau, die er in ihrer Krankheit fleißig besucht hatte, ohne daß er wohl den rechten Ernst an ihr wahrnahm. Er: „Ihr bekommt es ja nun bald ruhig.“ Sie: „Ja, wo?“ Barth: „Auf den Hobelspänen.“ Die Frau lachte und redete ein paar Worte von dieser Ruhe. Nun setzte er hinzu: „Bei mir wird's aber dann bald wieder heißen: auf, auf! 'raus, 'raus!“ — Und das war Alles.

Viel freundlicher lautete es, als der alte gottesfürchtige J. G. Gengenbach auf dem Filial seinem Ende nahe war. „Hansjörg, ich glaube, Ihr wollt heim.“ — „O ja,“ antwortete der Sterbende, „meine Seele sehnet sich nach der Stille.“ Barth: „Wenn Ihr hinüber kommt, richtet mir einen Gruß aus an Pfr. Machtholf, an den sel. Pfr. Groß und an den Schulmeister Pflugfelder.“ (Der Letztere war früher Schulmeister in Unterhaugstett gewesen, und das Andenken dieses treuen Lehrers ist noch jetzt daselbst im Segen). — Solche Grüße an selige Abgeschiedene hat Barth auch sonst wohl Sterbenden aufgegeben; denn die Wahrheit des Wortes Jesu: „Ihm leben sie Alle,“ stand ihm beständig vor Augen, und er war während seines Pilgerlebens oft und viel mit der himmlischen Heimat beschäftigt. Einst saß er mit ein paar Brüdern bis zu später Nachtstunde beisammen. Beim zu Bette gehen, als von der Ewigkeit die Rede war, sagte einer derselben zu ihm, er wünschte, daß dort seine Wohnung nahe bei Barth's Wohnung wäre, daß sie oft beisammen sein könnten. „Ach,“ erwiederte der, „dort hat's mit dem Zusammenkommen keine Noth mehr, wenn man so schnell, als man an einander denkt, auch bei einander sein kann.“

Mit kranken Kindern redete er sehr lieblich, obwohl ernst. Ein siebenjähriges Mädchen aus einer rechtschaffenen Familie lag am Scharlachfieber krank. Als Barth kam, fand er das Kind sehr traurig. Es jammerte, ob es wohl auch in den

Himmel komme, wenn es ſterben würde. Er tröſtete es ſehr lieblich und kräftig, ſo daß alle Angſt verſchwand. Das Kind blieb am Leben.

Von ſeiner Wohlthätigkeit wäre Vieles zu ſagen; denn er wurde, wie man ſich denken kann, von den verſchiedenſten Seiten um Hilfe angeſprochen. Doch nicht von ſeinen Gemeinden; denn die Möttlinger und Unterhaugſtetter ſchämen ſich ſeit alten Zeiten des Bettelns. Deſto mehr Bitten kamen von außen her, perſönlich und ſchriftlich an ihn, und er half, wo er konnte; das Meiſte aber blieb, wie es ſein ſoll, in der Stille. Bettler konnte er nicht leiden, doch kamen viele aus benachbarten Orten, namentlich aus dem Badiſchen, und läuteten am Pfarrhaus an. Für dieſe hatte er eine eigene Einrichtung. Am Fenſter wurde ein Körbchen hinabgelaſſen, in welchem für die Erwachſenen eine kleine Gabe lag. Die Kinder erhielten darin ein Stück Brod, aber nie Geld. Von ſeiner Fürſorge für Arme in der Gemeinde wird ein ſchönes Beiſpiel erzählt: „Ein ſehr armer Schuhmacher hatte einen kranken Arm. Es wurde viel Geld verdoktert; endlich ſagte der Arzt, der Arm müſſe amputirt werden. Der Kranke und ſein Weib redeten darüber mit ihrem Pfarrer. Er ſagte: „Das iſt das Letzte, daß man den Arm wegmacht; man probirt noch einmal Alles.“ Es fragt ſich nur, zu welchem Arzt man geht. Da die Leute ſagten, ſie könnten nichts weiter bezahlen, ſo erwiederte er: „Dafür ſorge ich.“ Hierauf gab er der Frau ein Schreiben an den Oberamtsarzt in Calw. Dieſer kam ſogleich ſelbſt mit einem Wundarzt zum Pfarrer, und er gieng mit ihnen in die Hütte, die letzte des Orts. Der Schuhmacher hatte im Ellbogen, wo die Krankheit ihren Anfang nahm, ſchon drei Löcher, vom vorigen Arzt eingeſchnitten. Dr. M. erklärte, nachdem er den Arm unterſucht, es ſei noch zu

helfen, aber arbeiten könne der Mann nicht mehr, denn die Auszehrung habe bereits angeſetzt. Hierauf verordnete er ihm für jeden Tag Fleiſch und Wein. Ein ganzes Vierteljahr lang ließ nun Barth den Kranken täglich aus ſeiner Küche eſſen, und that auch täglich einen Schoppen Wein dazu. Auch ſonſt ließ er den armen, erſt ſeit zwei Jahren verheiratheten Leuten Vieles zukommen, da das Weib wegen der nöthigen Verpflegung ihres Mannes wenig verdienen konnte. Bald ſah er ſelber nach, bald ſein Vikar, ob alles, was der Arzt ſonſt angeordnet, recht beſorgt werde. Nach und nach gieng es dem Manne beſſer. Da ſagte Barth einmal: „Jetzt müßt Ihr auch noch in's Wildbad.“ Weil es aber ſchon um die Zeit der Haberernte und alſo der Termin zu den Bitten um Aufnahme ins dortige Armenbad längſt vorüber war, ſo ſchickte ihn Barth auf ſeine Koſten ins Wildbad. Nun wurde er viel beſſer. Die Apothekerrechnung allein betrug 52 fl., wovon die Gemeinde 25 fl. übernahm. Noch ein Jahr lang mußte der Mann den Arm in einer Schlinge tragen; ſpäter wurde er wieder ganz geſund und konnte zur Verwunderung des Arztes auch wieder arbeiten. Barth erwies ſich fortwährend als Wohlthäter der Familie, und ſorgte dafür, daß der Wiedergeneſene das Aemtchen eines Feldſchützen erhielt, wo er hauptſächlich zu gehen und weniger mit dem Arm zu thun hatte. Der HErr aber ſegnete dieſe Fürſorge ſo, daß der Mann mit ſeinem krank geweſenen Arm ſein Brod wieder, wie früher, zu verdienen im Stande war.

Für die Armen auf dem Filial ſchickte Barth einmal, als die Brodpreiſe ungewöhnlich hoch ſtanden, drei Scheffel Haber von ſeiner Beſoldungsfrucht an den gottesfürchtigen, dortigen Schulmeiſter Mohr mit dem Auftrag, den Haber zu dörren, dann in die Mühle zu thun, und hierauf an die

Armen auszutheilen. Er sollte aber Niemand sagen, wo der Haber herkomme. Die Schulmeisterin, die keinen Backofen hatte, gieng zu der Müllerin, um den Haber dörren zu lassen, und sagte zugleich, den Haber habe der Pfarrer zum Austheilen unter die Armen herausgeschickt. Die Müllerin sagte: „So ist's gerade recht, ich kann den Haber dörren, und thue auch noch etwas dazu.“ Nun holten die Armen beim Schulmeister von dem Gedörrten. Barth aber erfuhr Alles und sagte, als er wieder zu Mohr's kam: „Habe ich nicht gesagt, ihr sollet Niemand etwas sagen? ja so ist's mit den Weibsleuten.“

Ein junger verheiratheter Schmied in der Gemeinde, der früher auch zu dem kleinen Jünglingsverein gehört hatte, brauchte einst nothwendig eine Summe von dreißig Gulden, die er nirgends aufzutreiben wußte. Nachdem mehrere anderweitige Versuche fruchtlos geblieben waren, faßte er sich endlich ein Herz, mit seiner Noth zum Pfarrer zu gehen. Barth lieh ihm sogleich die dreißig Gulden. Der Schmied aber konnte das Geld nicht so bald wieder zurückerstatten. Als er es nach längerer Zeit wieder heimbezahlte, fragte er auch nach dem Zins. Barth erwiederte: „Du bist mir keinen Zins schuldig; weißt du nicht, daß die Kinder Israel an ihren Brüdern nicht wuchern durften?“

Als einer Wittwe ihre Wohnung schuldenhalber verkauft werden sollte, und Barth dieß erfuhr, sagte er: das darf nicht sein. Er trat sodann in Verbindung mit einigen Freunden mit Rath und That ins Mittel. Das Haus wurde erhalten, und ist heute noch im Besitz der Kinder. So erzählt auch eine arme Wittwe, sie sei einst durch Fälschung einer Handschrift verurtheilt worden, eine Schuld, die sie schon einmal erstattet, zum zweiten Mal zu bezahlen. Darauf sei sie zu Barth gegangen, und habe ihm die Noth ge-

klagt; der habe ihr zu ihrem Recht verholfen. — Stets war es ihm ein Anliegen, Armen zu helfen, so viel er vermochte; und wenn er erfuhr, daß Kinder Gottes einer Unterstützung bedürftig waren, die er selbst nicht zu leisten vermochte, so war er auf Wege bedacht, ihnen diese von anderer Seite zuzuwenden. Niemand konnte sich herzlicher freuen, als er, wenn Anderen unerwarteter Weise durch wohlthätige Freunde eine Erleichterung zufloß. Für seine eigene Person aber nahm er niemals fremde Hilfe in Anspruch, auch wenn er in pecuniärer Verlegenheit war, was in der Möttlinger Zeit wohl vorkommen konnte; vielmehr setzte er Alles daran, das, was er für sich und seine große Haushaltung bedurfte, durch Arbeit zu erwerben, auch wenn ihm diese unter kränklichen Umständen sehr sauer wurde.

Dem Geiz und Eigennutz war er besonders feind. Er konnte ihn an Niemand leiden, am wenigsten an einem Pfarrer. Oft konnte er sagen: „Ein Kriegsmann flicht sich nicht in Händel der Nahrung," und diesen Grundsatz befolgte er bei seinem Pfarramt durchgängig. Ein nicht geringer Theil seiner kleinen Besoldung bestand aus einer Quantität Frucht, die in Natura bezogen wurde. Er war daher darauf angewiesen, was er nicht zu seiner Haushaltung gebrauchte, zu seinem Unterhalt zu verkaufen. Wie er dabei verfuhr, zeigt folgende Erzählung. Eines seiner Gemeindeglieder berichtet: Einst kam ein Bäcker von L. zu mir, um Dinkel von mir zu kaufen. Wir wurden handelseins. Beim Fassen der Frucht sagte der Mann zu mir: Eurem Pfarrer hab' ich auch abgekauft; das ist aber ein seltsamer Mann. Ich fragte ihn, was er für den Scheffel verlange. Da antwortete er: Er kann mir geben was Er will; was Er mir zu wenig gibt, das ist Sein Schaden, nicht der meinige. — Nun fragte ich den Bäcker: Was habt Ihr ihm dann bezahlt? Er erwie-

derte: per Scheffel drei Kreuzer mehr als euch; ich will keinen Schaden.

Weil er die üblichen Gebühren für gottesdienstliche Handlungen nicht annahm, so konnte bei seinen Freunden in der Gemeinde, wenn sie seine große Haushaltung ansahen, die Besorgniß aufsteigen, wie er denn mit seiner kleinen Besoldung durchkommen werde. Einer derselben konnte sich nicht enthalten, ihm dieß vorzustellen, als er ihm die Gebühr für die Confirmation seines Kindes bezahlen wollte, und Barth dieselbe ablehnte. Er dürfte sie, sagte der Mann, wohl annehmen, da er doch das Geld auch brauche. Hierauf erwiederte Barth: „Für mich darf Er nicht sorgen; ich werde kein Lump.“ Das war im Anfang seines Pfarramts. Mit der Zeit lernten ihn seine Leute immer besser verstehen, und legten an seine Handlungsweise nicht den gewöhnlichen Maßstab an; sie überzeugten sich immer mehr, daß er seinen besonderen Gang gehe, in den sie sich nicht so klar hinein zu denken vermochten. Er suchte sie aber auf denselben Glaubensstandpunkt zu bringen; und, was das Geben für das Reich Gottes betrifft, thaten auch Viele, was sie vermochten. In andern Stücken aber wollte es ihm nicht ebenso gelingen, sie zum wahren Geistesleben zu wecken. Die Meisten sahen es erst später ein, was sie an ihm gehabt hatten. An diesen gieng es mehr oder weniger in Erfüllung, was ihm selbst bei dem Entschluß, die Gemeinde zu verlassen, oft in seiner Seele vorschwebte: das von ihm gepredigte und durch seinen Wandel bestätigte Wort trug seine Frucht hintennach, als er nicht mehr in der Mitte der Gemeinde war.

V. Die letzten Möttlinger Jahre.

(1834—1838.)

Wir treten in die Schlußperiode der Möttlinger Zeit ein, die eigentlich ſchon im Sommer 1833 begann; denn der Wendepunkt war die Entſtehung des Calwer Verlagsvereins, die in jene Zeit fällt. Der Schulbücherplan, ſo leiſe er anfieng, war ſo großartig angelegt, und machte auf Barth's Zeit und Kraft einen ſo bedeutenden Anſpruch, daß er auf die Dauer nicht mehr im Pfarramt bleiben konnte. Doch mit Hilfe des Vikars, den er angenommen, gieng es noch etliche Jahre, um ſo mehr, als das Unternehmen zuerſt nur langſame Fortſchritte machte. Es verzog ſich noch ein volles Jahr, ehe das erſte Buch vom Verein erſchien; denn ehe man die Bücher drucken konnte, mußten ſie vorher geſchrieben und begutachtet ſein; damit aber hatte es größere Schwierigkeiten, als Barth ſelbſt Anfangs dachte. Die Geduldsproben ergaben ſich erſt mit der Zeit.

1834.

Zum Anfang dieses Jahres traf Missionar Zaremba in Basel ein, der wegen angegriffener Gesundheit sein Arbeitsfeld in Schuscha hatte verlassen müssen. Wer ihn damals sah, dem bleibt der Eindruck unvergeßlich, den schon die äußere Erscheinung dieses theuren Bruders machte. An den durchfurchten Zügen, an den eingegrabenen Wangen, in dem blassen, hageren Gesichte, an dem abgearbeiteten Körper glaubte man deutlich den Ausdruck der Leiden zu lesen, die er im Dienste seines HErrn erduldet hatte. Man dachte unwillkürlich an die apostolischen Worte: „Als die Getödteten, und siehe, wir leben!" Oder: „Wir tragen um allezeit das Sterben des HErrn Jesu an unserem Leibe, auf daß auch das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde." An dieser Lebensoffenbarung fehlte es nicht, denn die Herrlichkeit der Liebe Jesu strahlte aus seinem Angesicht in seltener Innigkeit und Zartheit hervor. Er kam nach Basel von Württemberg her. Barth hatte ihn bereits bei sich gehabt, denn als er zu Ende des Jahres 1833 einen Besuch in Stuttgart machte, wurde ihm die unerwartete Freude zu Theil, Zaremba dort zu treffen. Er war mit ihm im Schloß bei der Königin, wo auch die Frau Herzogin und die Markgräfin zum Besuch waren. Einige Tage später kam Zaremba nach Möttlingen und blieb eine Woche da. „An diesem theuren Bruder, der immer noch von Liebe überfließt wie sonst, habe ich mich recht erbaut," schreibt Barth (an Schlienz) und fährt dann also fort:

„Bald nachher kam Bruder Gobat aus Basel zu uns. Er hatte keine persönliche Bekannte in Württemberg, als Handels und mich; und uns zu besuchen, war zunächst sein Zweck. In Stuttgart aber machte man ihm eine Reiseroute, und ließ

ihn durch mehrere Städte des Landes ziehen, in denen er öffentliche Vorträge in den Kirchen hielt, und überall gute Eindrücke hinterließ. In Tübingen kam er gerade auf das Jahresfest am 6. Januar und redete in der aula nova vor einer großen Versammlung anderthalb Stunden lang. Am Ende seiner Tour kam er zu mir und blieb acht Tage bei mir, die ich auch recht benützte. In drei Nummern des Missionsblatts (1834, 4—6) habe ich einen kurzen Auszug aus seinen Mittheilungen gegeben." Wer sie nachliest, findet wunderbare Beweise, wie der HErr Sein Wort noch jetzt durch mitfolgende Zeichen bekräftigt.

Einen heiteren Vorfall im Möttlinger Pfarrhaus, den uns Freund Bronnenkant aus jenen Tagen mittheilt, können wir nicht unerwähnt lassen. „Gobat hatte in Beuggen um Marie Zeller gefreit, die ihm nicht sogleich zugesagt wurde. Er reiste inzwischen nach Württemberg ab, und kam endlich in Möttlingen an. Am Morgen des Tags, da er erwartet war, sandte mir Barth ein Zettelchen: Heute kommt Gobat! — Ich machte mich zeitig auf den Weg, mußte aber zuerst nach Steinegg, wo ich Barth's Botschaft unter Anderen auch dem l. Herrn von Gemmingen mittheilte mit dem Bemerken, ich gehe direkt nach Möttlingen. Herr von Gemmingen freute sich und sprach die Hoffnung aus, den lieben Gobat auch kennen zu lernen. „Er wird sich doch einige Tage aufhalten;" fuhr er fort, „und — wissen Sie, daß Gobat Bräutigam ist?" — Ich: „Nein, mit wem?" — Er: „Mit Inspector Zeller's Marie; — aber Gobat weiß es vielleicht noch nicht. Papa Köllner schrieb mir diesen Morgen, daß diese Kunde in Basel angelangt sei, und wenn man gerade wüßte, wo Gobat weilte, hätte man ihm von dem Jawort schon Nachricht gegeben" u. s. w. Erfreut (als alter Beuggener Zögling) eilte ich nach Möttlingen, traf Gobat und Barth in der Stube hin und her gehend

an, grüßte beide herzlich, ließ aber Gobat's Hand nicht los, sondern sagte: „Nun noch einmal herzlich gegrüßt, und wünsche dir zu deiner Wahl und deinem Vorhaben des HErrn reichen Segen!" — Beide blickten mich an. Barth machte ein langes fragendes Gesicht an Gobat und mich. Ich erklärte mich deutlicher. — „Ja," sagte Gobat, in seinem gewohnten liebevollen Ernst, „soweit ist es noch nicht;" und gegen Barth sich wendend: „ich habe allerdings um Marie Zeller angefragt, aber es ist noch in der Schwebe." — — „Nein," erwiederte ich, und erzählte nun, was ich vor einer Stunde erfahren und wünschte ihm, als der Erste, nochmals Glück zu seiner Verbindung. Barth's langes fragendes Gesicht verwandelte sich in Freude und strahlte; er beglückwünschte ihn auch und war ganz fröhlich. Gobat sprach fast nichts; er war sichtlich bewegt. Sie setzten sich, ich gegenüber. Ruhige Stille. Barth wurde etwas ernster. Gobat blickte ruhig bald auf Barth, bald auf mich, bald aufwärts; sein Angesicht schien mir auszudrücken: Ich beuge mich und bin erfreut, und rühme die Barmherzigkeit!"

Nachdem Gobat am 2. Februar noch eine Missionsstunde in Möttlingen gehalten hatte, fuhr Barth mit ihm nach Karlsruhe. Sie stiegen im Gasthof zum goldenen Kreuz ab, wo Barth gewöhnlich logirte; die Frau Markgräfin trafen sie aber krank und konnten sie nicht sprechen. Sie waren Abends allein auf ihrem Zimmer, beschäftigt mit einem kaum erhaltenen Pack Briefe. Da ergötzte sie unter Anderem ein Brief von Papa Köllner, der die wunderliche Nachricht erhalten hatte, daß Barth Bräutigam sei. In seiner Antwort auf diesen Punkt bemerkt Barth, indem er das Mißverständniß löst: „Sie dürfen sich fast darauf verlassen, daß, sollte sich je einmal etwas Menschliches in dieser Hinsicht ereignen, daß ich nämlich aus dem Cölibat austräte (humani

nihil a me alienum puto), die Fama mit ihren Siebenmeilenstiefeln die Nachricht davon nach Basel bringen würde, ehe ein Brief von mir sie meldete. Ist es doch mit Gobat schier auch so gegangen! Der Brief, worin die Frau Herzogin mir seine Verlobung mit Marie Zeller freudig theilnehmend meldete, war schon in Calw, noch ehe wir von Gobat selbst es wußten, und nur die Neugier der Frauen brachte es noch aus ihm heraus (in Stammheim), ehe ich es aus diesem Briefe erfuhr. Wie sehr wir sämmtlich uns über diese Verbindung gefreut haben, können Sie sich denken."

Am andern Tag fuhr Barth allein nach Möttlingen zurück, indem er den theuren Gobat dem Br. Frommel für seinen Karlsruher Aufenthalt überließ. Er schrieb damals: „Der Besuch des theuren Zaremba war mir eine wahre Erquickung, die ich nicht vergesse, wie auch der des lieben Bruder Gobat. Nun soll nächster Tage auch Pfander kommen. Das ist fast des Guten zu viel, und man fürchtet im Stillen die Tage der Prüfung, die immer auf solche Genüsse zu kommen pflegen." Ob Pfander kam, wissen wir nicht. Jedenfalls wurde des Guten nicht zu viel; aber an den nöthigen Erquickungen ließ es der HErr nicht fehlen. Barth erlebte in jenem Frühjahr noch eine große Freude anderer Art, die wir hier am besten erwähnen.

Wir haben schon oben die wackere Familie des J. G. Stanger erwähnt, dem seine Gattin zehn Kinder gebar, welche, wie Barth sagt, alle auf den Wegen des HErrn wandelten, und so zu sagen von Kindesbeinen an in der Gnade standen. Ein Sohn desselben, Andreas, der als Teppichweber in der Fabrik von Th. Kraushaar arbeitete, gieng längere Zeit in der Stille mit dem Gedanken um, in die Missionslaufbahn einzutreten. Bis in sein zwanzigstes Jahr behielt er die Sache bei sich. Nun kam die Conscriptionszeit. Er zog ein niedriges Loos, und da er ein kräfti-

ger Jüngling war, so dachte Niemand daran, daß er frei werden könnte. Aber acht Tage vor der ärztlichen Untersuchung bekam er Halsweh, und da man Blutegel ansetzte, so schwoll der Hals bedeutend an. Als ihn nun die Aerzte in Calw sahen, sagten sie augenblicklich zu ihm: „Geh' nur, du hast ja einen Kropf." Andreas war froh, daß er abgewiesen wurde und gieng. Jetzt erst eröffnete er den Seinigen seinen Entschluß, sich zum Missionsdienst zu melden. Barth gab ihm ein gutes Zeugniß, doch wollte er absichtlich nicht zu viel Gutes von ihm sagen, um durch die Entscheidung in Basel desto deutlicher den Willen Gottes zu erkennen. Um so mehr freute er sich, als er in die Präparandenklasse aufgenommen wurde. Denn nach mehrjährigen Beobachtungen durfte er hoffen, daß dieser Jüngling zum Segen gesetzt sei, worin er sich auch nicht täuschte. Er hatte zwar keine besonderen Gaben, aber großen Ernst und Eifer, und konnte schon nach zwei Jahren an die Goldküste ausgesandt werden. Als er in Möttlingen Abschied genommen hatte, gab ihm seine ganze Familie das Geleite bis vor den Ort, wo ein Wägelchen auf ihn wartete. Barth fühlte, wie schwer der Gang dem alten Vater wurde, und sagte zu ihm: „Ja nun, Hansjörg, ein Opfer, aber nicht verloren!" Leider wurde sein Andreas nach kurzer Missionslaufbahn schon 1837 von dem HErrn heimgerufen. Aber sein Vorgang wirkte auf seinen jüngeren Bruder Johannes nach, der jetzt noch im Missionsdienst steht, und den Viele unter uns kennen und lieben. Noch manche andere junge Leute in Möttlingen wären damals mit Freuden Missionare geworden, hätten sich ihnen nicht Hindernisse von Außen in den Weg gestellt.

Wir kommen auf die Zeitfolge zurück. In Basel war damals durch das vierte Heft des „grauen Mannes", herausgegeben von Dr. de Valenti, eine Fehde zwischen diesem

und Professor de Wette entstanden, von der man noch nicht wußte, wie sie ausgehen würde. Papa Köllner, der an Barth darüber schrieb, scheint sich bei diesem Anlaß bedenklich über die Zukunft geäußert zu haben; Barth erwiederte: „Daß de Wette's Partei, d. h. die Partei des Unglaubens, noch den Sieg davon tragen wird, das glaube ich auch mit Ihnen, und daß Bengels Zeitrechnung mank ist, liegt am Tage. Sie sprechen mit Hiskias: „Es sei Friede und Ruhe, dieweil ich lebe." Das möchte ich gern auch; aber ich wage nicht, es zu wünschen oder zu hoffen. Das wünsche ich, daß ich noch ein paar Jahre in meiner Wirksamkeit fortfahren und noch ein paar Scheffel Saatkorn aussäen könnte, von dem unter den Stürmen doch hie und da was aufgehen wird."

Wie er sich zu dieser reichen Aussaat eben damals anschickte, das sehen wir aus nachfolgenden Worten an Schlienz vom 6. März: „Unser neues Unternehmen, christliche Schulschriften zu verbreiten, liegt noch ohne ein sichtbares Resultat unter unsern Händen, wird aber in der Stille seiner weiteren Entwicklung näher gebracht. Ein Abc- und Lesebuch ist bereits fertig, aber noch in der Revision. Eine biblische Naturgeschichte und Geographie ist auch zum Theil fertig. Ein Schulgebetbuch wird nächstens gedruckt werden. Die Kirchengeschichte, deren Bearbeitung ich übernommen habe, schreitet gar zu langsam vorwärts, und ist erst bis Constantin vorgerückt. Ich werde durch so vieles Andere unterbrochen, und finde auch die Arbeit viel schwieriger, als ich mir vorgestellt hatte. Aus einem solchen Meer von Materialien lauter Perlen zu fischen, und nicht manchmal auch Seetang zu erwischen, ist ohne große historische Kunst oder großes Glück fast nicht möglich. Ich verlasse mich auf letzteres, und hoffe, mit der Hilfe des HErrn doch etwas zu Stande zu bringen, das Seiner Kirche nützlich werden kann. Unsere Aufforderung um Beiträge zu diesem Unternehmen, die uns in den Stand setzen könnten, die Schriften recht wohlfeil

zu geben und somit recht weit zu verbreiten, hat hie und da Anklang gefunden, besonders in Basel und London, und es sind nun gegen 1500 fl. zu diesem Zweck eingegangen. Von unserem Missionsblatt werden in diesem Jahr 5500 Exemplare gedruckt, und jede Nummer mit einem neuen Holzschnitt verziert. Auf Büchelen's Verlangen habe ich 50 Exemplare an das Missionshaus abgegeben, um allen Brüdern, die auf auswärtigen Posten stehen, dasselbe zukommen zu lassen."

Es folgen nun mehrere Missionsnachrichten, z. B. über den Abgang der ersten Basler Brüder nach Ostindien, und die Nachricht von der Abreise Lechlers, seines bisherigen Agenten in London, nach Tinnewely. „Auf Ostern sind wieder zehn Jünglinge in die Präparandenklasse aufgenommen worden, worunter auch einer von hier, der erste Missionar aus Möttlingen, so lange die Welt steht. Dieser Tage erwarte ich einen Besuch des lieben Karl Brenner aus Basel, der eine Missionsreise unter die Juden in Württemberg unternommen hat."

Gobat's Besuch in Möttlingen wurde unter Anderem der Anlaß, daß Barth mit einem amerikanischen Missionar in Syrien eine Correspondenz eröffnete. Schon früher fühlte er sich zu dem Manne hingezogen, seitdem er von ihm wußte, daß er eine gefahrvolle Reise in das Kloster Cannobin unternommen hatte, um über das Schicksal des Asaad Schidiak, eines Maroniten, Gewißheit zu erhalten, der um seines treuen evangelischen Bekenntnisses willen in den Kerker geworfen und auf ausgesuchte Weise gemartert wurde, bis er endlich 1830 als ein treuer Zeuge den vierjährigen Foltern erlag, was man jedoch erst Jahrzehnte später erfuhr. Wer für einen solchen Märtyrer etwas that, der hatte Barth's Herz gewonnen, ob er ihn kannte oder nicht. Doch hätte er Anstand genommen, an den Amerikaner zu schreiben, hätte ihn nicht Gobat dazu ermuthigt. Nun hat er ihn um Nach-

richten über den Zustand des Reiches Gottes in Damaskus und der Umgegend, und gelegentlich auch um Zusendung von Missionsmerkwürdigkeiten, deren Erwerb ihm als ein Mittel zur Förderung des Missionsinteresses immer am Herzen lag, z. B. um Balsam aus Gilead u. s. w. Uebrigens war es ihm hauptsächlich um eine weitere Original-Correspondenz aus dem Missionsgebiet zu thun; da er wohl wußte, wie sehr solche den Werth des Calwerblattes erhöhten. Später kam Barth besonders durch Schauffler mit den amerikanischen Missionaren im Orient in eine lebhafte, regelmäßige Correspondenz. — In solchen Fällen scheute er keine Mühe und wurde nicht müde, immer wieder anzuklopfen, wenn auch seine Versuche umsonst zu sein schienen. So schrieb er z. B. seinem lieben Bruder Gerike, den er von Holland aus kannte, fünf Briefe nach einander, ohne von ihm Antwort zu erhalten. Zuletzt kam die Correspondenz mit demselben doch in den Gang; denn im Anfang dieses Jahres erhielt er einen Brief von ihm von Surakarta auf der Insel Java, der ein halb Jahr unterwegs gewesen war und mittheilte, wie Gerike sich in die Sprache und Denkweise der Javanen hineinzuarbeiten suchte, um ihnen in faßlicher Weise das Wort unseres großen Gottes und Heilandes durch seine Uebersetzung zu verschaffen. Er setzte sein ganzes Leben an diese selige Arbeit; denn er dachte, er wäre der glücklichste Mensch von der Welt, wenn ihn der HErr würdigte, die liebe Bibel ganz, rein und lauter in die javanische Sprache zu übersetzen. Und wirklich ließ ihm der HErr diese Arbeit gelingen, aber erst 1850, nachdem er 23 Jahre lang mit unverrücklicher Consequenz an diesem Plane fortgearbeitet hatte. Wir erwähnen diesen theuren Arbeiter ausdrücklich, weil Barth, der ein solches beharrliches Hinarbeiten auf einen wichtigen Reichgotteszweck besonders

zu schätzen wußte, mit ungemeiner Zärtlichkeit an ihm hieng. — Von Missionar Gützlaff lief auch, so viel wir wissen, in diesem Jahre der erste Brief ein. Ebenso ein interessantes Schreiben von Dr. Wolff, in welchem er eine gedrängte Uebersicht über seine große Reise ins Innere von Asien gab. So erweiterte sich der Kreis der Heidenländer allmählich, aus denen Barth Originalmittheilungen zu geben im Stande war. Von den Basler Brüdern, die in englischen Diensten standen, wie Jetter in Smyrna, Fjellstedt, Häberlen und Weitbrecht in Indien und nun auch Lechler in Tinnewely, und von den Missionaren der Brüdergemeinde auf mehreren Posten erhielt er ohnedieß regelmäßig Briefe zur Ergänzung dessen, was er aus Zeitschriften aushob. Auch von dem Judenmissionar Ewald kamen damals aus Tunis interessante Berichte; das Jahr darauf auch von Nicolayson in Jerusalem.

Zu Ostern 1834 erfreute der Verfasser der „Rabenfeder" die Kinder in Basel und anderwärts mit einem Büchlein neuer und eigenthümlicher Art unter dem Titel „die Urväter". Er gab in demselben unter biblischer Grundlage ein wunderliebliches Gemälde von dem Urzustande der Menschheit bis zu dem ernsten Wendepunkt des Gerichts durch die Sündfluth. Dabei mußte freilich auch die Phantasie mithelfen, doch ist dieß im Ganzen sparsam geschehen. Alte wie Junge können aus der kleinen Schrift Vieles lernen, weil durchgängig der Reichgottesblick festgehalten und durch treue Benützung der biblischen Daten die Urgeschichte so hell beleuchtet ist, daß man an der Erzählung der heil. Schrift desto mehr Geschmack und auch über solche Punkte, die man sonst leicht unbeachtet läßt, Aufschluß und Belehrung erhält. Es ist neben einer ungemeinen Kindlichkeit ein so heiliger Ernst vom Anfang bis zum Ende darin, daß der innerste Wahrheitsgrund im Herzen erweckt wird. Man sieht wohl,

daß der Stoff von dem Verfasser längst vorher durchgearbeitet war, wahrscheinlich auch in der Kinderstunde in Möttlingen. Nun gab sein feiner Takt demselben auch eine meisterhafte Form.

Von einer neuen Serie von Kinderblättern erschien in diesem Jahr eine Reihe von Nummern. Der Abgang dieser Blätter war so reißend, daß der Segen des HErrn handgreiflich war. Auch diente es Barth wesentlich zur Stärkung seines Glaubens, daß die englische Traktatgesellschaft seiner Bitte um Bewilligung von Holzschnitten für diesen Zweck und für seine neuen Unternehmungen auf das bereitwilligste entgegenkam.

An seiner Kirchengeschichte arbeitete er vor und nach der Reise zum Basler Fest, von welcher wir dießmal nichts Besonderes zu berichten haben, mit unermüdetem Fleiß und wahrer Freude, gehoben von der Hoffnung, mit der Hilfe Gottes etwas Tüchtiges zu Stande zu bringen. Aber der Unterbrechungen waren so viele, daß er immer noch langsam voran kam. So klagt er am 26. Juli: „Seit meiner Rückkehr von Basel bin ich noch nicht auf's Laufende gekommen; es ist jetzt die Zeit, wo ein Besuch nur geht, um zwei andern Platz zu machen. Zu einer ordentlichen Arbeit kann ich es gar nicht bringen. Alles, was ich thue, muß in der größten Eile und gewissermaßen verstohlen gethan werden. Ich sehne mich nach der Zeit, da es wieder ruhiger werden wird."

Es stellte sich immer deutlicher heraus, wie wohl er gethan hatte, einen Vikar anzunehmen. Er konnte zwar den ersten, den wir oben erwähnten, nicht lange behalten, da er im Frühjahr auf eine Pfarrverweserei befördert wurde; aber seine Stelle wurde auf erwünschte Weise durch Vikar Stotz ausgefüllt, der sich in seine Aufgabe so einarbeitete, daß er seinem Pfarrer zur Seite blieb, bis dieser zuletzt das Amt

niederlegte. Der erste, Pfäfflin, war, wie er selbst sagt, mit den dankbarsten Gefühlen von ihm gegangen, die das Andenken an Barth beständig frisch erhielten. Er erzählt von Barth's Gastfreundschaft einen artigen Zug, der zugleich zeigt, wie tief der Eindruck war, den Barth's Persönlichkeit auch durch die Beschreibung eines Dritten hervorrief: „Als mir im Sommer 1834 die Erntevakanz erlaubte, meine Gemeinde (Wittershausen bei Sulz) auf einige Tage zu verlassen, drang es mich, diese Zeit zu einem Besuche in Möttlingen zu benützen. Ein reicher Schwarzwälder Bauer, bei dem ich die Kost hatte, bot sich an, mich einige Stunden weit zu fahren. Als wir nun in Horb angekommen waren, und ich mich verabschieden wollte, sagte der Bauer: „Ich führe Sie weiter nach Neubulach." Als wir aber dort mit einander übernachtet hatten und der Bauer nun des Morgens heimkehren sollte, erklärte er zu meinem nicht geringen Erstaunen: „Sie haben mir schon so viel vom Hr. Barth erzählt, den muß ich nun doch auch sehen, ich führe Sie nach Möttlingen und bleibe da, bis Sie zurückkehren." Nun entgegnete ich ihm: „Aber was wird Ihre Frau sagen, wenn Sie in der geschäftsvollen Ernte nicht nach Hause kommen?" — Ich wollte auch nicht unbescheiden mit Mann, Roß und Wagen in Möttlingen einfallen. Allein es half nichts; der Bauer meinte, er habe vor seinem Weggehen zu Hause alles angeordnet, wie wenn er eine längere Abwesenheit schon im Sinn gehabt hätte; seine Frau und sein Sohn können mit den Leuten schon fertig werden; er gehe mit nach Möttlingen. Als wir nun im Pfarrhause daselbst anfuhren, ich etwas schüchtern und verlegen, nahm uns beide der sel. Barth mit größter Freundlichkeit auf, duldete nicht einmal, daß wir das Pferd in einem Gasthause unterbrachten, und sagte zu mir: „Das ist recht, daß du einen Schwarzwälder mitgebracht

haft; ich war auch einmal in jener Gegend (in Dornhan) und er erinnert mich zu meiner Freude an meinen Aufenthalt daselbst." Nachdem wir so mehrere Tage in dem freundlichen Pfarrhause mit zuvorkommender Liebe beherbergt worden waren, verließ mit mir dießmal auch der Schwarzwälder Bauer dasselbe mit herzlicher Dankesstimmung."

Im September kam die Zeit zur Abfassung einer Weihnachtsschrift. Barth, in seine kirchenhistorischen Studien vertieft, nahm dießmal seinen Stoff aus der Kirchen- und Missionsgeschichte von Deutschland im 8. Jahrhundert und schrieb: „Liudger und die Glaubensboten." Er wirft darin helle Lichter in eine dunkle Zeit und gibt ein überaus anziehendes Bild von den Arbeiten und Leiden jener Heilsboten in Friesland und unter den Sachsen. In Liudgers Lebensgeschichte stellt er den Kindern ein treffliches Vorbild einer früh beginnenden und bis ins Alter nicht ermüdenden Lernbegierde vor Augen, verbunden mit einem brennenden Eifer für die Bekehrung der Seelen und den Aufbau des Reiches Gottes. Der Mann tritt um so strahlender hervor, je finsterer die Zeiten waren. Der interessante Stoff ist für eine Kinderschrift beinahe zu reichhaltig und setzt schon zu viel Reife voraus, wenn er gehörig erfaßt werden soll. Oertlichkeiten und Zeitverhältnisse liegen dem Gesichtskreis unserer Kinder zu fern, als daß sie sich ihnen so leicht vor's Auge rücken ließen. Aber für wohlunterrichtete und nachdenkende Kinder, die eine ernste Auffassung für das Herz lieben, ist eine Menge von anregenden Motiven gegeben. Solche können dann auch etwas davon mitfühlen, was Barth selbst empfand, wenn er jenen selbstverleugnungsvollen Arbeiter auf seiner reich gesegneten Bahn von Stufe zu Stufe begleitete. Er deutet am Schluß des Büchleins darauf hin,

daß er ſelbſt in Ludgers Vorbild einen Sporn zur Wirkſamkeit fand, und ruft den Kindern zu: „Kommet bald nach!“

Der heiße Sommer 1834, der ſo viele Gäſte auf den Schwarzwald gelockt und auch ins Pfarrhaus nach Möttlingen gebracht hatte, war nun vorüber. Barth, der ungeachtet der wiederholten Unterbrechungen in dieſem Sommer viel gearbeitet hatte, und nun auch mit ſeiner Weihnachtſchrift fertig war, bedurfte einer Erholung, die er im Sept. am Bodenſee und im Oktober bei chriſtlichen Freunden in Löwenſtein, Heilbronn und Bönnigheim fand, wo er allenthalben viel Freundlichkeit des HErrn erfahren durfte. Um ſo empfindlicher traf ihn einige Wochen hernach der Tod ſeines eng verbundenen Freundes Oſiander in Maichingen. Da dieſer Schlag, der ganz unerwartet kam, Barth's leibliches Leben ſo tief erſchütterte, daß die Folgen davon bis an ſein Ende fühlbar blieben, ſo müſſen wir auf dieſes Ereigniß näher eingehen.

Oſiander erkrankte nach der Mitte Oktobers an der Ruhr in Folge einer Erkältung, die er ſich bei der Leichenpredigt für Pfarrer Hermann in Döffingen zugezogen hatte. Barth beſuchte ihn, ſobald er konnte, fand ihn leidlich, und hoffte mit Zuverſicht auf ſeine Geneſung. Daß er an einen tödtlichen Ausgang nicht dachte, das hatte ſeine beſondere Gründe. Weil nämlich Oſiander, da er noch Repetent in Tübingen war, während des Gebets eine Entzückung gehabt und dabei von dem Heiland, der ihm in unbeſchreiblicher Majeſtät auf dem Throne Gottes erſchien, den Aufſchluß erhalten hatte, er werde ein dem Seinigen ähnliches Lebensende nehmen, ſo glaubte Oſiander (und Barth mit ihm), er werde des Märtyrertodes gewürdigt werden. So oft man daher wäh-

rend Oſianders Krankheit von einem lebensgefährlichen Ausgang ſprach, ſo war Barth's beſtimmte, lakoniſche Antwort: „Oſiander ſtirbt nicht!“ — Am 5. Nov. aber hörte Barth von Magſtadt her, wo der ſel. Hölder, ein theurer Bruder in dem HErrn, als Pfarrer ſtand, die betrübende Nachricht: Oſiander ſei recidiv geworden und ſchwächer als zuvor. Barth ſchrieb daher am 6. Nov. an die Gattin des Kranken ein theilnehmendes Briefchen, worin er ſagt: „Das war freilich eine neue Glaubensprobe, worin ſichs bewähren mußte, daß der HErr in den Schwachen mächtig iſt.“ Zugleich bat er um Nachricht, wie es nun ſtehe, und erklärte ſeine Bereitwilligkeit zur Uebernahme der Predigt am kommenden Sonntag, oder wenn es angelegter wäre, an dem darauf folgenden. Er wußte nämlich, daß Oſiander bereits eine Aushilfe hatte. Sein geliebter Schwager, Pfr. Müller von Freudenthal, war auf Oſianders Wunſch zu ihm gekommen, und leiſtete ihm in jeder Hinſicht brüderliche Hilfe. — An demſelben Tage kam ein eigener Bote von Maichingen mit der Nachricht an Barth, die Krankheit habe einen gefährlichen Grad erreicht. Er wurde eingeladen, ſofort nach Maichingen zu kommen, um den geliebten Freund, wenn Gott ihn abzurufen beſchloſſen hätte, noch einmal in dieſem Leben zu ſehen und von ihm Abſchied zu nehmen. Er verſprach, am folgenden Morgen zu kommen. Indeſſen gieng er an dieſem Abend in kummervollen Gedanken zu Bette. Wunderbarer Weiſe wurde er um 1 Uhr, wie von einer fremden Perſon, vom Schlaf erweckt. Er ſtand auf, weckte ſeine Leute, und ſchickte nach dem Kutſcher, der ihn ſogleich nach Maichingen bringen ſollte. Eine grenzenloſe Angſt hatte ihn angewandelt, er möchte zu ſpät kommen und ſeinen Freund nicht mehr lebend antreffen. Es gab jedoch mit den Pferden einen unerwarteten Aufenthalt, und ſo ſehr er den

Kutſcher trieb, wollte es doch nicht ſo, wie er wünſchte, vorwärts gehen, beſonders da man wegen der finſtern Nacht meiſtens nur im Schritt fahren konnte. So geſchah es, daß er erſt zwiſchen 7 und 8 Uhr Morgens vor dem Pfarrhauſe in Maichingen anfuhr. Als er eintrat, vernahm er mit Schrecken aus dem Munde der Wittwe, daß der Geliebte vor einer halben Stunde verſchieden ſei. Er erblaßte, mußte ſich niederſetzen, und hielt ſich eine Viertelſtunde lang ſchweigend. Dann ließ er ſich zu dem Bette des Entſchlafenen führen, und nahm gerührten Abſchied von ſeinem Bruder „Jonathan," wie er den Seligen nannte. Nun erſt erfuhr er, was für eine furchtbar ſchwere Nacht des Kampfes vorangegangen war.

Um dieſen Todeskampf und das, was durch denſelben auf Barth fiel, einigermaßen zu verſtehen, müſſen wir um etliche Tage weiter zurück gehen. Oſiander hatte ſeine Krankheit nicht für tödtlich gehalten. Als daher der Arzt am 5. Nov. dem ihn pflegenden Schwager von großer Gefahr ſagte, hielt es dieſer für nöthig, mit dem Kranken offen darüber zu reden. Oſiander aber erwiederte, er glaube nicht, daß er jetzt ſchon ſterben werde, und theilte ſeinem lieben Schwager auch die Gründe dieſes Glaubens mit, indem er ihm die Entzückung, die er in ſeiner Jugend gehabt, und den Aufſchluß, den er damals erhalten, im Vertrauen mittheilte. Er glaube, daß er dazu beſtimmt ſei, wie die erſten Chriſten und wie der Heiland ſelbſt des Märtyrertods zu ſterben. Hierauf entgegnete Müller, ob denn dieſe beſondere Offenbarung nicht anders gedeutet werden könne und müſſe, ſie könnte ſich ja auch auf einen innerlichen Kampf beziehen, ähnlich dem, welchen der Heiland mit dem Fürſten der Finſterniß in ſeinen letzten Tagen und Stunden beſtanden. Dieſe Auslegung der Rede Jeſu ſchien dem Kranken einzu-

leuchten. Er wolle sich gefaßt machen, sagte er, und den Heiland um Seinen besonderen Beistand bitten, wenn es der Wille Gottes sei, ihn jetzt schon sterben zu lassen, und wenn Er ihm dabei einen innerlichen Glaubenskampf mit dem Satan auferlegen wolle. Er getröste sich des Wortes, das der Heiland zu Petrus gesprochen: „Siehe, Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte sichten wie den Waizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre." So sprach er am 5. Nov. Abends, da er sich kränker fühlte und wieder stärker von der Ruhr geplagt wurde. Am folgenden Nachmittag trat eine Krisis ein, die nach allen Anzeichen nichts Gutes hoffen ließ. Müller sandte daher einen Boten zu dem theuren Hölder in Magstadt und bat ihn, in der kommenden Nacht gemeinschaftlich mit ihm des Kranken zu warten. Auch der Arzt kam und äußerte im Vertrauen, Osiander werde diese Nacht kaum überleben. Die Brüder nahmen gemeinschaftlich mit der Wittwe ihre Zuflucht zum Gebet und schrieen zum HErrn um Hilfe und Erleichterung für den Kranken und um Gnade für ihn und für sich zur Unterwerfung unter den Willen Gottes. Müller, Hölder, und ein Bruder aus der Gemeinde wechselten im lauten Gebet ab. Gegen Mitternacht wünschte der Kranke das Abendmahl mit den Anwesenden zu genießen. Während dieser heiligen Handlung hatten sie alle das selige Gefühl der Gemeinschaft mit dem HErrn im reichlichsten Maaße. Dann nahm der Sterbende, der sich nun selbst auf sein Ende gefaßt hielt, mit liebreichen Worten unter Handauflegung Abschied auf Wiedersehen von seiner geliebten Gattin und seinem Schwager, und empfahl diesem besonders seine Wittwe, und auch sein Kind, das die Mutter vielleicht unter dem Herzen trage. Ebenso sprach er zu den übrigen Anwesenden herzliche Worte des Abschieds. Es wird in sei-

nem Lebenslauf erzählt, daß er in den letzten Stunden seines Lebens im heißesten Kampfe ausrief: „Ich danke Dir, Gott, für die Offenbarung des allmächtigen Namens Jesus," und vor zwei anwesenden Amtsbrüdern, die er liebevoll zum Glauben an Christus ermunterte die feierlichen Worte sprach: „Ich bekenne vor euch, daß es groß und wichtig ist, Jesum als das Lamm Gottes zu erkennen; aber noch weit wichtiger ist es, Ihn auch als den Hoheprieſter und einigen Mittler recht zu erkennen, dessen Fürbitte ich besonders jetzt erfahre. Ich bezeuge euch nachdrücklich, daß Er bald kommen wird in Seiner zweiten, aber auch in Seiner dritten sichtbaren Zukunft!" —

Als die Kirchenuhr 12 Uhr schlug entstand eine feierliche Stille, die bis 1 Uhr dauerte. Während derselben hörte man den Kranken seufzen und sah ihn hauptsächlich innerlich kämpfen. Hierauf theilte er seinem Bruder Müller mit leisen Worten etwas von dem mit, was diesen Kampf verursachte. „Der Satan flüstere ihm zu, wie er sich in seiner Meinung, des Märtyrertodes um Jesu willen zu sterben, getäuscht habe. So sei sein Glaube, daß Jesus der Sohn Gottes sei, auch Täuschung; er (Satan) rathe ihm, diesen Glauben aufzugeben, so dürfe er jetzt noch nicht sterben." — Die Brüder fielen auf die Kniee und beteten eifriger, laut, abwechselnd nacheinander. Um 3 Uhr entstand wieder eine Stille, während welcher man den Sterbenden innerlich kämpfen und beten sah. Ungefähr eine halbe Stunde hernach erhob er sich mit Kraft aufrecht, während er vorher ganz matt dagelegen war, und rief mit fast donnerähnlicher Stimme: „Ich glaube, ich glaube, ich glaube an den Sohn Gottes," so laut, daß seine Stimme auf den Gassen und in den Nachbarhäusern gehört wurde, und Viele aus dem Schlaf erwachten. Es versammelten sich daher manche Gemeindeglie-

der im Pfarrhause, um sein Ende mit anzusehen. Es wurde nun abwechselnd gebetet und gesungen, und der Sterbende lag als ein innerlicher und äußerlicher Dulder und Schmerzensmann stille seufzend und den Namen Jesu anrufend auf seinem Lager. Um 6 Uhr richtete er seinen Blick sichtbar aufwärts, lächelte und winkte mit beiden Händen, als sähe er eine Engelserscheinung. Dieser aufwärts gerichtete, freundliche Blick blieb bis zum Verscheiden, das den 7. November Morgens um 7 Uhr während des Glockenschlages erfolgte. Die Menge der Anwesenden hatte sich auf Müllers Bitte eine halbe Stunde zuvor entfernt, um den Sterbenden in seinen letzten Augenblicken mit den Vertrautesten allein zu lassen. Diese warfen sich nun nieder auf ihre Kniee und dankten dem HErrn, daß Er den Leidenden von allem Uebel erlöst und seine Seele in's Paradies aufgenommen. Kaum hatten sie geendigt und wollten sich noch ein wenig zur Ruhe begeben, als Barth, wie oben erzählt, am Pfarrhause anfuhr.

Was in jenem Schreckensmomente durch Barth's Seele gieng, das läßt sich eher ahnen, als beschreiben. Es war an und für sich schmerzlich, einen so heiß geliebten Freund plötzlich todt zu wissen, ohne auch nur ein liebendes Abschiedswort aus seinem Munde vernommen zu haben. Doch das hätte Barth leichter verschmerzt. Aber die großen Hoffnungen, die sich für das Reich des HErrn an Osianders Zukunft bei ihm angeknüpft hatten, mit dessen Tode auf einmal vernichtet zu sehen, das war das schwerste. Ohne Zweifel hatte er sich die letzten Kämpfe im Reiche Christi und die herrliche Zukunft des HErrn selbst um so gewisser nahe bevorstehend gedacht, weil er mit seinem Freunde überzeugt war, dieser sei von Christo zum Märtyrertode bestimmt. — Was sollte er aber nun denken, als Osiander in Folge

von Krankheit gestorben war? Zunächst wußte er ja noch nicht, in welcher Weise sich Osiander das Mißverständniß am Ende zurecht gelegt hatte. Im ersten Augenblick war daher Alles dunkel vor ihm, er selbst wie von einem Blitzstrahl getroffen und im innersten Mittelpunkt seines geistlichen und leiblichen Lebens erschüttert. Nicht als ob er an seinem Freunde irre geworden wäre; aber so viele, so große Hoffnungen waren mit Einem Schlage vernichtet. Er mußte sich erst sammeln, hören, denken, beten, um zu sich selbst zu kommen und auszumitteln, wo und wie weit er bisher sich getäuscht habe. Ueber die Wahrheit jener Entzückung ließ er sicherlich keinen Zweifel aufkommen, hatte doch Osiander selbst noch in seiner Todesnacht ein feierliches Zeugniß davon abgelegt. Daß er einen ihm gegebenen Aufschluß irrig aufgefaßt hatte, das änderte in der Hauptsache Nichts. Osiander blieb ihm derselbe erleuchtete Mann, der er ihm bisher gewesen. Je gewisser er aber von seiner außerordentlichen Erleuchtung überzeugt war, desto schmerzlicher fühlte er seinen Verlust. Und merkwürdig! Von jenem Morgen an wurde er auch leiblich fortwährend an ihn erinnert. Denn alsbald nach jenem erschütternden Augenblick fühlte er starkes Herzklopfen und Stiche beim Athmen; und dieses Uebel verlor sich nicht etwa mit der Zeit, sondern es steigerte sich von Woche zu Woche, so daß er von nun an ein leidender Mann war. Er fühlte sich zuerst so schwach, daß er sich zur Uebernahme der Rede am Grabe schwer entschloß. Doch that er sich Gewalt an und predigte sogar am Sonntag vor dem Begräbniß über Ebr. 11. auf eine gewaltige und ergreifende Weise in Maichingen zur Erbauung der verwaisten Gemeinde.

In der Grabrede stellte er derselben den treuen Hirten nach seinem Glauben, seiner Liebe und seiner Hoffnung als

ein Vorbild vor Augen. Am Schlusse der Rede sprach er folgende bemerkenswerthe Worte: „Ich bekenne, daß mir dieser Riß, den der HErr unter uns gethan, als eines der größten Räthsel in der Regierung Gottes erscheint, ob ich gleich mich unter seinen Rathschluß willig beuge und überzeugt bin, daß es so recht und gut ist. Eine solche Gesinnung geziemet uns auch am Grabe eines Mannes, der so helle Blicke in die Abhängigkeit aller Dinge von Gott gethan, und in der That und Wahrheit dem unumschränkten Regierungswillen Gottes die Ehre gegeben hat." — Seine innersten Herzensgefühle sprach Barth in einem Nachruf aus, den er gleich nach dem Begräbniß unter dem ersten frischen Eindruck verfaßte und der trauernden Wittwe schon am 12. Nov. zusandte. Da dieses Gedicht uns erst recht zeigt, was Barth an seinem Osiander gehabt hatte, und nun so schmerzlich vermißte, so rücken wir es hier unverkürzt ein, zumal es sich durch besondere Schönheit auszeichnet.

Auf den Heimgang meines theuren Freundes August Osiander, 7. Nov. 1834.

Dort lag er müd und still im Prüfungstigel,
— Geschmolzen Wachs in heißer Feuergluth —
Bis ihm der HErr sein heil'ges Kreuzessiegel
Aufdrückte, bis gesiegt sein Heldenmuth:
Die finstern Mächte drangen auf ihn ein
Und rüttelten an seines Glaubens Grund;
Doch zeugten mächtig Herz und Hand und Mund,
Er sei gebaut auf ewigem Gestein.

„Ich danke Dir, daß Du den Jesusnamen
Mir, den allmächtigen, geoffenbart!"
Und als die Augen schon im Tode schwammen,
Erloschen schien des Geistes Gegenwart,

Da klang es laut vom Sterbelager her,
Mit einer Stimme wie Posaunenton:
„Ich glaub', ich glaube fest an Gottes Sohn!“
Dieß war sein Sieg, — sein letzter Seufzer ER.

Nie schreckte ihn des Zweifels bleiche Larve;
Nie scheute er des Frevlers armen Spott:
Hoch schwang sein Arm das Schwert des HErrn, das scharfe,
Und unbewegt stand sein Vertrau'n auf Gott.
Gram war sein Herz dem Bau'n auf Menschenwort,
Und trüb erschien ihm auch der klarste Bach;
Er gieng der Quelle selbst, der reinen, nach,
Und trank sich satt am ew'gen Borne dort.

So hatte Christus selber ihn gelehret,
Als er, nach heißem ringendem Gebet,
Im Geist Ihn sah, mit ew'gem Glanz verkläret,
In hellen Strahlen heil'ger Majestät:
Und eingetaucht in eine sel'ge Fluth,
Die lieblich von Ihm träufte fort und fort,
Vernahm er seines Königs süßes Wort:
„Du bist mein Knecht und mir gehört dein Blut.“

Er war sein Knecht! — Er hat für Christi Ehre
Mit heil'gem Ernst gekämpfet und gezeugt;
Sein Wandel, wie sein Wort und seine Lehre,
Blieb stets dem Himmelslichte zugeneigt.
Was längst er sah in diesem Lichte blüh'n,
Das war gewurzelt in des Herzens Beet,
Besprengt mit Thau von täglichem Gebet;
Das welkte nicht im letzten Todesmüh'n.

Er wurde klein in seinen eig'nen Augen,
Um seinen Gott und Christus zu erhöh'n:
Nichts konnte ihm die Menschenehre taugen;
Der edle Geist — er wollte niedrig steh'n.
Sein Antlitz war von Liebe hold bewegt:
Wen zog es nicht so freundlich zu ihm hin!

Wie ſah man nicht den demuthsvollen Sinn
In jedes Wort, wie in ſein Bild, geprägt!

Und doch war ihm ſo Großes anvertrauet!
Der ew'ge Rathſchluß lag vor ihm enthüllt:
In jene Tiefen hatte er geſchauet,
Die Reichthum, Weisheit und Erkenntniß füllt.
Der Zeiten Gang und Ordnung war ihm licht;
Die Hand des HErrn, die auf verborg'ner Bahn
Die Menſchheit führt zum großen Ziel hinan,
Erkannte er mit feſter Zuverſicht.

Hell ſah ſein Aug in dem geheimnißreichen
Und heil'gen Buch der hehren Bilder Sinn:
Er deutete die räthſelvollen Zeichen,
Und ſchöpfte d'raus unnennbaren Gewinn:
Geöffnet war die Zukunft ſeinem Geiſt;
Des HErrn der Herren in den Himmelshöh'n
Und Seines Heeres Fahnen ſah er weh'n;
Sah, wie Ihn einſt der ganze Erdkreis preist.

„HErr Jeſu, komm'; und rette bald die Deinen!"
Das war ſein Fleh'n und Rufen Tag und Nacht;
Vom Blick auf Chriſti herrliches Erſcheinen
War ſeines Geiſtes Feuer angefacht.
Auf hohe Warte wurde er geſtellt:
Gefüllt war ſein Gefäß mit heil'gem Oel,
Und ſeine Glaubenslampe brannte hell:
„Der Bräut'gam kommt!" das rief er in die Welt.

Der Bräut'gam kommt! und du haſt uns verlaſſen!
Nicht mehr ermuntert uns dein treues Wort.
Wie ſollen wir dieß dunkle Räthſel faſſen
Im heißen Schmerz, der durch die Seele bohrt!
Wir hofften, länger noch dich hier zu ſeh'n,
Durch den der HErr ſo Vieles uns geſchenkt:
Wir ſteh'n verwaist und unſer Blick verſenkt!
Uns traf ein Donnerſchlag aus lichten Höh'n.

Aus lichten Höh'n! o nehmt das Wort zu Herzen,
Ihr Theuren! ach! es ist die Vaterhand,
Die uns verwundet mit so tiefen Schmerzen,
Und uns gestellt an dieses Sarges Rand.
Vernimm's, o Gattin, die den Wanderstab
Des Seligen mit Blüthen reich gekrönt,
Und ihm die kurzen Tage noch verschönt
Auf seinem Wege zu dem frühen Grab.

Empor zum HErrn die thränenschweren Blicke!
— Wir weinen wohl; er ist der Thränen werth!
Doch freu'n wir weinend uns an seinem Glücke;
Im Todeskampfe hat ihn Gott geehrt.
Er wandelt nun auf Edens stiller Au:
Ihm wird des Lebensbaumes Frucht gereicht;
Und sein Gebein, wann es im Grab erbleicht,
Ersteht dereinst vom ew'gen Himmelsthau.

Wie lange noch wird unsre Sehnsucht jammern,
So seh'n wir ihn verkläret und verjüngt;
So bricht entzwei das Band der Grabeskammern,
Wann der Posaunenruf hinunterdringt.
Indessen leuchte uns sein Gnadenbild;
Und was der HErr durch seine Hand begann,
Das stärke uns, daß wir auf gleicher Bahn
Ihm folgen in den Kampf, wo's Kämpfen gilt.

So zieh denn hin — gewaltsam uns entrissen —
Du Knecht des HErrn, die Ernte harret dein.
Wir werden oft mit Schmerzen dich vermissen;
Doch dein Gedächtniß wird gesegnet sein.
Ich folge deinem Flug mit nassem Blick:
Du hast gesiegt; Dein Werk ist hier vollbracht;
Ich stehe noch in dunkler Kampfesnacht:
Laß, Theurer, deinen Mantel mir zurück!

In dankbarem Andenken an diesen unvergeßlichen Freund fühlte sich Barth besonders gedrungen, so oft er konnte, ein Wort des Trostes an seine Wittwe zu richten. Gleich den nächsten Tag nach dem Begräbnisse schreibt er: „Liebe theure Freundin, ich habe Gelegenheit, mich nach Ihrem Befinden erkundigen zu lassen und bin recht froh daran, denn ich fürchte, die übergroße Anspannung des Gemüths in den verflossenen Tagen werde sich auf eine angreifende Weise verloren haben. Der Heiland kann freilich ein Uebriges thun, und ich traue es Ihm auch zu; aber: „die Last, die uns beschieden ist, hat ihr Gewicht." — Und das muß man doch fühlen. Ach ich schäme mich vor Ihnen, wenn ich gedenke, daß ich Ihnen gestern und vorgestern zum Trost und zur Stärkung hätte helfen sollen, und ich war selbst dem Schmerz so hingegeben, und konnte mein zerrissen Herz so wenig verbergen. Verzeihen Sie mir diese Schwäche. Der Schmerz um den Verlorenen und Mitleiden bei'm Anblick Ihres Schmerzens drangen vereinigt auf mich ein. Vielleicht ist es eine augenblickliche Labung für Ihr Herz, den angeschlossenen Brief zu lesen, den ich mir auf sicherem Wege wieder erbitte. Ueber Ihr gegenwärtiges Befinden nur ein paar Worte, nur mündlich, daß ich beruhigt werde. Der Heiland werde täglich mehr Ihre Stärke und Ihr einziges Labsal, durch Seine süße Nähe! Herzliche Grüße dem l. Müller. Mit brüderlicher Theilnahme Ihr armer C. Barth." (11. Nov.) — Tags darauf: „Zu großer Beruhigung meines so verwundeten Gemüths diente mir heute die Nachricht, daß der HErr Sie so mächtig stärkt und Seine Treue, Macht und Hilfe immer noch beweist. Ich bitte Ihn darum, daß Er mit Seinen himmlischen Erquickungen fortfahre, Ihr gebeugtes Herz zu laben und durch Seine Gnadengegenwart Ihren großen Verlust zu ersetzen." Er schickte der Wittwe damals die Grabrede, und das oben mitgetheilte Gedicht als einen Erguß seines Herzens mit dem Bemerken, es sei das Einzige, was er in seiner jetzigen Stimmung habe zu Stand bringen können.

„Das Beſte," ſetzte er bei, „muß Er thun, der unter allem Guten und Segensreichen, was uns zu Theil wird; doch ſelbſt immer das Beſte iſt. Wir müſſen täglich mehr lernen, uns recht an Ihn und an den Umgang mit Ihm zu gewöhnen, und uns an nichts zu verwöhnen, als an Ihn. Der Ihnen ſchon ſo viel Gnade erzeigt hat, wolle Sie auch in dieſer immer mehr befeſtigen und ſtärken nach Seiner großen Barmherzigkeit!" (12. Nov.) Ein anderesmal ſchickt er theilnehmende Briefe auswärtiger Freunde, indem er ſagt, er ſammle gerne jedes Thautröpflein, das eine Erquickung für das Herz der Wittwe werden könne. Ein drittes Mal kam er perſönlich, um wenigſtens für einige Stunden Erleichterung zu bringen. Er durfte aber auch mit der Trauernden den HErrn preiſen, daß Er immer wieder Stunden der Aufrichtung ſchenkte. Einmal, da er gerne ein Wörtlein ſenden wollte, ohne Zeit zum Schreiben zu haben, bemerkt er: „Was beſſer und wirkſamer iſt als Schreiben, das thue ich alle Tage für Sie, und auch von meinen armen Gebeten iſt noch keines, daß ich wüßte, leer zurück gekommen. Der Heiland laſſe doch alle Tage Sie auf's Neue erfahren, daß man Ihn nicht in der Ferne ſuchen darf, weil Er nahe iſt, beſonders wenn Sie etwa jetzt einſam ſein ſollten. Er wird es auch thun." —

Am 2. Dez. ſchrieb mir Barth: „Seit Oſianders Tod leide ich an einem akuten Schmerz auf der Bruſt, und habe letzten Freitag Blutegel angeſetzt, aber ohne Erfolg. Indeß erwarte ich Beſſerung durch die Hand des HErrn." Weiteres über ſein Befinden ſagen folgende Stellen aus ſeinen Briefen an die Wittwe Oſianders. Am 14. Dez.: „Die ganze verfloſſene Woche mußte ich wegen meines Bruſtſchmerzes das Zimmer hüten; habe aber, obwohl mit einiger Mühe, heute gepredigt und Kinderlehre gehalten." — Am 16. Dez.: „Nächſten Donnerſtag gedenken die Freunde in Zavelſtein und Altburg einen Beſuch bei Ihnen zu machen. Gerne würde ich mich an-

ſchließen; aber der geſtrige Gang nach Althengſtett, nachdem ich die ganze vorige Woche mich geſchont hatte, hat mir aufs Neue gezeigt, daß die paſſendſte Stätte für mich auf meinem Stuhl iſt, wo ich ruhig bleiben und meine Bruſt ſchonen kann. Er thue mit mir, wie's Ihm wohlgefällt. Der HErr gebe Ihnen täglich, was Sie bedürfen, und noch etwas drüber." — Tags darauf: „Daß Sie ſchwere Stunden haben, aus denen nur die ernſtlichſte Bitte zum HErrn Sie wieder geſtärkt hervor gehen läßt, kann ich mir wohl denken, und wie könnte es anders ſein! Daß Sie aber nicht erliegen und immer wieder neue Aufrichtung und Erquickung erfahren dürfen, das traue ich auch der erbarmenden Macht unſeres Heilandes zu, die nur Laſten auferlegt, um zu zeigen, wie treu ſie dieſelben tragen hilft. — Mit meiner Geſundheit ſteht es heute wie geſtern, d. h. gut, ſo lange es nicht ſchlimmer wird, was ich nicht fürchte. Haben Sie keine Beſorgniß wegen meiner; ich bin in guten Händen, die Alles recht machen; und für die Ewigkeit bin ich noch nicht brauchbar, deßwegen traue ich es dem HErrn getroſt zu, daß Er mich noch länger hier laſſen wird. — Daß ich täglich für Sie bete und ſeufze, kann ich mit Wahrheit ſagen, und wenn die Wünſche eines ſo armen und elenden Menſchen für Ihr Wohlergehen Gehör finden können, ſo kann es Ihnen nur gut gehen, wie ja das überhaupt nicht anders möglich iſt. Ja, Er iſt treu, und wird auch an Ihnen den Reichthum ſeiner Liebe und Macht überſchwenglich beweiſen." — So viel wir wiſſen, brachte die Wittwe die Weihnachtstage im Pfarrhauſe zu Möttlingen zu. Barth predigte mehrmals und las auch einmal etwas zur Erbauung der Gemeinde aus der Kirchengeſchichte vor, mit der er bis Ende des Jahres in's Reine kam. Da gab es viel zu ſchreiben; doch fühlte er ſich ganz erträglich, wenn er ruhig an ſeinem Tiſche ſaß.

Der Schmerz, mit welchem Barth um ſeinen verlorenen Freund trauerte, war freilich ſehr tief; aber er kämpfte

mannhaft gegen dieses persönliche Leid. Wir sehen das deutlich aus dem Schlußwort des Calwer Blatts von d. J., wo er sich hierüber, gegen seine Gewohnheit, sehr offen ausspricht:

„Das Jahr eilt zu Ende, geliebte Freunde, und mit ihm unser Blatt. Doch nur für diesen Jahrgang, und, so Gott will, fangen wir im nächsten Jahr unsern gemeinschaftlichen Lauf auf's Neue an. Wenn Jedes von Euch in dem jetzt zu Ende gehenden Lebensabschnitt so mancherlei freudige und schmerzliche Erfahrungen gemacht hat wie ich, so wundere ich mich nicht, wenn ihr bei'm Rückblick auf die letzte Vergangenheit nachdenklich und voll der lebhaftesten Empfindungen dastehet, und überleget, wie Ihr auf eine geziemende Weise von diesem Jahr scheiden wollet. Mein Entschluß ist gefaßt. Neben vielen Gnadenbeweisen von oben habe ich auch manches Schwere erlebt, und eine tiefe Wunde, welche mir und vielen meiner Freunde die Vaterhand schlug, blutet immer noch; aber was soll ich Thon und Asche hadern gegen den Töpfer und Meister, der mich völlig in Seiner Gewalt hat, und der mich gelehret hat Alles, was Er thut, als gut und weise zu betrachten! Was kann, was darf ich anders thun, als preisen und loben Seinen heiligen Namen! Wie kann ich anders, als Ihm aus Herzensgrund danken für alles Süße und Bittere, das Er mir zu schmecken gegeben. Wenn alle Heiden vor Ihm geachtet sind wie ein Tropfen, der am Eimer hängt, was bin dann ich Einzelner, und wie sollte ich so thöricht sein, meiner Wenigkeit irgend eine Bedeutung beizumessen! Wie wenig erscheint, ja wie verschwindet so ein kleines, armes Menschenkind mit allen seinen Sorgen, Planen, Werken und Klagen vor dem großen Rathschluß Gottes mit der ganzen Welt, vor Seinem unaufhaltsam fortgehenden Erneuerungsgeschäft unter den Nationen! Eine kleine Fliege auf einem großen Dampfschiff, die seine Räder nicht aufhalten kann, und um deren Gesurre sich der Steuer-

mann nichts bekümmert! Wenn wir bei der Betrachtung des großen Werkes Gottes in der Heidenwelt auch nur das lernen würden, wie unbedeutend die Angelegenheiten des Einzelnen sind, im Vergleich mit den gewaltigen Bewegungen des Ganzen, und wie wir die Rücksicht auf unsere Eigenheit aufopfern müssen unserem Verhältniß zum Reiche Gottes; so wäre schon etwas Rechtes gewonnen. — In der That, wir müssen es, je mehr wir uns in den Antheil an der Geschichte der Menschheit und des Waltens Gottes unter ihr hineinleben, immer besser lernen, unsere Kleinigkeiten gering zu achten, und uns auf einen höheren Standpunkt zu stellen, wo wir selbst in unseren Augen kleiner werden, die Welt um uns her aber in weiteren Kreisen sich vor uns aufthut. — Darum handelt sich's, wie wir zu unsern Zeitgenossen und der Nachwelt in ein einflußreiches, gesegnetes Verhältniß treten können, obgleich wir als Einzelne so unbedeutend sind, und dazu namentlich soll uns die Bekanntschaft mit dem Missionswerke dienen, daß Jeder sich als ein Glied des großen, belebten Ganzen fühlen lerne, daß in seinem Herzen jede Freudenstimme und jeder Angstschrei der Menschheit wiederhalle, und daß die Wirkung dieses Mitgefühls wiederum in die Menschheit übergehe und sich an ihr offenbare. Oder ist das zu viel gefordert von einem Menschen, der beten kann? Können, sollen wir nicht flehen für die ganze Welt? Und sind nicht gläubige Gebete wirksam? — Ach! ich glaube, wenn nicht so Viele für mich beteten, ich wäre schon lange zu Grunde gegangen, gestorben und verdorben; aber so trägt mich noch bis diese Stunde das ewige Erbarmen und muß mich auch ferner tragen, wenn ich nicht erliegen soll. Nun es trage auch Euch, Nahe und Ferne, Junge und Alte, Kranke und Gesunde, besonders euch, ihr Friedensboten, in allen Welttheilen, die ihr dieses Blatt lesen werdet, vom alten in's neue Jahr, von diesem ins ewige Leben; und wenn wir einmal einander auf den himmlischen Erntefeldern begegnen, so werde unter anderen Aehren auch eine Frucht dieses Blattes gefunden, für welche

Dem allein alle Ehre gebühret, der das Wollen und Vollbringen schafft! Dann singen wir miteinander in ungestörter Freude: „Heah! Die ewigen Höhen sind unser Erbe geworden!"

1835.

Das neue Jahr begann mit einem neuen, schmerzlichen Todesfall. Der theure Großvater Köllner hatte Weihnachten 1834 in seiner Kinder Mitte in Sitzenkirch fröhlich gefeiert, und war noch eine Woche besonders vergnügt und selig in seinem Gott gewesen; der Jahreswechsel hatte ihn zu innigem Dank gestimmt, was er auch in Briefen auf sehr gehobene Weise ausdrückte. Er sprach seine besondere Freude aus über seine manchen zurückgelegten Jahre, als so viele Stufen, die ihn dem ersehnten Ziel nahe gebracht, ohne zu ahnen, wie nahe dasselbe war, und wie bald er die letzte Stufe erstiegen haben werde. Am 2. Januar schrieb er noch mehrere Trostbriefe und legte erst gegen Abend seine Feder, ihm und den Seinen unbewußt, für immer nieder. Er fühlte sich wohler als während der letzten Tage; nach dem Nachtessen sangen seine Kinder und Enkel einige Lieder, wobei er ziemlich kräftig mitsang. Gegen neun Uhr nahm er, heiter wie gewöhnlich, „Gute Nacht" und begab sich zur Ruhe. Aber noch nicht eine Stunde war er zu Bette, als ein heftiger Brustkrampf ihn weckte; der Anfall wiederholte sich nach Mitternacht, und er äußerte sogleich: „Dieß überlebe ich nicht." Durch Beten und Seufzen bereitete er sich zu seinem Ende vor. — „Ach, HErr Jesu, Du allein, Dein Blut allein, Du wirst's wohl machen," so betete er unter Anderem und sagte: „Ach Kinder, ich hoffe euch Alle vor dem Throne des Lammes wieder zu finden."

Nachdem er noch einen herzlichen Segenswunsch über sie gesprochen, verlangte er früh drei Uhr aus dem Lehnsessel ins Bette gebracht zu werden, weil er sich müde fühlte. Sein Sohn umfaßte ihn, um ihn in eine bequeme Lage zu bringen; aber während dessen brach sein Auge, in seinen Armen gab er den Geist auf.

Man kann sich denken, wie wehmüthig diese Botschaft seinen Freund Barth stimmen mochte, der ihn so innig geliebt hatte, und nun, selbst krank, von dieser Botschaft überrascht wurde. Bis zum Erscheinungsfest hatte er, wie gewöhnlich, gepredigt. Nun aber war es Zeit, bei einem erfahrenen Arzte eine gründliche Untersuchung seines Uebels vornehmen zu lassen, da die bisher gebrauchten Mittel ohne Wirkung geblieben waren. Er begab sich daher nach Stuttgart, wo er bei seinen Verwandten Engelmann und Böhringer stets willkommen war, und in ihrer Wohnung, dem sogenannten „römischen Kaiser" eine geräumige und heimatliche Herberge hatte. Er zog seinen Freund, Dr. Kurr, zu Rathe, der das Uebel nicht bedenklich fand, wenn er nicht angestrengt arbeite. Zunächst verordnete er, vierzehn Tage lang alle Arbeit bei Seite zu legen. Barth hielt sich so lange ruhig in Stuttgart auf; es mochte ihm wohlthun, mit seinen und Köllners Verwandten ungestört beisammen zu sein. Aber schon vor Ende Januars kehrte er nach Möttlingen und zu seiner Arbeit zurück; denn er sagte: „Ich kann den Karren nicht stehen lassen, und muß doch das Nothwendigste thun."

Ueber den Stand der Verlagsvereinssache schrieb er damals: „Mit unsern Schulbüchern geht es langsam, weil ich wenig brauchbare Mitarbeiter finde. Doch ist nun die Kirchengeschichte fertig. Das nächste wird ein Schulgebetbuch sein, zu dem ich die Mitarbeiter bereits gesammelt habe, und das

nur noch ins Reine gearbeitet werden darf. Im Manuscript ist fertig: eine biblische Naturgeschichte und Geographie und ein Abcbuch, welches letztere aber noch einige Zeit zum Reifwerden erfordert. Eine Sammlung von Kinderliedern ist angelegt, und kann auch bald zum Druck fertig werden. Ein Charte von Palästina für Schulen ist ebenfalls unter der Presse, die einem tief gefühlten Bedürfniß abhelfen wird. Denn bis jetzt kennt man in Deutschland keine Charte, die in die Volksschulen eingeführt und jedem Kind in die Hände gegeben werden könnte. Sie sind alle zu theuer; die unsrige aber kostet auf gutem Kartenpapier nur einen Kreuzer, und kann also von den ärmsten Schülern gekauft werden. Auch ein christliches Rechenbuch für Schulen ist in der Arbeit, in welchem alle Exempel aus der Bibel genommen sind. Ein Schulliederbuch und ein Lesebuch für Schulen sowie manches Andere ist ebenfalls im Plan; aber ich kann nur Eins nach dem Andern thun."

Zu den Bewohnern des Möttlinger Pfarrhauses gehörte damals ein theurer Bruder, der nun bald 30 Jahre in Neuholland für die Sache des HErrn wirkt, zuerst als Missionar, später als englischer Prediger, J. Günther, gebürtig aus Oberschwandorf. Schon in seinen frühen Jünglingsjahren war er mit Barth bekannt geworden, als dieser noch in Effringen stand. Da kam er mit anderen Jünglingen von dem nahen Schwandorf herüber, als Barth durch seine eindringlichen Predigten die ganze Nachbarschaft in Bewegung setzte, und erfuhr die erweckende und erbauende Kraft seines Wortes an seinem Herzen, hatte auch bereits so viel Verständniß der Wahrheit, daß er Barth's Lehrweisheit hoch achtete. In der Folge erwachte in ihm der Trieb zur Mission, er wurde in Basel als Zögling aufgenommen, und später an die englische Gesellschaft abgegeben. Er machte in Islington, wo er gleichzeitig mit Lechler im Missionshaus war, sehr gute Fortschritte, war bereits ordinirt und zur

Aussendung bestimmt, als ein anhaltendes Kopfleiden eine Versetzung ins Vaterland zu seiner Erholung dringend nothwendig machte. Barth nahm ihn nach seiner gewohnten Liebe und Gastfreundschaft brüderlich in sein Haus auf, und beschäftigte ihn auch, soweit es Günther's Gesundheitszustand erlaubte, je und je mit einer leichteren Arbeit. Noch jetzt gedenkt dieser Freund dankbar jener Zeit. Er bewunderte besonders Barth's außerordentliche Gabe im Predigen überhaupt und namentlich „ex tempore". „Davon," sagt er, „hatte ich einmal einen schlagenden Beweis. Barth predigte über Luk. 18, 7. 8. Die Predigt war in jeder Beziehung Alles, was man erwarten kann. Inhalt, Nutzanwendung, Sprache, Anordnung u. s. w., alles war musterhaft, der Vortrag selbst voll Geist und Leben. Am Montag, bei Anlaß einer Unterredung, fragte ich Barth, ob er sich wohl für die gestrige Predigt mehr als gewöhnlich vorbereitet habe. „Warum?" erwiederte er. Ich sagte: „Die Predigt hat mich fast mehr als irgend eine andere in jeder Hinsicht angesprochen, ja meine Bewunderung erregt." „Das wundert mich sehr," gab er mir zur Antwort, „fast nie habe ich so ganz ohne Vorbereitung gepredigt. Ich hatte mich auf einen andern Text vorbereitet; als ich aber in die Sakristei kam, hatte ich einen unwiderstehlichen Eindruck, als könnte ich die vorbedachte Predigt nicht halten, und auf einmal kam mir der Gedanke, einen andern Text zu wählen. Ich hatte also kaum zwei oder drei Minuten Zeit, darüber nachzudenken."

Günther ist auch später mit Barth in herzlicher Verbindung geblieben. Mir aber ist sein Andenken auch deßhalb theuer, weil er in jener Zeit ein lebendiger Vermittler zwischen mir und dem sel. Barth war. Denn damals stand ich als Pfarrer in Effringen, wozu Barth die Veranlassung

gab, indem er die Gemeinde auf mich und mich auf sie aufmerksam machte. Günther pflegte auf seinen häufigen Wanderungen zwischen Möttlingen und seiner Heimat seinen Abstand bei mir zu nehmen, und war auf diese Weise ein lebendiger Brief zwischen uns beiden. Ich kann auch nicht unerwähnt lassen, daß ein Vortrag, den Günther für mich in Schönbrunn hielt, eine lebendige Frucht für den HErrn brachte, indem dadurch ein Jüngling aus dem benachbarten Wildberg, der sel. Christian Müller, zum Missionsdienst erweckt wurde, der nun schon längst in Abeokuta schlafen gegangen ist, nachdem er in der letzten Zeit seines Lebens das süße Evangelium den Joruba's mit ganzer Hingebung seiner Kraft geprebigt hatte.

Bis in das Frühjahr mußte sich Barth wegen seines leidenden Zustandes auf das Nöthigste beschränken. Er predigte zwar immer, und wenn es pressante Arbeit gab, besorgte er sie. Aber nach einer solchen Anstrengung war er wieder auf einige Tage ganz herunter. Sonst konnte er ein paar Stunden schreiben; den übrigen Theil des Tages aber mußte er auf dem Sopha lesend zubringen. Anfangs Mai schrieb ihm Dr. de Valenti aus Basel, dem er über seine Krankheit berichtet hatte, er halte es für das einzige Rettungsmittel, daß er sich für einige Zeit von allen Geschäften gänzlich zurückziehe und Möttlingen verlasse. Als Bruder und Arzt fordere er ihn auf, nach Basel zu kommen und auf einem stillen Landgut, wo der l. Spittler ein Plätzchen für ihn bereit halte, seiner Gesundheit zu pflegen. Allein er konnte sich nicht entschließen, diesen freundlichen Vorschlag anzunehmen. „Abgesehen davon," sagt er, „daß ich gerade das Fahren am wenigsten ertragen kann, und also nicht daran denken darf, nach Basel zu reisen, sehe ich auch für jetzt keine Möglichkeit, auf längere Zeit von hier abwesend zu sein,

und dadurch in den Gang von so vielerlei, zum Theil in dringendem Lauf begriffenen, Arbeiten eine völlige Stockung zu bringen. Auch traue ich der souveränen Macht Gottes, der meine Verhältnisse am besten kennt, unbedingt zu, daß Er mich hier so gut als an einem andern Ort heilen kann, und bin überzeugt, daß Er es nicht von mir verlangt, meine Station zu verlassen. Ein Anderer kann das freilich nicht so gut beurtheilen." Ueber seinen inneren Zustand aber äußert er sich so: „Die Zeit der Leiden und der Demüthigung wird besonders auch dadurch dem Herzen zum Segen, daß sie so viel Gelegenheit und Aufforderung mit sich führt, tiefer in den eigenen Sündenzustand zu blicken, einen genaueren Maßstab anzulegen und im Gefühl der Unwürdigkeit heimischer zu werden. Das habe ich seit der Zeit, da es dem HErrn gefallen hat, mich mit körperlichen Leiden heimzusuchen, wohl erfahren dürfen, und kann deßwegen auch für dieses Leiden dankbar sein."

Es sah nicht aus, als ob Barth dießmal zum Fest nach Basel käme. Die Jahresbeiträge vom Calwer Missionsverein hatte er schon früher gesandt, und zwar gerade 1835 fl. nach der Zahl des Jahrgangs; aber selbst zu kommen, schrieb er, habe er keine Aussicht. „Nun," fügte er bei, „die Basler werden darum nicht unzufrieden sein, wenn auch ein Bettelmann weniger da ist." — Der Arzt weigerte sich lange, ihm die Erlaubniß zur Reise zu ertheilen, da er fürchtete, die Erschütterung des Fahrens und die geistige Aufregung möchten seiner Brust schädlich sein. Endlich entschloß er sich doch, und der Erfolg zeigte, daß diese Luftveränderung sehr wohlthätig auf seine Gesundheit wirkte. Er berichtet 10. Juli an Schmauck: „Besonders angenehm war mir meine Reisegesellschaft. Der liebe Ch. Engelmann von Stuttgart und mein Geschäftsführer Weitbrecht von Calw waren meine Begleiter,

und ich reiste in meinem eigenen Gefährt, wo ich alle Bequemlichkeit hatte. Im Hinweg kamen wir über Freudenſtadt, Rippoldsau und Freiburg in drei Tagen nach Baſel; im Rückweg über Sitzenkirch, Straßburg und Karlsruhe in fünf Tagen nach Möttlingen. Der Aufenthalt in Baſel dauerte zehn Tage. — Am meiſten vergnügt waren wir bei dem Jahresfeſt in Beuggen, wo ich auch allein eine Ausnahme machte und ein paar Worte öffentlich ſprach, was mir der Arzt ſtreng unterſagt hatte. Seitdem kann ich nun auch wieder mehr als zuvor arbeiten und in den letzten Tagen habe ich angefangen, meine ſeit einem halben Jahre faſt ganz verlegene Correſpondenz wieder auf's Laufende zu bringen. Meine Gedichte ſind geſtern unter die Preſſe abgegangen."

Es iſt Zeit, daß wir uns wieder nach Oſianders Wittwe umſehen. Ein Vierteljahr nach dem Tode ihres Gatten blieb ſie noch im Pfarrhaus zu Maichingen. Später verlegte ſie ihren Wohnſitz in ihre Vaterſtadt Stuttgart, wo ſie von ihrer Jugend her mit theuren Freunden verbunden war. Am 11. Juni 1835 wurde ihr die wehmüthige Freude zu Theil, daß ihr der HErr das Kindlein ſchenkte, auf deſſen Geburt ihr Gatte mit ihr gehofft und dem er ſterbend noch den Segen des HErrn erfleht hatte, ihre noch lebende Tochter Emilie. Barth, der damals auf der Feſtreiſe begriffen war, wurde zum Pathen gewählt, konnte aber, weil er erſt gegen Ende des Monats zurück kam, der Taufe nicht perſönlich beiwohnen. Nach der Rückkehr ſchreibt er (29. Juni): „Ich preiſe mit Ihnen den gnädigen Heiland, der Ihnen ſo mächtig durchgeholfen und die Stunde der Angſt in eine Freudenſtunde verwandelt hat. So beweist Er ſich noch immer als den, der die Gebete Seiner Kinder hört, und ihnen zur rechten Stunde Hilfe angedeihen läßt. Ich erfuhr die Freudenbotſchaft in Baſel zuerſt durch K. und endlich auch aus Möttlingen. Alle Freunde freuten ſich mit mir und bezeugten ihre herzliche

Theilnahme, beſonders auch Bähr's in Eichſtetten und Köllner's in Sitzenkirch. Am Tauftage ſtellte ich mich im Geiſt an meinen Platz und trug das Kind dem Heiland hin, damit Er es ſegne. Er gebe mir die Gnade, dieſer meiner Verpflichtung gegen daſſelbe ſtets eingedenk zu bleiben, und laſſe durch Seinen unmittelbaren Schutz und Segen den Vatermangel des lieben Kindes reichlich erſetzt werden. — Nächſtens hoffe ich Sie und mein liebes Pathchen in Stuttgart zu ſehen; einſtweilen ſeien Sie von uns Allen beſtens gegrüßt und der Augenleitung des HErrn anempfohlen." Man kann ſich wohl denken, mit welcher innigen Liebe der Pathe an dieſem einzigen noch lebenden Kind ſeines unvergeßlichen Freundes hieng und mit welcher Freude er in ſeinem Bilde die Züge des Vaters aufſuchte. Mit der ihm eigenen Innigkeit wünſchte er ihr oft, daß ſein Segen auf ihr ruhen möge. Er hatte bald nach Oſiander's Tode aus der Erinnerung ſein Bild gezeichnet, das einer, der ihn kannte, ſehr treffend fand. Ihm ſelbſt aber genügte es nicht; er beſſerte immer wieder daran. Später übergab er es ſeinem geliebten Pathenkinde und äußerte einmal, er habe vier Jahre daran gearbeitet. So viele Mühe gab er ſich, um ihr die Freude zu machen, ein treues Abbild ihres Vaters zu haben, den ſie auf Erden nie hatte ſehen dürfen. Lieblich ſind die Worte, die er ihr dazu ins Album ſchrieb: „Mein liebes Kind! Als Dein ſeliger Vater, deſſen Bild ich Dir oben hingeſetzt habe, aus ſchwerem heißem Kampfe ſiegreich eingieng in das Land der Unſichtbarkeit, hatteſt Du das Land der Sichtbarkeit noch nicht erblickt und die Freude, Deinen eigenen Vater zu ſehen, bleibt Dir für die Ewigkeit aufgeſpart. Wenn Du ſonſt keinen Grund hätteſt, nach dem himmliſchen Bürgerrecht, das in der heiligen Taufe Dir zugeſchrieben, zu trachten, ſo müßte Dich ſchon der Gedanke, daß Du ja ſonſt Deinen lieben Vater nie zu

sehen bekämest, dazu antreiben. Aber Du hast dort auch einen Heiland, der Dir von Kindesbeinen an so viel Gutes verliehen, Dir Deine treue Mutter bisher erhalten, Dir wieder einen so liebevollen Vater geschenkt und Seine Arme seit 14 Jahren für Dich offen gehalten hat; ach, eile je eher je lieber in diese offenen Arme hinein, laß Dich von denselben recht fest einschließen und umklammern, gegen alle Sünde und Gefahr schützen und als ein dem guten Hirten am Herzen liegendes Lamm in die himmlischen Auen tragen." (Geschrieben am 6. Nov. 1848.)

Der liebevolle zweite Vater, dessen Barth in den obigen Worten gedenkt, war Albert Knapp, welcher sich im Jahre 1836, nachdem er auf die Bitte vieler Stuttgarter Gemeindeglieder zum Diakonus an der dortigen Hospitalkirche ernannt worden war, mit Ostander's Wittwe vermählte, und die Tochter des Seligen von nun an mit ebensoviel Liebe und Treue erzog wie seine eigenen Kinder. — Da wir der Zeitfolge schon einmal vorgegriffen haben, so fügen wir nur noch bei, daß Barth, der mit Knapp schon vorher brüderlich verbunden war, von da an mit doppelter Liebe an ihm hieng und Knapp's Hause als vertrauter Hausfreund und Pathe seiner Kinder auf's innigste zugethan blieb.

So wohlthätig die Reise nach Basel auf Barth's Gesundheit gewirkt hatte, so hielt es der Arzt doch für nöthig, noch eine Kur mit ihm vorzunehmen, um dem Uebel gründlich zu begegnen. Er reiste daher in der Mitte Juli nach Stuttgart und verhielt sich wieder einige Wochen so ruhig als möglich. Als die Kur vorüber war, fühlte er sich im Stande, wieder zu arbeiten, und schrieb nun zwei Kinderschriften; eine nachträglich für Ostern: „Die Reiherfeder", in welcher er die Geschichte des Kreuzzugs der Kinder 1112 beschrieb, zugleich aber auch den Lebensgang eines

Kindes einzeichnete, das von gottſeligen Eltern erzogen, dieſen Kreuzzug im Ungehorſam mitmachte und erſt durch die ſchwerſten Lebenserfahrungen zum Heiland zurückgebracht und ſo von Ihm geſtärkt wurde, daß es ſeinen Glauben an Ihn auch unter den äußerſten Drohungen ſtandhaft bekannte. Das andere Büchlein, für Weihnachten beſtimmt, enthielt die wahre Lebensbeſchreibung des biederen Schmidgall, mit großem Humor erzählt. Dieſe doppelte Arbeit aber machte eine neue Erholung nöthig, um friſche Kraft zu ſammeln. Sein Nachbar Hochſtetter, der nach einer Bruſtentzündung ebenfalls einer Erholung bedurfte, war ſein Begleiter. „Wir reisten," ſchreibt Barth, „am 31. Auguſt ab, über Mössingen nach Tuttlingen, von wo der liebe Chriſtian mit uns nach Buch bei Schaffhauſen zum Jahresfeſt der Rettungsanſtalt fuhr. Schubert von München kam auch dazu, und dieß war ein Hauptgrund, warum wir gerade dahin giengen. Außer ihm trafen wir bei dem lieben Spleiß eine Menge chriſtlicher Freunde, namentlich aus dem Predigerſtande. Das Feſt war recht geſegnet, und ebenſo die Rückreiſe, welche wir mit Spleiß, Schubert, Zeller von Beuggen, Spittler von Baſel, Brenner aus Malta machten. In Tübingen holte uns auch noch Paſtor Fritz Ball ein. — Seit letzten Montag 7. Sept. bin ich wieder hier und fühle mich recht geſtärkt, daß ich wieder muthig arbeiten kann." Bei den vielen Geſchäften und Sorgen, die ihm bei ſeinen vielfachen Unternehmungen zuwuchſen, rühmt er die Durchhilfe des HErrn und legt von ſich ſelbſt das demüthige Bekenntniß ab: „Von meinem Herzenszuſtand kann ich dießmal nur ſoviel ſagen, daß es mir mit jedem Tage wichtiger wird, einen Heiland zu haben, dem auch der Schlechteſte nicht zu ſchlecht iſt, und der nicht nach Seiner Gerechtigkeit, ſondern nach Seiner Barmherzigkeit mit uns handelt, den

Verbrecher pardonirt und zum Missethäter spricht: „Du sollst leben!“ (12. Sept.)

Einige Tage hernach berichtet er seinem Vetter Schmauck: „Von der Kirchengeschichte ist die zweite Auflage erschienen und schon wieder zum Theil vergriffen. Sie ist nun ins Englische und Französische übersetzt. Die biblische Naturgeschichte ist fertig; nur das Register ist noch nicht gedruckt, welches besonders mühsam zu fertigen war. Die biblische Geographie, die nun besonders erscheint, ist bis auf zwei Bogen auch fertig. Das Abcbuch ist gedruckt. Ich habe aber nur wenige Exemplare davon abdrucken lassen und sie an meine Freunde versendet, um ihre Urtheile über die Brauchbarkeit desselben einzuholen. Mit dem Schulgebetbuch hoffe ich noch in diesem Monat fertig zu werden. Dann geht's an ein Lesebuch, das gleich nach dem Abcbuch gebraucht werden kann. Was noch weiter kommt, weiß ich noch nicht. Ich habe zu viel vor den Füßen, der HErr wird dann schon weiter helfen. — Das vierte Heft der süddeutschen Originalien ist zwar schon lange an den Buchhändler abgegangen, aber noch nicht gedruckt. Warum? weiß ich nicht. Mit dem Druck der Gedichte geht's überaus langsam. — Da kann man Geduld lernen.“ (19. Sept.) — Als Schmauk vernahm, wie kränklich Barth geworden war und wie er dessen ungeachtet von seiner vielseitigen Thätigkeit nicht abließ, so machte er ihm Vorstellungen darüber und sagte, so müsse die Gesundheit nothwendig unterliegen. Barth erwiederte: „Du meinst, ich soll weniger arbeiten. Es ist natürlich, daß Du so denkst, und ähnliche Urtheile habe ich schaarenweise aus meiner näheren und ferneren Umgebung gehört. Meine Erwiederung besteht einzig darin: Ich glaub's nicht, daß ich genug arbeite, viel weniger, daß ich zu viel thue; meine Pflicht ist, zu arbeiten so lange ich kann, und meine Kränklichkeit ist nicht vom Zuvielthun hergekommen. Eine andere Ueberzeugung kann ich Niemanden geben, und in dieser werde ich daher fortfahren

zu thun, was in meinen Kräften ist, so lange mir der HErr Gnade dazu gibt."

Gegen Ende Novembers erhielt Barth einen erwünschten Besuch von dem lieben Missionar Fjellstedt, der von Indien zurückgekommen war und einige Tage in Möttlingen, Stammheim, Altburg und Calw zubrachte, ehe er auf sein neues Arbeitsfeld in Smyrna abreiste. Seine Anwesenheit gab ohne Zweifel den ersten Anlaß dazu, daß Barth im darauf folgenden Jahre seine merkwürdige Kindheits- und Jugendgeschichte in dem anziehenden Büchlein veröffentlichte, das den Titel: „Waldmeisterlein" führt. — Um jene Zeit (25. Nov.) verließ auch Bruder Günther, nachdem er sich von seinem Kopfleiden erholt und seinem Freund mit Auszügen aus englischen und amerikanischen Zeitschriften nützliche Dienste geleistet hatte, die Heimat zum zweiten Male und begab sich nach London und von da auf den ihm angewiesenen Missionsposten in Neu-Südwales.

In den letzten Monaten d. J. waren die Missionsfreunde schmerzlich bewegt von zwei betrübenden Ereignissen in der Missionswelt. Das eine davon hatte die Gesellschaft in Basel schwer betroffen. Es war die Ukase des russischen Kaisers, durch welche die deutschen Missionen in Schusha und dem südlichen Rußland überhaupt aufgehoben wurden. Man kann sich denken, welchen innigen Antheil Barth an diesem niederschlagenden Ereignisse nahm; er erhielt die erste Nachricht durch Schlienz in Malta, konnte sie aber nicht glauben, bis sie auch von anderen Orten und zuletzt von Basel selbst bestätigt wurde. So groß die Verlegenheit war, besonders da man nicht wußte, wo man auf einmal so viele Arbeiter unterbringen sollte, so war er doch überzeugt, der HErr werde auch das zum Besten Seines Reichs gerathen lassen, wie er (4. Nov.) an Schmauk schreibt. Der Erfolg

hat gezeigt, wie wohl gegründet diese Hoffnung war. — Der andere betrübende Vorgang betraf zwar nicht die Basler Mission, berührte aber doch mehr als einen ihrer Zöglinge, und unter diesen auch den mit Barth sehr nahe verbundenen Missionar Lechler von Münklingen. Es war die Entlassung des reichgesegneten Missionars Rhenius in Tinnewely aus dem Verband der kirchlichen Missionsgesellschaft, deren Folge war, daß auch seine deutschen Mitarbeiter aus dieser Gesellschaft austraten, und daß schließlich, weil Rhenius von den Tausenden, die durch ihn zum Glauben gekommen waren, nicht ablassen konnte, zwei verschiedene Missionen auf einem Boden arbeiteten. Es gehörte einige Umsicht dazu, um in dieser Sache nach den verschiedenen Seiten hin ein unparteiisches Urtheil zu fällen. Barth äußerte sich also darüber: „In der Palamkottageschichte scheinen mir hauptsächlich drei Fehler gemacht worden zu sein. Der erste von Seiten des guten Rhenius, daß er seine gegen die bischöfliche Kirche feindseligen Ansichten veröffentlichte, während er doch mit ihr im Verband stand und voraussehen mußte, daß nur seine Entlassung die Folge eines solchen Schritts sein könne; der zweite von Seiten der Committee in England, daß sie durch seine Entlassung die blühende Mission dem Verderben Preis gab, ohne vorher eine gütliche Ausgleichung zu versuchen. Der dritte von Seiten der deutschen Brüder, daß sie es nicht wenigstens probirten, auch ohne Rhenius das Werk eine Zeitlang fortzutreiben, und es nicht darauf ankommen ließen, bis man sie auch fortgeschickt hätte, wenn die Committee sie nicht hätte nach ihrem Gewissen verfahren lassen. Freilich hatten diese deutschen Brüder schon vorher den großen Fehler gemacht, daß sie die Ordination und Anstellung von einer Kirche annahmen, deren Grundsätze sie nicht vorher so genau kennen gelernt hatten,

um zu wiſſen, daß ſie ihrem Gewiſſen entgegen ſeien. Nun es aber alſo geſchehen iſt, bin ich ganz ruhig dabei; der HErr wird's ſchon zum Beſten hinausführen.“ *)

Im Schlußwort des Miſſionsblattes beſpricht er dieſe und andere betrübende und erſchütternde Ereigniſſe im Miſſionsfelde, und wirft am Ende die Frage auf: „Sollte man bei ſolchen Erfahrungen nicht muthlos werden?“ läßt aber alsbald die Erwiederung folgen: „Ja, das fehlte noch! Dann freilich wären ſie als ein Unglück zu betrachten, wenn die Chriſten ſich dadurch niederſchlagen und die Hoffnung ſich rauben ließen. Aber, Gottlob, das iſt nicht geſchehen und wird nicht geſchehen! Vielmehr dürfen wir uns über

*) Eine weitere Folgerung, welche Barth aus dieſem Vorfall ziehen zu müſſen glaubte, ſpricht er etwas ſpäter (April 1836) gegen einen erfahrenen Freund alſo aus: „Die Verbindung mit der kirchlichen Miſſion bleibt immer ein Uebelſtand. Aufgehoben ſoll ſie nicht werden, wenn dadurch auch nur ein Arbeiter mehr ausgeſendet werden kann. Aber der Anſicht bin ich eben auch, daß die Aufhebung dieſer Verbindung nicht unvermeidlich eine Verminderung der Zahl der auszuſendenden Brüder zur Folge haben müßte. In Deutſchland gibt es auch Geld, noch mehr als man zur Erhaltung der Basler Miſſion braucht, und bis jetzt ſind die Einnahmen der Geſellſchaft von der Art geweſen, daß man nicht recht mit Freudigkeit den Leuten zurufen konnte: Ihr müßt mehr geben als bisher, ſonſt reichen wir nicht aus. Wenn offen erklärt würde, daß man die Verbindung mit London abgebrochen habe, weil bei der großen Verſchiedenheit der Nationalität zu viele Mißſtände ſich ergeben haben, und weil man es für unwürdig halte, die Gewiſſensfreiheit durch Uebertritt zu einer andern Confeſſion beſchränken zu laſſen, daß man den deutſchen Chriſten zutraue, ſie würden den dadurch entſtandenen Ausfall der Einnahmen durch vermehrte Freigebigkeit decken, ſo bin ich feſt überzeugt, daß ein ſolcher Aufruf Erfolg haben würde. Dieſe meine Anſicht wird von Vielen getheilt. Einſtweilen aber ſoll dies nur eine Stimme ſein, die, ich bin's gewiß, früher oder ſpäter anerkannt wird.“ So urtheilte Barth wenigſtens in der Zeit der Tinnewelydifferenz; er hat ſeine Anſicht in ſpäteren Jahren wenn nicht geändert, doch gemildert, ſofern er den Werth freier Cooperation verſchiedener Nationalitäten und Kirchen für das Werk der Miſſion immer deutlicher erkannte, aber in dieſem Zuſammenwirken die Freiheit beſtändig gewahrt haben wollte.

das Gegentheil freuen. — Das Werk Gottes liegt nicht darnieder; es breitet sich immer weiter aus; es ist nicht im Untergehen, sondern im Siegen begriffen. Der Reiter auf dem weißen Roß zieht aus: siegend und daß er siege. Wir freuen uns von Herzen, daß wir auch in Seinem Gefolge sein dürfen. Ist es auch unser Beruf zunächst nicht, das Schwert zu führen, sondern in die Trompeten zu stoßen, und die Siege des Evangeliums zu verkünden, so haben wir doch auch einen Antheil an diesem ruhmvollen Streit und somit auch an dem unfehlbaren Siege. Und was Mose zum Sieg über die Amalekiter beitrug, das können auch wir, Schreiber und Leser dieses Blattes, zum Sieg über das Heidenthum beitragen; — ihr wisset, daß es nichts Geringes ist."

Man würde bei diesen siegesmuthigen Worten nicht denken, daß Barth in anderem Betracht gerade um diese Zeit sehr niedergeschlagen und muthlos war. Und doch war es so; denn es drückte ihn manche Betrachtung, namentlich im Blick auf seine Gemeinde. Am 11. Dez. 1835 schrieb er an einen seiner vertrautesten Freunde: „Mit jedem Jahre reißt sichtbarlich Leichtsinn und Gleichgiltigkeit mehr ein, und alles Predigen will nicht mehr anschlagen. In der wegen Sittlichkeit und Ordnung sonst berühmten Gemeinde hatte ich heute in einem Kirchenconvent fünf Männer wegen Schulversäumnissen zu strafen, drei Jünglinge von 16 Jahren zu untersuchen, weil sie unter der Kirche Karten spielten, und einen Ehebrecher wegen seines Betragens zu verhören. Das waren sonst unerhörte Dinge. Oft will mir der Muth sinken und der Gedanke aufsteigen, an einem andern Ort könnte ich mehr wirken, und für die zu todt gepredigten Möttlinger wäre es besser, wenn sie auch einmal eine Zeitlang am geistlichen Hungertuch nagen

müßten. Ich harre des HErrn in großer Muthloſigkeit und bin dennoch gewiß, daß Er mir zur rechten Zeit den rechten Weg zeigen wird." Es iſt begreiflich, daß er unter ſolchen Umſtänden ſeine Kraft um ſo mehr der Reichgottesarbeit im Ganzen zuzuwenden ſuchte. Aber auch da hatte es bisher manche Hemmniſſe gegeben, die ihn in die Enge trieben, z. B. der Mangel an Mitarbeitern für den Schulbücherplan; daher er ſagen konnte: „Ich weiß oft nicht, was ich wünſchen ſoll: daß es noch länger ſo fortgehe, weil ich gerne noch mehr arbeiten möchte, oder daß es bald ein Ende nehme, weil ich mich immer tiefer verwickle, und die Laſt immer größer wird." — Dieſelbe Stimmung begleitet ihn, wie wir gleich ſehen werden, auch in das nächſtfolgende, von manchen Gläubigen mit großer Spannung erwartete Jahr.

1836.

Am 1. Januar d. J. ſchreibt Barth an einen Kreis von engverbundenen Freunden: „Wir haben nun das längſt erwartete, wichtige, vielbeſprochene Jahr 1836 wirklich erlebt, und ob es ſchon am Tage liegt, daß die für daſſelbe vorherverkündigten Ereigniſſe während ſeines Verlaufs nicht eintreffen können, ſo leben wir doch in einer Zeit, deren hoch getriebene politiſche, religiöſe und merkantiliſche Spannung die erſchütterndſten Exploſionen aller Art in der nächſten Zeit ſehr wahrſcheinlich macht. Um ſo größeren Werth muß die brüderliche Gemeinſchaft für uns haben, da jeder Sturm, der uns etwa bevorſtehen kann, auf Trennung und Zerſtreuung der Chriſten und namentlich der Knechte des HErrn berechnet ſein wird; und um ſo feſter müſſen wir uns aneinander anſchließen, da das Lockerwerden brüderlicher Verbindungen eine natürliche, obwohl im Anfang minder empfundene Folge der allgemeinen Schläfrig-

keit ist, von welcher in unsern Tagen auch die klugen Jungfrauen befallen werden. Der HErr gebe uns Gnade, daß wir nicht versäumen, als kluge und treue Knechte zu rechter Zeit Speise dem Gesinde auszutheilen, d. h. weder zu früh noch zu spät die Menschen auf das nahe Kommen Jesu aufmerksam zu machen!"

Er fährt fort: „Was nun mich selbst und meine Amtswirksamkeit betrifft, so habe ich, leider! nur zu viele Ursache, die gleiche Klage, wie Du, lieber Bruder —, zu erheben. Ich bin nun eilf Jahre hier, und muß, so sauer mir's auch geschieht, diese Wahrnehmung zu machen, bemerken, daß sich der sittlich religiöse Zustand des unbekehrten Theils der Gemeinde beträchtlich verschlimmert, und der des besseren Theils nicht gehoben hat. Von eigentlicher, gründlicher Bekehrung eines Erwachsenen weiß ich hier kein Beispiel, unter meinen Confirmirten sind manche, die mir Freude machen, aber es sind meistens Kinder christlicher Eltern, bei denen die häusliche Erziehung vielleicht das meiste gethan und wohl auch ohne mich gethan haben würde. Die Kirchlichkeit hat ab-, die Rohheit zugenommen; alles Predigen, woran weder ich, noch mein eifriger Vikar es fehlen lassen, will nicht anschlagen; ich versuche es aus allen Tönen, bald Moll, bald Dur, heute Alt, morgen Baß; — Nichts will eindringen, und ich muß mich von einem Sonntag zum andern immer mehr davon überzeugen, daß die Gemeinde bereits zu todt gepredigt ist, und daß kein Reizmittel mehr Effekt macht, weil die Nerven zu sehr abgestumpft sind. Das Starke und Geistige trinken sie hinunter wie die Russen den Branntwein, und man merkt ihnen nichts an; die süße Milch des Evangeliums und die einfache Speise des himmlischen Manna sind sie überdrüssig. Ich habe es ihnen nun neulich in einer Predigt mit aller Ruhe gesagt, wie ich ihren Zustand ansehe und habe ihnen zu bedenken gegeben, ob's nicht für sie und für mich besser sei, wenn wir von einander scheiden, und ich einen anderen Acker aufsuche,

der noch nicht so überladen und übersättigt sei, sie aber das Wort Gottes aus einem andern Munde vernehmen, oder vielmehr eine Zeitlang darben müssen, um wieder Hunger nach dem guten Brod zu bekommen, das sie jetzt mit Füßen treten. Diese Predigt hat keinen bemerklichen Eindruck gemacht, ist auch nichts darauf erfolgt, und so harre ich nun auf einen Wink des HErrn, was ich ferner thun soll: denn selbst mag ich keine Wege machen. Daß eine solche Lage drückend ist, und für mich doppelt, weil mich in meinen Verhältnissen eine Veränderung sehr schwer ankäme, werdet ihr mit mir fühlen, und ich empfehle mich deßwegen auch eurer brüderlichen Fürbitte und Berathung."

Es liegt am Tage, daß Barth zu schwarz sah, und deßwegen auch fast allzu hart urtheilte. Wunderlich ist namentlich, was er von der Hungerkur sagt, die nur der HErr vornehmen kann, wenn Er sie nach Seinem allein giltigen Urtheil vorzunehmen für nöthig erachtet (Amos 8, 11. 12.), während es Seinen Knechten offenbar nicht zustehen kann, es darauf anzutragen. Er fühlte es wohl selbst, daß es ein einseitiger Gesichtspunkt war, von dem er in den obigen Betrachtungen ausgieng; denn am Schluß seines Schreibens kommt er noch einmal auf sein Amtsverhältniß zurück, und sagt: „Ich will gern hier ein Missionar sein, und nicht ins Klagen hineinkommen: es handelt sich nur um zwei Punkte, nämlich 1) um die feste Ueberzeugung, daß ich nach dem Willen des HErrn noch länger hier aushalten soll, oder eine andere Stelle suchen; 2) um die Gewißheit, daß von meiner Seite nichts versäumt worden ist, und also die Schuld des Uebelstands nicht an mir liegt, eine Gewißheit, die ich nicht haben kann, weil ich das Gegentheil weiß." — Man sieht, es wogten noch verschiedene Gedanken in Barth's Seele hin und her, wenn er über den Zustand seiner Gemeinde, über sich selbst, über Vergangenheit und Zukunft nachdachte. Er war sich keineswegs klar; deßhalb bat er um den Rath und die Fürbitte

der Brüder, in der Hoffnung, dadurch zu völligerer Klarheit zu gelangen.

Inzwischen trat er in anderer Beziehung mit gutem Muthe in das neu begonnene Jahr ein. Um uns davon zu überzeugen dürfen wir nur die erste Nummer des Calwer Blatts von d. J. lesen. Da werden wir von einem frischen Geiste angeweht. Voran steht das schöne Gedicht: „Die Streiter Christi," in welchem die Missionare mit einem eng vereinten, todesmuthigen, siegesgewissen Heere von Kämpfern verglichen werden, es schließt mit den Worten:

Wer ist, der den Muth verliere!
Wahrheit bleibt!
Christus schreibt Sieg auf die Paniere.
Gold'ne Kronen folgen droben
Nach dem Streit;
Herrlichkeit Ist dort aufgehoben.

Nun folgt ein geharnischter Artikel mit der Ueberschrift: „Das deutsche Missionswerk im Jahr 1836," der recht eigentlich dazu angethan ist, neuen Missionseifer zu wecken. Zuerst thut er einen Rückblick auf die seit zehn Jahren wachsende Theilnahme der deutschen Christen an der Missionssache und die gesegnete Wechselwirkung zwischen der Missionsthätigkeit und dem lebendigen Christenthum. Hinsichtlich der Zahl der Arbeiter sagt er, stehe die deutsche Kirche ihren Schwestern in England und Amerika nicht weit nach; aber in Hinsicht auf reichliche Beiträge, auf eifrige und gewagte Unternehmungen, auf großartige Maßregeln habe sie von denselben noch Vieles zu lernen. Nicht die Geldarmuth sei es, die hier im Wege stehe. „Nein, bei uns in Deutschland fehlt nur der christliche Sinn, der den Missionssinn erzeugt; der Wetteifer und die lebendige Bewegung christlicher Parteien und Kirchengemeinschaften: der Gemeinsinn für das

Reich Gottes, der über die ſtumpfe Beſchränktheit ſelbſtſüchtiger Abſchließung erhebt, ſonſt könnten wir auch Größeres leiſten. Kann man doch für Eiſenbahnen, Dampfſchifffahrten, Canalbauten große Summen zuſammen bringen; warum nicht auch für die Bahnen, die dem HErrn bereitet werden, für die Schifffahrt zu den fernen Heiden, denen das Evangelium gebracht, für die Canäle, durch welche das Lebenswaſſer in die Wüſten und Einöden der Erde geleitet werden ſoll! Du ſagſt: „Dort bekommt man Procente, hier Nichts.“ — Ja, du weißt's ſchön; meinſt du der reiche König des Himmels und der Erden würde ſich nicht ſchämen auch nur einen Groſchen von dir zu nehmen, den er nicht hundertfältig wieder heimzahlte? Er, der jeden Becher kalten Waſſers vergilt! Aber freilich, die Menſchen, die nur aufs Sichtbare ſehen und ſäen, weiſen jeden Wechſel, der auf die Ewigkeit, oder auf die reiche Bank des unſichtbaren Königs ausgeſtellt iſt, mit Proteſt zurück. Mögen ſie! Wir werden ſchon noch ſehen, welche Kapitalien am längſten halten.“ — Ferner: „Unſere Miſſionsgeſellſchaften haben ſich bisher immer nach der Decke geſtreckt, und ihre Ausgaben nach den Einnahmen eingerichtet. Das iſt zwar die rechte Ordnung in jeder Haushaltung und in jedem Geſchäft; im Reiche Gottes aber kann's auch umgekehrt ſein, wenn das Bedürfniß ſchreit, und der Glaube treibt, dann müſſen die Einnahmen nach den Ausgaben ſich richten. Wir Deutſche können ſo gut eine koſtſpielige Miſſion in Indien unterhalten als die Engländer, wenn wir nur Glauben genug hätten; aber dieſen Glauben können wir nicht ſelber machen, er muß von oben geſchenkt werden, und Gott gibt ihn nur denen, welche Er durch die Ausführung eines ſo ehrenvollen Auftrags begnadigen will. Doch dürfen und ſollen wir für uns um einen ſolchen Glauben bitten, damit die Chriſten endlich einſehen lernen, daß

nicht das Geld ihnen zum Ziele helfen soll, sondern sie dem Gelde. S. Hiob 31, 24. Hagg. 2, 9." — Am Schlusse spricht er noch über die Erwartungen, von dem Jahr 1836, und endigt mit den Worten: „Sollte — auch das Jahr 1836 gegen so Mancher Erwartung durch keine besonderen Ereignisse ausgezeichnet sein; so laßt uns wenigstens, weil es uns an die Zukunft des HErrn mahnt, in diesem Jahre mehr als bisher für die Missionssache beten, arbeiten, verleugnen, geben, sorgen und werben, daß man einst noch in spätern Jahren folgenden Artikel lesen könne: ‚Im Jahr 1836 haben viele Christen die Zukunft des HErrn erwartet; Er ist nicht gekommen; aber das muß man sagen, in keinem Jahre sind die Christen in Deutschland so eifrig gewesen, wie in diesem, Sein Reich zu erweitern und Ihm Bahn zu machen.' — Amen, ja, das geschehe also."

Auch in seinen Arbeiten für den Verlagsverein nahm er einen neuen, muthigen Anlauf. Da er nämlich eine Weltgeschichte für Schulen und Familien, aus christlichem Gesichtspunkte bearbeitet, für eines der größten Bedürfnisse in unserer Literatur hielt und sich, weil er sich selbst für ganz untauglich zu diesem Geschäfte hielt, schon lange nach einem tüchtigen Manne dafür umgesehen hatte, ohne einen solchen zu finden, so entschloß er sich endlich doch, selber daran zu gehen. Er fand zwar, daß ein Handbuch der Weltgeschichte für höhere Schulen und Gymnasien, in christlichem Sinne geschrieben, ein ebenso großes Bedürfniß wäre. Aber er sagte: „Diese Arbeit ist zu schwer für mich und ich muß warten, bis der HErr einen Mann dazu erweckt." An die erstere Aufgabe aber „für Schulen und Familien wollte er sich nunmehr wagen „als an ein Riesenwerk, das er im Namen des HErrn, wie der kleine David den Goliath, zu bezwingen hoffte." Er begann um die Mitte Februars und

setzte sich vor, bis zum Mai damit fertig zu werden. „Denn," sagte er, „wenn die Arbeit vor dem Basler Feste nicht ins Reine käme, so wäre es gefehlt." An jedem Tage war der Vormittag unabänderlich für dieses Werk bestimmt, so daß selbst Briefe, die am Abend kamen, bis zum andern Mittag uneröffnet liegen bleiben mußten. Alles, wozu er sonst den ganzen Tag gehabt hatte, mußte dann in der übrigen Tageszeit abgethan werden, wo ihn freilich oft noch Besuche und andere Störungen überfielen. — Am 18. März schreibt er: „An meiner Weltgeschichte wird morgen die Zeit vor Christus, der dritte Theil des Ganzen, fertig. Sie fällt aber gar nicht nach meinem Wunsche aus, und wird mir unter den Händen zu etwas ganz Anderem, als ich wollte. Nicht populär, nicht für Kinder brauchbar, zu wenig Thatsächliches, Specielles, zu viel Abstraktes, zu viel Uebersichten, Reflexionen u. s. w. Gott erbarm's! Aber ich weiß nicht zu helfen. Alle Tage nehm' ich mir's besser vor und alle Tage wird mein Vorsatz zu Schanden." — Am Samstag den 14. Mai kam er mit der Arbeit zu Ende, war aber, wie schon bemerkt, keineswegs befriedigt, weil das historische Material ganz in den Hintergrund trat, so daß an einen Gebrauch für Schulen und Familien nicht mehr zu denken war. Statt dessen bestimmte er sie „für nachdenksame Leser," die von der Geschichte schon etwas wissen. „Den Plan Gottes in der Geschichte der Menschheit nachzuweisen, das ist das Pensum dieses Buchs," sagte er, „und in sofern kann es als Zugabe und Maßstab aller andern Geschichtswerke von Schullehrern, Seminaristen, Missionszöglingen u. dgl. gebraucht werden. — Ein Büchlein für Schulen muß ich eben nun später schreiben, so der HErr Leben und Gesundheit gibt." — Zunächst wurde die Arbeit zur Revision bei sachkundigen Freun-

den in Circulation gesetzt und mit der Erscheinung stand es noch bis in's nächste Jahr an.

Der Amtsdruck, welcher auf Barth lag, wurde unter Anderem durch den bedenklichen Zustand der Schule herbei geführt. Seit eilf Jahren plagte er sich mit einem Schulmeister, der, wie es scheint, viel größere Freude an der Oekonomie als an seiner Schule hatte, und dazu eine unvernünftige Disciplin führte. In der letzten Zeit war er auch übelhörig geworden, und dadurch hatte der traurige Zustand in der Schule so zugenommen, daß Barth nicht mehr länger zusehen konnte. Er that einen außerordentlichen Schritt, und machte auf den Rath des Oberconsistorialrath Klaiber, seines geliebten Lehrers, eine Eingabe an's Consistorium, in welcher er die Beschaffenheit des Mannes und der Schule getreu schilderte, und um einen Amtsverweser bat. Das Consistorium bewilligte seine Bitte sogleich, und setzte dem Schulmeister auf seine Kosten einen Amtsverweser, und zwar denselben, welchen Barth gewünscht hatte, seinen ersten Confirmanden Mast von Dornhan her den er unterrichtet und zum Schulstand befördert hatte. Unsere Leser kennen denselben aus den interessanten Erzählungen über Barth's Wirksamkeit in Dornhan. Da sein lieber Mast schon damals ein sehr tüchtiger Schullehrer war, so durfte er von dessen Wirken viel Gutes hoffen. Auf der andern Seite mußte er sich freilich darauf gefaßt halten, daß der bisherige Schulmeister ihm diesen Schritt verübeln würde. Er suchte ihn aber mit seinem Schicksal, und mit ihm selbst, der es veranlaßt hatte, dadurch auszusöhnen, daß er ihm versprach, den Amtsverweser in Kost zu nehmen. Mast trat an Georgii dieses Jahres ein, und mit seinem Eintritt gewann Barth einen neuen Muth für die Gemeinde. Er bezeugt dieß aus-

drücklich in einem Schreiben an seine Brüder am Tage nach Mast's Eintritt in Möttlingen.

Seine offenen Aeußerungen über seine gegenwärtige Stellung zur Gemeinde (S. 301) hatten bei diesen verschiedene Aufnahme gefunden, worauf er am 24. April erwiederte:

„Daß ich nicht ohne reifliche Ueberlegung und deutliche Wink vom HErrn eine Aenderung machen würde, sehet ihr aus meinem letzten Brief; daß ich aber mit Unrecht klage, wie der liebe Knapp meint, will mir doch nicht recht einleuchten. Es ist wahr, die Gemeinde hat mich gesucht und mit Liebe aufgenommen, und ich habe mich auch in den ersten Jahren gefreut wahrzunehmen, daß viel Gutes in ihr zu finden war, und sie im Ganzen zu den besseren Gemeinden gezählt werden konnte. Das Geringste, was ich unter dem Segen des HErrn bei solchen Umständen hoffen konnte, war, den guten Fond ungeschmälert zu erhalten und das Kapital nicht kleiner werden zu lassen. Gewiß eine bescheidene Erwartung, auf die ich mich im Anfang freilich nicht beschränkte. Was aber meine jetzige Ansicht motivirt, das sind ja nicht bloße Meinungen, Voraussetzungen u. dgl. sondern offenbare Thatsachen. Die Gottesdienste werden bei weitem nicht mehr so fleißig besucht, wie in den ersten Jahren. Die Verarmung nimmt zu, und die Entsittlichung und der Luxus in gleichem Grade. Die alten Christen sterben hinweg, und ihre Lücken werden nicht wieder besetzt. Und so könnte ich noch viele offenkundige Merkmale anführen. Dabei verkenne ich nicht, daß die Gemeine doch noch besser ist als viele andere, und daß von dem jungen Geschlecht manches Gute erwartet werden könnte. Doch ist mir kürzlich zweimal der Fall vorgekommen, daß zwei junge Leute, welche im ledigen Stande zu den Ernstlichsten gehörten, von der Zeit an, da sie sich miteinander verheiratheten, von der Versammlung weggeblieben sind. Unter meinen letzten Confirmanden (21) sind vier, von denen ich hoffen darf, daß sie auf den Wegen des HErrn wandeln

werden. Auch habe ich die Freude, daß einer meiner ersten hiesigen Confirmanden, wahrscheinlich noch in diesem Jahre, als Missionar in die Heidenwelt gehen wird. — Seitdem ich nun die Hoffnung habe, daß auch in der hiesigen Schule ein Neues gepflügt werden wird, sitze ich wieder fester, wenigstens für ein paar Jahre, um auch den Erfolg dieses Mittels noch abzuwarten. — So sehe ich denn noch eine Zeitlang zu, „und warte, bis der Heiland macht."

Im Juni d. J. erschienen endlich die christlichen Gedichte von Barth, die er schon im vorangegangenen Sommer zum Druck fertig gemacht hatte. Sie enthalten das Reifste und Beste von dem, was er bis dahin in christlichem Sinne gedichtet. In welchem Gedanken er sie veröffentlichte, das sagt er selbst mit naiven Worten in der Vorrede: „Wenn ich sagen wollte, ich sei von vielen Seiten aufgefordert worden, eine Sammlung meiner Gedichte herauszugeben; so würde ich Unwahrheit reden: nicht ein Mensch hat ein solches Ansinnen an mich gemacht. Nur der Gedanke, daß es vielleicht Unrecht wäre, dieses Pfund zu vergraben, da es doch etwa Einem oder dem Andern Ermunterung gewähren oder sonst nützlich werden könnte, hat mir Freudigkeit gegeben, mit diesem Büchlein hervor zu treten, obwohl ich mein geistliches Naturell zu gut kenne, als daß ich mich für einen Dichter im vollen Sinn des Wortes halten soll." Auch hebt er hervor, daß es die Aufgabe seines Lebens sei, an der Wiederemporbringung und Verherrlichung des ewigen Wortes Gottes mitzuarbeiten, und seine Absicht, daß auch dieses Büchlein ein wenig dazu helfen möchte. Wenn diese Absicht erreicht werde, möge man immerhin neben andern geringen Poeten auch ihn vergessen. — Vergessen wurde er nicht; viele seiner Lieder sind ein Gemeingut der Christen in weiten Kreisen geworden, und haben

ſchon viele Tauſende im Glauben ermuthigt und geſtärkt. Doch dürfte wohl gerade dieſe Sammlung nach Verfluß von drei Jahrzehnten den Freunden chriſtlicher Dichtung auf's Neue zur Beachtung empfohlen werden, wegen des reellen Gehalts, den dieſe Poeſieen haben und behalten. Unter der Rubrik: „Aus und nach der Schrift" iſt z. B.: „Die Zukunft Chriſti" unſeres Erachtens ein wahres Meiſterſtück. Barth hat darin ſein und ſeines ſeligen Freundes Oſiander wohlerwogene Schriftgedanken über dieſes große Thema ſo zuſammen geſtellt, daß man ein Geſammtbild deſſen erhält, was der Tag des HErrn nach ſeinem geoffenbarten Worte bringen wird. Es iſt eine erhabene Poeſie und doch bis ins Einzelne lautere Wahrheit. Man wird im Geiſte erhoben und gleichzeitig in ein tieferes Schriftverſtändniß eingeführt. Ueberhaupt ſcheint uns dieß eine Eigenthümlichkeit der unſerem Freunde gewordenen dichteriſchen Gabe zu ſein, daß er es verſtand, neben der Anregung des Gemüths und der Phantaſie immer etwas Weſentliches zur Belehrung zu geben.

Als die Gedichte erſchienen und die Weltgeſchichte noch für längere Zeit in der Reviſion war, hatte Barth, ſo viel auch die Sachen des Verlagsvereins zu thun gaben, nach ſeiner raſtloſen Thätigkeit ſchon wieder einen neuen Zweig chriſtlicher Wirkſamkeit ins Auge gefaßt, und die erſte Hand an ein Werk gelegt, das den Kreis ſeiner Aufgaben weſentlich erweiterte. Die Jugendblätter waren in Angriff genommen.

Ehe wir aber von dieſen reden, wollen wir eine kleine Erzählung von der Basler Feſtreiſe dazwiſchen laufen laſſen. Er reiste in ſeinem eigenen Gefährt mit ſeinem Freund Hochſtetter und dem lieben Agenten G. Weitbrecht über Straßburg, wo ſie, wie auch in Sitzenkirch, einen Raſttag

machten. Am 25. Juni früh in Basel angelangt fanden sie ihre Herberge alle drei im Missionshause. Es versammelten sich dießmal mehr Fremde als je zuvor, als wollten sie einen Trost für die schwere Erfahrung bringen, welche die Gesellschaft im letzten Jahr gemacht hatte. Aus Württemberg allein waren zwölf Geistliche da. Von Tübingen kamen Dr. Steudel und Professor Schrader, welche von dem Eindruck der Feste, die alle ihre Erwartung übertrafen, sehr ergriffen wurden. Der ehrwürdige Dekan Herwig war mit seiner Gattin und seinen zwei Schwiegersöhnen, Pfr. Zeller von Nellingen, und Stadtpfarrer Faulhaber von Lauffen gekommen, von denen der erstere in diesem Jahre eine Beschreibung des chinesischen Reiches nebst einer Uebersicht der Geschichte China's mit Rücksicht auf die Ausbreitung des Christenthums in diesem Ländergebiet heraus gegeben hatte: eine erste Mahnung an die deutschen Missionsfreunde, auch etwas für das größte Reich der Erde zu thun. Aus Paris war Fr. Monod da, der, wie man denken kann, ergreifend sprach. Aus Petersburg Dr. Paterson, aus Frankfurt a/M. Bankier Schmid, der sich hernach als warmer Missionsfreund bethätigte; aus Neapel Feldprediger Küpfer, der seitdem mit der Basler Mission als einer der thätigsten Mitarbeiter völlig verwachsen ist; ferner: Pfarrer Kapff von Kornthal und noch viele Andere. Es war eine regsame Zeit in der Mission. Candid. Mögling war nicht lange zuvor erweckt worden, hatte sich zum Missionsdienst gestellt und war bereits mit andern Brüdern nach Dharwar in Ostindien abgegangen, wo jetzt ein deutscher Missionsgarten erblühen sollte. Cand. Gundert war von der Universität aus auch in den Missionsdienst eingetreten und auf einem andern Wege nach Indien gegangen, wo er später mit Mögling Jahre lang im Segen zusammen wirkte. Die Er-

weckung dieſer beiden Candidaten für die Miſſion war für die Freunde dieſer Sache ſehr ermuthigend. — Ueber den Verlauf des Feſtes gibt Barth dießmal nur einen kurzen Bericht, aber das ſagt er, die Gäſte haben es wie aus Einem Munde bezeugt, daß hier gut wohnen ſei, und daß ſie gerne Hütten bauen möchten, wenn ſie nicht wüßten, daß es auch von dieſem Tabor herab, wie dort bei den Jüngern Jeſu, nach kurzer Zeit des Genuſſes wieder zur Arbeit und zum Kampfe gehen müſſe. — Für Württemberg war es von Wichtigkeit, daß Männer von Einſicht und Gewicht ſich mit eigenen Augen überzeugten, in welchem Geiſte die Zöglinge in Baſel vorgebildet werden; denn es tauchten gerade damals Gedanken auf, ob man nicht in Württemberg ſelbſt nach einem andern Plane Miſſionszöglinge ausbilden könnte. Einfache Leute, hieß es, ſollten ohne Unterricht in den alten Sprachen aufs allereinfachſte, ganz nach der Bibel unterrichtet werden; wenn man die Bibel allein treibe, werden auch die Gaben des Geiſtes wiederkommen, die Zeit ſei ſchon da. So konnte Einer dieſer Opponenten ſagen. Als der ſel. Inſp. Blumhardt ein paar Monate ſpäter nach Württemberg kam, hatte er genug zu thun, um dieſen Beſtrebungen zu begegnen und die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens zu zeigen, indem er einestheils hervor hob, wie unentbehrlich ein Unterricht in den alten Sprachen ſchon darum ſei, weil er die Grundlage bilde für die Erlernung der heidniſchen Sprachen; abgeſehen davon, daß ſolche Nebenanſtalten die Wirkſamkeit in Baſel nothwendig ſchwächen müßten. — Was Barth ſelbſt betrifft, ſo war er bekanntlich ganz entſchieden dagegen, daß in Württemberg etwas Selbſtändiges unternommen werde. „Baſel und Württemberg gehören zuſammen; ich halte auf Zerſplitterung nichts;“ das waren ſeine bündigen Antworten auf dergleichen

Gedanken. — Die Rückreise machte er über Schaffhausen, wo er mit seinen Freunden einen halben Tag zubrachte. Gleichzeitig reiste auch Cand. Christoph Blumhardt, damals Lehrer am Missionshaus, und Barth's Correspondent in Basel, der in der letzten Zeit viel gelitten hatte, auf demselben Wege in die Heimat, von Schaffhausen aus in Gesellschaft des sel. G. v. Mandach und Pfr. Chr. Kirchhofer. So fuhren sie in zwei Wagen, aber mit jeder Station die Plätze wechselnd, gemeinschaftlich bis Sebastiansweiler, wo Blumhardt zurück blieb, um das Schwefelbad zu gebrauchen. Für Barth hatte sich indessen so Vieles aufgehäuft, daß er in einem Briefe sagt, er wisse kaum, wo ihm der Kopf stehe, und müsse sich aufs Allernothwendigste beschränken.

Es handelte sich also nun um die Jugendblätter. Das Bedürfniß einer christlichen Zeitschrift für die lesefustige Jugend beiderlei Geschlechts vom 12—18 Jahre lag am Tage. Die geschätzten „Beschäftigungen für die Jugend" waren eingegangen, und gewissenhafte Eltern und Lehrer waren häufig in Verlegenheit, wenn sie diesem Alter auch nur eine unschädliche, geschweige eine wahrhaft heilsame Nahrung darbieten wollten. Niemand fühlte dieses Bedürfniß stärker als Barth, der es aus eigener Erfahrung kannte, und dem die Jugend immer ganz besonders auf dem Herzen lag. Doch hätte er sich bei seiner Ueberhäufung mit Arbeit wohl schwerlich so bald zur Herausgabe einer solchen Zeitschrift entschlossen, wenn ihm nicht der HErr an dem jungen Buchhändler L. Hänel in Stuttgart einen Mann zugeführt hätte, dem diese Sache ebenso theuer als ihm war, und der sich durch entschieden christlichen Sinn, wie durch gründliche wissenschaftliche Bildung ganz dazu eignete. Günstig war der Umstand, daß Barth's alter Freund, der theure

Schubert in München, mit dem Barth aufs Neue in Correspondenz getreten war, als Mitarbeiter genannt werden durfte. Sein Name versprach einen guten Eingang bei Vielen. Für geographische und naturgeschichtliche Artikel bot sich Hochstetter ganz in der Nähe als erwünschter Mitarbeiter dar. Für andere Fächer mußten solche erst gesucht werden. Um so mehr ist es zu verwundern, daß Barth die große Arbeit dennoch mit frischem Muthe begann; denn die Hauptsache fiel doch auf ihn, schon um der Redaction willen, aber auch deßhalb, weil er gleich von vorne an, wegen Mangels an Mitarbeitern, eine große Zahl von Artikeln selbst schreiben mußte. Erst mit der Zeit gewann er bedeutende Kräfte im In- und Ausland. Es gehörte daher eine nicht geringe Rührigkeit und Emsigkeit dazu, diese Zeitschrift in's Leben zu rufen und im Gang zu erhalten.

Nun war aber auch der Kreis seiner Thätigkeit, vor der Hand neben dem Pfarramt, in vier Feldern abgeschlossen. Als wenn er sich diesen viergetheilten Kreis auch sichtbar vergegenwärtigen wollte, ließ er sich einen Siegelstock mit seinem Namen fertigen, der die Anfangsbuchstaben der vier Zweige seiner Wirksamkeit: „Missionssache, Kinderschriften, Verlagsverein, Jugendblätter," in seinen vier Ecken trug. Diese Zweige waren zum Theil nahe miteinander verwandt; jedenfalls konnte er beim Aufsuchen des Stoffes manchmal dieselben Quellen benützen, und was sich für den einen Zweck nicht eignete, nach einer andern Seite hin verwenden. Dieß war namentlich auch bei den Bildern der Fall, die er sich aus England und Amerika verschaffte. Man könnte denken, diese schriftstellerische Thätigkeit sei nun gerade das gewesen, zu was Barth eine vorwiegende Neigung gehabt habe. Dem war aber doch nicht also. Die Schriftstellerei für die Kinder und für die Ju-

gend übernahm er mehr darum, weil er das große Bedürfniß erkannte und von Andern so selten in seinem Sinne befriedigt sah. Im theologischen Fache zu arbeiten, wäre ihm viel erwünschter gewesen. Er hatte z. B. eine Biographie von Oetinger versprochen, und wurde im Jahre 1836 daran erinnert. Er bemerkte darauf: „das gehört auch zu meinem Verleugnungswege, daß ich eine solche schöne, genußreiche Arbeit, in die ich mich schon recht hineingelebt hatte, liegen lassen muß, um — Kinderschriften zu schreiben.“ Einige Monate nachher äußert er sich in ähnlicher Weise aus einem andern Anlaß. Ein Freund hatte ihm die polemische Schrift eines theologischen Professors geschickt. Er bemerkt darauf: „Ich habe sie gelesen, aber sie ist mir zu hoch gewesen, als daß ich sie hätte verstehen können, weil ich eben nur einfacher ungelehrter Landpfarrer und Kinderschreiber bin und kein Professor. Wie gut ist's aber, daß es doch auch so gelehrte Leute gibt, die den Herren Rationalisten und Gefühlstheologen und Pantheisten das Nöthige entgegnen können! Hab' mir oft gewünscht, möchte auch so ein gewappneter Kerl sein und drein schlagen können; ist aber pure Eitelkeit, und der liebe Gott will haben, ich soll auf dem Schemel bei den kleinen Kindern sitzen bleiben, und mit ihnen lallen.“ Später konnte er sagen, er hätte den Beruf in sich gefühlt, die Propheten zu bearbeiten, aber über seiner vielfachen praktischen Thätigkeit habe er nie Zeit dazu finden können. Es war also nicht Liebhaberei, was er trieb, sondern er verfolgte einen ihm nach seiner Ueberzeugung von Gott gewiesenen Weg.

Zur ordnungsmäßigen Verbreitung der Schriften des Calwer Verlagsvereins mußte mit der Zeit nothwendig auch der buchhändlerische Weg eingeschlagen werden, und dazu bedurfte der Verein eine Concession. Die Mitglieder

wendeten ſich deßhalb (25. Sept. 1836) an die K. Kreisregierung in Reutlingen und erhielten von ihr unter dem 14. Okt. deſſelben Jahrs die Conceſſion der Rechte einer Buchhandlung zum Zweck der Verbreitung wohlfeiler Kinder- und Schulſchriften in Württemberg, Deutſchland u. ſ. w. So war nun aus dem Pfarrer in Möttlingen auch ein Buchhändler geworden, da die pecuniäre Verbindlichkeit auf ihm allein haftete. Das Geſchäftslokal war und blieb vor der Hand in dem Federhaff'ſchen Hauſe in Calw, und der liebe G. Weitbrecht war, wie bisher, der Geſchäftsführer.

Wir haben Schubert als Mitarbeiter für die Jugendblätter genannt. Er lieferte gleich in's erſte Heft eine kurze, aber liebliche Erzählung; weiter aber war zunächſt nichts von ihm zu erwarten, wegen der nahe bevorſtehenden Reiſe ins Morgenland*). Barth konnte ſichs nicht verſagen ihn vor derſelben noch einmal zu ſehen. Zu ſeiner Erleichterung machte er die Reiſe im eigenen Gefährt und ſein lieber Bruder Widmann von Calw entſchloß ſich ihn zu begleiten. Eine halbe Stunde von Stuttgart trafen ſie auf der Straße mit Spittler von Baſel zuſammen, der eben im Lande war, und von Kirchheim nach Stuttgart reiste. Als er hörte, ſie gehen zu Schubert, bekam er gleich Luſt, auch mit zu gehen, und in fünf Minuten ſaß er ſchon bei den Reiſenden in ihrem Wagen und fuhr mit ihnen München zu; denn er hatte auch etwas bei Schubert zu beſorgen. Er wollte ihm einen arabiſchen Dolmetſcher verſchaffen. Beinahe fünf Tage brachten ſie zuſammen in Schuberts Hauſe zu. Der liebe Zeller in Nagold, der jede Gelegenheit, Freunde zu er-

*) Doch ſandte er hernach einen Artikel „Heliopolis und Matarieh," während er auf der Reiſe war und bethätigte ſo aus weiter Ferne ſeine Liebe zu der neuen Unternehmung.

freuen, so gerne benützte, hatte dem verehrten Naturforscher bei diesem Anlaß durch Barth schöne Sachen aus seiner Sammlung gesandt, die Freude machten. Im Blick auf biblische Naturgeschichte und Geographie gab es manche Fragen zu besprechen. (Auch konnte Barth dem theuren Reisenden Empfehlungsbriefe mitgeben nach Constantinopel, Brusa, Smyrna, Alexandrien, Cairo, Beyrut, Damaskus, Jerusalem, Malta.) Die Hin- und Herreise in so erwünschter Gesellschaft war gar lieblich.

Nach seiner Zurückkunft von dieser Reise schrieb Barth ein kleine theologische Streitschrift gegen das „Leben Jesu von Dr. Strauß," das damals viel Aufsehen erregte. Den Anlaß dazu gab, daß Missionar Zaremba, der davon gehört hatte, ein Manuskript, muhammedanische Mythen enthaltend, ihm zugeschickt hatte, in dem Gedanken, diese Proben von wirklichen Mythen würden sich in dem Kampfe gegen die Strauß'sche Mythentheorie vielleicht irgendwie verwenden lassen. Barth, der diesen Gedanken nicht ungeeignet fand, benützte sie zu einer kleinen Flugschrift mit folgendem Titel: „Die Mythen des Lebens Jesu. Auszüge aus Haiat ul Kulub von Muhamed Bachir. Nebst einem Anhang über das Leben Jesu von Dr. Strauß herausgegeben von M. Chr. G. Barth. Stuttgart bei J. F. Steinkopf. 1837." — Voran steht ein Motto von Hugo Grotius über die eigenthümliche Art des evangelischen Wahrheitsbeweises, in welchem derselbe das Evangelium mit einem Probirstein vergleicht, mittelst dessen man die Geister, die noch einer Heilung fähig seien, herausfinden könne. Im Vorwort sagt Barth, bei so vielen größeren und gelehrten Schriften über das Strauß'sche Werk werden Manche lieber etwas Kurzes lesen. Von vielen tausend Kugeln treffe in der Schlacht oft nur eine; deßhalb könne auch ein kleines Büchlein so viel

wirken als ein großes Buch, wenn es nur die rechte Kugel geladen habe. „Und," fährt er fort, „ein einziger Bogen kann treffen, wenn nur ein treffender Pfeil darauf gelegt ist. Das weiß aber der Schütze zum Voraus nicht, sondern nur der, welcher jeder Kugel ihr Billet mitgibt. Unter solchen Gedanken habe auch ich meinen Bogen gespannt, und lasse aufs Gerathewohl den Pfeil fliegen. Der große Feldherr, der bei uns bleibt wohl auf dem Plan, zeige ihm seinen Weg!" — Nun folgen jene Auszüge wörtlich. Beigegeben sind sodann einige Fingerzeige über das, was der mythischen Erzählung ihren unterscheidenden Charakter gibt. Der Contrast zwischen unverkennbaren Mythen und der ächten evangelischen Erzählung wird an jenem Zerrbild klar hervorgehoben, und so eine Appellation an den gesunden Menschenverstand, ein argumentum ad hominem erlassen. Merkwürdig ist das Schlußwort, in welchem unter dem Bilde von einer dreifachen Kappe darauf hingedeutet wird, daß aus diesen Anfängen zuletzt noch ein antichristliches Papstthum herauswachsen könnte. Es lautet also: „Der Missionar Schulz sprach mit dem Juden Benjamin vom Talmud, als der Verdunklung der heiligen Schrift. Benjamin erwiederte: „Es ist wahr, was ihr sagt, der Talmud ist die Kappe über die Laterne; aber diese Kappe haben wir um euretwillen gemacht." Schulz versetzte darauf: „Recht so; ihr habt die Kappe gemacht, und haltet also die Laterne unter der Kappe, daher könnet ihr nicht sehen, und wenn wir euch folgten, so giengen wir auch irre. Aber wir haben die Laterne unter der Kappe weggezogen; daher haben wir das Licht, und ihr habt die Kappe, und bleibet in Finsterniß." — Also wollen auch wir das evangelische Licht behalten, und Herrn Strauß seine Kappe lassen. Vielleicht macht die immer thätige Mythe noch einige Zusätze, bis eine dreifache Kappe daraus wird.

Und wenn die klingende Schelle seinen Ruhm weit und breit verkündigt und den Untergang der alten Wahrheit meldet, so vergesse man nicht, daß auch diese Schelle an einer Kappe hängt.“

Von den Weihnachtsschriften, die in dieses Jahr fallen, haben wir die eine „das Waldmeisterlein“ schon früher erwähnt. Die andere behandelte unter dem Titel „die Altväter“ die Geschichte der Mährischen Brüder, den Anbau von Herrnhut, die Kindererweckung daselbst ꝛc. Es ist zum Verwundern, mit welcher Frische, Lebendigkeit und Kindlichkeit der Verfasser den Gegenstand behandelt. Man sieht überall, wie sein ganzes Herz dabei ist; da ihm von Kindheit auf die Brüdergemeinde besonders lieb und theuer war. Nicht bloß die Lebensläufe der alten Brüder liest man mit Lust; auch die Vorgänge in der Gemeinde sind ungemein ansprechend erzählt. Mitten im Büchlein heißt es einmal: „Ihr werdet euch vielleicht bisher gewundert haben, daß ich euch dießmal von lauter Männern, und zwar zum Theil alten Männern schreibe. Aber diese Männer sind alle auch Kinder gewesen und von ihren Kinderjahren habt ihr ja doch auch dieß und jenes vernommen; alt wollet ihr auch werden: nun habt ihr doch an diesen Leuten gesehen, wie sie so lange keinen Frieden hatten, bis sie mit dem Heiland recht bekannt worden sind, und wie ihnen der überall durchgeholfen und ihre Herzen selig und froh gemacht hat. Wenn ihr das recht glauben lernet und dann auch versuchet, mit dem Heiland in persönliche Bekanntschaft zu kommen, so ist mein Zweck erreicht, und dann gilts ja gleich, ob ihr's von Jungen oder Alten gelernt habt.“ Nun bahnt er sich erst den Weg zur Erzählung der Kindererweckung und schließt mit lieblichen Briefen von dem seligen Knaben Matthäus Linner. — Es ist ein Büchlein recht dazu angethan, eine

innige, zarte und hingebende Liebe zum Heiland in Kindern zu wecken.

In diesem Jahre erschien auch ein längeres Gedicht von Barth über das Kloster Hirsau in Knapps Christoterpe, das wir hier noch nachträglich erwähnen, ob es gleich schon im vorangegangenen Jahre geschrieben war. Es ist eine gedankenreiche Poesie, in welcher er Alles zusammen stellte, was seine Seele bewegte, wenn er von der Höhe herab auf seinen Wanderungen nach Calw (von Neuhengstett her über Ottenbronn) die malerischen Klosterträmmer oft sinnend betrachtete. Er beginnt mit den Worten:

Stilles Denkmal längst verstummten Lebens,
Das hier zwischen grünen Tannenwäldern
Aus dem tiefen Thal zu mir heraufschaut.
Stilles Grabmahl, das ein ganz Jahrtausend
Birgt in seinem weiten Sarkophage
Mit unzähl'gen Angst- und Freudenstunden;
Tief beweget grüß' ich von der Höhe
Deine hochbewachs'nen Mauerwände,
Deine Thürme, die so traurig stehen
Auf die prächt'gen Trümmer niederblickend,
Wie ein Fürst, der in der Feldschlacht einzig
Ueberbleibt, und rings umher bekümmert
Nur erschlag'ne Schlachtgenossen wahrnimmt, —
Deine hochgewölbete Kapelle,
Deren Dach allein vom Hagelwetter
Der Jahrhunderte verschont geblieben;
Ich gedenke deiner alten Zeiten,
Wie dein Kirchlein mitten in der Wildniß
Aufgewachsen zum Palastgebäude,
Dessen Zinnen einst in langen Nächten
Weit und breit durch deutsche Gau'n gestrahlet,
Bis der Blitz der schwarzen Wetterwolke
Deine Herrlichkeit zum Staube stürzte.
Nun bist du dahin und traurig sinnend

Setzt der Wand'rer unter blüh'ndem Flider
Sich an deinem Aschenkruge nieder.

Erst wird der Gedanke ausgeführt; wie in uralter Zeit das Licht des Wortes Gottes vom fernen Osten her in das finstere Waldthal eindrang und die Wildniß zum Garten umschuf. Dann folgen Bilder aus dem Klosterleben, um einen Blick in die inneren Kämpfe zu geben, die hier vorgegangen sein mögen; es treten aber auch hervorragende Gestalten aus der Reihe der Aebte auf. Lichter und Schatten wechseln mannigfaltig. Der durchhingehende Gedanke aber ist überall der, daß nichts von Bestand ist, als was sich auf Jesum Christum und Sein Wort erbaut hat; Alles aber, was in Ihm geschehen und aus Ihm heraus geworden ist, einem herrlichen Auferstehungstage entgegen sieht, ob es auch vor Menschenaugen in Staub und Moder zerfällt. Am Schlusse steht:

Nun so fallet denn ihr alten Thürme!
Brechet ein, ihr festen Mauerpfeiler,
Die mit süßer Wehmuth der Erinn'rung
Ich so oft geschauet! Meiner Seele
Blüht auf eurem Boden keine Heimat:
Meine Hoffnung steht auf beff'rem Grunde.
Wo des Siegers heil'ge Fahnen wallen,
Dahin blickt mein sehnend Herz und harret
Auf die sel'gen Zeiten der Erfüllung,
Da nach langer Winterzeit Verhüllung
Christi Reich im ewig jungen Lenze
Blühen wird bis an die fernste Grenze.

Man kann sich selbst denken, daß Barth, nach alle dem, was er im Laufe der Jahre übernommen hatte, beinahe nicht mehr durchkommen konnte. Von Zeit zu Zeit mußte er aussetzen und durch eine kleine Reise sich zu erholen suchen,

aber wenn er dann wieder nach Hause kam, hatte sich die Arbeit doppelt angehäuft. So schreibt er, nach einem kleinen Ausflug nach Bönnigheim, Löwenstein, Lichtenstern u. s. w. den er im Herbst machte, an einen Freund:

„Du mußt mit mir Geduld haben, es wird je länger je ärger. Ein ganzer Stoß von Briefen liegt vor mir und ich kann in dieser und in der nächsten Woche noch nicht an die Beantwortung denken. In dieser Woche sollte ich mein Pensum für's vierte Heft der Jugendblätter liefern, weil der Drucker darauf wartet. Nun kommen aber Besuche über Besuche, daß ich nur den fünften Theil fertig kriege. Ueberdieß bin ich krank auf der Brust und muß mich schonen." (21. Okt.)

Monate lang mußte er jedes Mal 30 und mehr gedruckte Quartseiten für diese Zeitschrift allein ausarbeiten. So konnte es unmöglich fortgehen. Er mußte Mitarbeiter haben, so schwer sich diese auch ausmitteln ließen. „Warum soll denn ich mich zu Tode arbeiten und Andere nicht auch Etwas für mich thun?" — Das war eine unter diesen Umständen natürliche Frage. — Einer der Männer, die er für die Mitarbeit vorzüglich geeignet erkannte, war sein lieber Zeller in Nagold, mit dem er in steter Verbindung geblieben war und nun schon Jahre lang fleißiger correspondirte. Bei Barth's Interesse für Naturwissenschaft und Zellers offenem Sinn für die christlichen Bestrebungen seines Möttlinger Freundes gab es gegenseitig immer allerlei mitzutheilen und zu verhandeln. Sie waren Brüder in Christo geworden und liebten sich innig. Barth erkannte das seltene Talent seines überaus bescheidenen Freundes, auch für das schriftstellerische Fach, nach der ihm eigenen Auffindungsgabe zu einer Zeit, wo dasselbe nur wenige ahnen mochten. Er klopfte daher bei ihm an und wußte es allmählich dahin zu bringen, daß Zeller seine Schüchternheit überwand und eine

Arbeit für die Jugendblätter übernahm. Die „Unterhaltungen über Chemie und Physik" waren das erste, was er für diese schrieb. Mittlerweile gelang es dem nie ruhenden, überall umherspähenden Auge Barth's und seinem so viele Kräfte weckenden Geiste doch, hie und da Männer zu finden, die für andere Fächer ebenso tüchtig und zum Theil ausgezeichnet waren, wie Karl Stöber im erzählenden, und Abel Burckhardt im biographischen Fach.

Gleichzeitig fehlte es auch noch an Arbeitern für den Verlagsverein. Ich denke mit Beschämung daran, wie dringend mich Barth zu jener Zeit aufforderte, auch ein Büchlein für diesen zu übernehmen, und wie ich ihn dabei durch mein Zaudern ermüdete. Die dankbare Liebe erfordert es, etwas davon zu sagen, mit welcher Freundlichkeit er mir entgegen kam, wie er mir schon damals und in den folgenden Jahrzehnten bis an seinen Heimgang alle wichtigen Briefe, die bei ihm einliefen, fortwährend mittheilte und durch seine unabläßige, muntere Correspondenz mich immer wieder erfrischte und belebte. Er hatte mir schon bisher viele Briefe geschrieben; nachdem ich mich aber im Oktober d. J. mit einer Tochter des von ihm so hoch geachteten und innig geliebten Insp. Zeller in Beuggen verlobt hatte, schrieb er mir: „Ich kann sagen, daß Du mir durch Deine Wahl um einen ganzen Zoll näher gerückt bist, wenn Du je noch so weit zu rücken hattest." Mit inniger Rührung denke ich daran, wie er von nun an seine Liebe verdoppelte und immer nach wenigen Tagen wieder ein schriftliches Zeichen derselben mir zugehen ließ. Seine Briefe an Zeller und an mich werden von nun an nicht nur einen leitenden Faden, sondern auch oft eine brauchbare Quelle für diese Biographie bilden, weil in diesen beiden Correspondenzen über alle wichtigere Ereignisse seines Lebens Notizen gegeben sind. — So viel aber

Barth für mich that, so wenig Hilfe fand er leider von meiner Seite für die Arbeit, die auf ihm lag; denn mit dem Büchlein „biblische Alterthümer", das mir übertragen war, zerschlug es sich wieder, weil ich nach Jahresfrist vor lauter Ueberlegungen noch zu keinem Anfang gekommen war. In der Folge übernahm Hochstetter diese Arbeit; doch fand auch er sie schwierig genug, so gut er dafür ausgerüstet war. Und so geschah es, daß jenes Handbüchlein, das unser Freund schon 1836 geschrieben zu sehen wünschte, erst 1851 während der Ueberschwemmung in Calw zur Revision kam.

Mit der populären Weltgeschichte gieng es zwar nicht so lang, doch wurde Barth auch mit dieser auf eine anhaltende Geduldsprobe gesetzt. Er erkannte sie, wie schon oben berührt wurde, als ein Bedürfniß neben der von ihm verfaßten allgemeinen Weltgeschichte und versprach daher in der Vorrede zu dieser, ein kleines Büchlein für Schulen werde, so Gott wolle, bald nachfolgen; denn schon 1836 hatte sich Pfr. Schalch in Merishausen bei Schaffhausen dazu bereit erklärt. Das wäre auch ein vorzüglich tüchtiger Mann für diese Aufgabe gewesen. Seine „Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen", ein liebliches Werk, das in jenem Jahre vollendet wurde, und andere Jugendschriften hatten das zur Genüge bewiesen. Aber der theure Knecht Gottes wurde noch in jungen Jahren von dem HErrn heimgerufen; und nun fieng das Suchen nach dem rechten Manne von Neuem an. Barth veranlaßte verschiedene Versuche, die aber alle nicht entsprachen, weil „der Ton," wie er sagt, „um eine Octave zu hoch war." Die Sache lag ihm so am Herzen, daß er bei Gelegenheit folgenden Aufruf ergehen ließ: „Helft uns beten, ihr christlichen Lehrer, daß der HErr bald auch in diesen Brachacker tüchtige Arbeiter sende!" Es gieng aber noch 6—7 Jahre, bis das Handbüchlein, von

Christoph Blumhardt verfaßt, für Schulen befriedigend ausfiel.

Im württembergischen Schulwesen trat 1836 eine erfreuliche Wendung zum Besseren ein, was Barth in seinen Briefen an Schmauk mehr als einmal mit Anerkennung erwähnt. Nicht nur wurden die Gehalte der Schullehrer verbessert, sondern man war auch strenger gegen unbrauchbare Subjekte, und setzte solche, trotz des großen Mangels an Schulkandidaten, ab. Barth hatte das in seiner Gemeinde selbst zu genießen. Der Schulamtsverweser Mast entsprach in seiner Wirksamkeit ganz den Erwartungen, die Barth von ihm gehegt hatte. Man begreift, wie sehr dieß unserem Freunde seine Stellung in der Gemeinde erleichterte. Und doch lag gerade in dieser von Barth selbst herbeigeführten Maßregel ein Anlaß, durch dessen Folgen er sich am Ende um so leichter zur Trennung von der Gemeinde bewogen sah. Am 14. Nov. schreibt er:

„Ich sitze hier immer noch wie der Vogel auf dem Zweig. Gleich nach meinem letzten Brief brach ein Sturm los, der meine Wurzeln in dem hiesigen Boden vollends locker gemacht hat. — Als der neue Schulamtsverweser sein Amt angetreten hatte, wurden durch die Umtriebe des Schulmeisters und besonders seines Vaters die Unzufriedenen in der Gemeinde, die ihre Feindschaft gegen die Wahrheit schon lange gern an mir ausgelassen hätten, zur Widersetzlichkeit aufgeregt. Eine Bittschrift um Beibehaltung des bisherigen Schulmeisters (über den bisher Jedermann unzufrieden war, und am meisten die, welche sich jetzt seiner am ernstlichsten annahmen) wurde aufgesetzt und von Haus zu Haus zur Unterschrift herumgetragen. Von hundert Bürgern unterschrieben sich sechsundsechzig, sämmtlich gegen bessere Ueberzeugung. Der Dekan nahm sie aber nicht an; und der Schulmeister kam nun zur Besinnung und bedachte, daß er gewissermaßen von mir abhänge, weil ich den Amtsverweser in

der Koſt habe. Er kam und bat um Verzeihung. Seitdem hat ſich nun der Sturm wieder ziemlich beruhigt, und ich ſuche durch möglichſte Nachgiebigkeit und große Opfer den Frieden zu erhalten. Aber auf lange kann dieß nicht gut thun. Daß der alte Schulmeiſter wieder in Funktion trete, kann ich, ſo lange ich hier bin, nicht zugeben. Immer einen Amtsverweſer zu haben geht ſchon darum nicht, weil der jetzige in limine promotionis iſt, und ich nicht jeden Andern brauchen kann. Die volle Penſion wird man dem ſuſpendirten nicht geben wollen — und auf andere Art ihn vom Dienſt zu bringen, würde nur neue Feindſchaft und Revolten zur Folge haben. Auf eine oder die andere Weiſe wird alſo früher oder ſpäter dieſe Sache eine Veranlaſſung für mich werden, von hier abzutreten. *) Weiter weiß ich nichts, und warte eben auf die Winke des HErrn.

„Daß ich hier nichts verſäumt habe, iſt mir nie eingefallen zu glauben, oder zu behaupten. Doch glaube ich ſo viel gethan zu haben, daß die hieſigen Leute ſich nicht entſchuldigen können. Von Anfang an wurden jeden Sonntag drei Gottesdienſte gehalten, Abends noch zwei Kinderſtunden, und eine Stunde für die confirmirten Töchter, welche freilich im Sommer wegen vieler Beſuche meiſtens ausfällt. Eine Leſeanſtalt habe ich ſchon im erſten Jahre meines Hierſeins eingerichtet und unterdeſſen fortgeführt. Sie hat 80—90 Theilnehmer, und ich ſchaffe alle Bücher aus eigenen Mitteln an. Auch ſonſt, bei Accidenzien u. dgl., habe ich mich immer bemüht, uneigennützig zu wandeln und mich nach dem Text zu richten, über welchen vor zwölf Jahren Dekan Fiſcher meine Inveſtiturpredigt hielt: „Ich ſuche nicht das Eure, ſondern Euch.“ Bei alle dem iſt's doch von Jahr zu Jahr ſchlechter geworden, und die Hälfte meiner Zuhörer ſchläft die ganze Kirche hindurch, wenn ich noch ſo eifrig predige. Dennoch

*) „Weißt du denn nicht,“ ſagte B. einmal zu einem jüngeren Amtsbruder, „daß unter den Amtskreuzen das Schulkreuz das ſchwerſte iſt?“ Ihm war es das.

will ich nicht ſelbſt Schritte thun, ſo lange mich nicht der HErr auf eine verſtändliche Weiſe diſpenſirt."

Auf welche Weiſe dieſe verſtändliche Diſpenſation von dem HErrn ſelbſt erfolgen würde, das konnte ſich Barth offenbar zum Voraus nicht denken. Genug, er hatte vorerſt noch keine innere Erlaubniß, von Möttlingen Abſchied zu nehmen, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ruhig auf ſeinem Poſten zu bleiben. Wenn er aber eine ſchriftſtelleriſche Unternehmung nach der andern auf ſeine Schultern nahm, ſo mußte er doch ſelbſt einſehen, wie dadurch, ob er wollte oder nicht, ein immer größerer Theil ſeiner Zeit und Kraft der eingehenden Arbeit für die Gemeinde entzogen wurde. Denn verdoppeln konnte er ſich ja doch nicht. Vor der Hand konnte er ſich damit beruhigen, daß er an ſeinem Gehilfen in dieſer Hinſicht einen tüchtigen Stellvertreter hatte. Aber auf die Länge konnte das doch nicht ſo bleiben. Er war zwar überzeugt, daß jeder Diener des Wortes Gottes nach Kräften auch für das Königreich Jeſu Chriſti im Ganzen mitzuwirken berufen ſei. Allein bei ihm hatte die außeramtliche Wirkſamkeit allmählich einen Grad erreicht, bei dem es als Pflicht erſchien, eine ſelbſtändige Stellung zu ſuchen. Zu dieſer aber mußte ſich ihm der Weg erſt öffnen, oder ein beſonderer Wink vom HErrn gegeben werden. Das war es, was er erwartete.

Wie ſehnſüchtig er auf das Kommen des Reiches Gottes im Großen wartete, dafür gibt das Schlußwort im Calwerblatt d. J. den beſten Beweis. Nachdem er geſchildert hat, wie groß die Freude eines Miſſionars ſei, wenn er aus der Mitte der Götzendiener endlich auch nur Eine Seele hervortreten ſehe und ſie nach dem Weg zur Seligkeit fragen höre, fährt er alſo fort: „Der Bote des Friedens vergißt über dieſer ſeligen Erfahrung alle Arbeit und Mühe, dankt mit Thränen ſeinem HErrn für dieſe Frucht der Ausſaat, und

berichtet mit Jubel denen, die zu Hause geblieben sind: Freuet euch mit mir, ich habe ein Schaf funden, das verloren war! Wir freuen uns mit über eine solche Botschaft; aber dem heißen Seelendurst des tieffühlenden Menschen- und Jesus-Freundes ist es doch nur ein kühlender Tropfen auf die lechzende Zunge, die nach Gnadenströmen verlangt. Wenn der HErr einmal anfängt, wie Er im letzten Jahre auf der Südsee gethan, solche Ströme regnen zu lassen, das ist erst eine volle Erquickung; und wir richten fragend unser Haupt in die Höhe, ob etwa jene gnädige Zeit des Heils im Anbruch sei, da alle Völker von dem Lebenswasser trinken sollen. Ach! daß einmal ein rechter Wolkenbruch käme über das dürre Land, alle Sündenhäuser wegschwemmte und alle Götzenhaine verheerte! Ach! daß die Ströme des Gnadengusses von oben einmal recht anschwelleten und über die Ufer träten, um die Wüste und Einöde lieblich zu machen! So gewiß man an dem Fallen des Queckſilbers im Wetterglas sehen kann, daß ein Regen kommt, so gewiß ist ein Gnadenregen zu erwarten, wenn die Gläubigen einmal recht ernstlich und angelegentlich niederfallen vor dem HErrn, ihrem Gott, und Ihn um Seine gnädige Heimsuchung anflehen. Auch dazu kommt es unter den Christen immer mehr; und wenn uns unsere Brüder in England und Amerika auch hierin beschämen und es uns weit zuvorthun, so haben wir wenigstens die Entschuldigung nicht wie bei den größeren Geldsummen, welche sie auf den Altar des HErrn niederlegen. Nach allen Anzeichen ist die Zeit vorhanden, wo das Missionswerk nicht mehr so im Kleinen, sondern im Großen getrieben werden muß, und wo der HErr unsern Arbeitern mit entsprechenden Erfolgen entgegen kommen will. Jetzt müde zu werden, wäre gerade, wie wenn man in den Vorpostengefechten Muth und Eifer bewiesen hätte, aber

beim Anbruch der Schlacht ſich ins Lager zurückziehen wollte. Wem es bis daher ſchon zu viel geweſen und bange iſt vor einer Erweiterung dieſes Werkes, der trete ab! Die Dreihundert, welche aus der Hand zum Munde trinken, werden ſchon die Midianiter bezwingen."

1837.

Von den erſten Monaten d. J. haben wir nicht viel zu melden. Vor Neujahr war L. Hänel zur Abrechnung nach Möttlingen gekommen, und Barth fuhr dann mit ihm und Weitbrecht im Schlitten nach Karlsruhe, wo es mit Buchdruckern, Buchhändlern und Lithographen allerlei Geſchäfte abzumachen gab. Gleich nach dem Neujahr nahm Barth ſeine Arbeit wieder auf, zu der nicht viel Neues kommen durfte, nachdem das vergangene Jahr einen ſo bedeutenden Zuwachs gebracht hatte.

Wir haben oben geſagt, daß Barth einen wichtigen Theil des Amtes ſeinem Vikar übertrug. Dieß iſt jedoch nicht ſo zu verſtehen, als wäre er mit der Gemeinde nicht in lebendigem Verkehr geblieben. Er trug ſie, wie bisher, auf väterlichem Herzen und trat ein, wo es nöthig war. Er genoß als Seelſorger ein großes Vertrauen, das ſich weit über den Kreis ſeiner Gemeinde erſtreckte, und war deſſen werth, weil er das, was ihm anvertraut wurde, vor den HErrn brachte. Bloße Worte oder Segenswünſche waren nicht ſeine Sache, aber auf die Fürbitte hielt er viel und übte ſie treulich. Wenn man mit ihm ſprach, ſo war ſein Schweigen wie ſein Reden von fühlbarer Bedeutung, man durfte ihm nur ins Angeſicht ſehen, ſo ſagten ſeine Mienen, ſein Auge*), ſein

*) Von der Bedeutſamkeit ſeines Blicks erzählt Schulmeiſter Maſt

Mund ohne Worte oft schon so viel, daß man seinen Sinn wohl verstehen konnte. Aber freilich wurde er oft nur von denen, die ihn genau kannten, völlig verstanden. Denn wenn er gleich da, wo es nöthig war, offen mit der Sprache herausgieng, so waren seine Worte doch kurz und auf's Selbstdenken berechnet. Nicht selten hatte er seine besonderen Gründe, mit seinen Aeußerungen an sich zu halten. Uebereilungen kamen bei ihm kaum vor; was er sprach, war wohl überdacht. Wenn man in scherzhaften Unterredungen, die er sehr liebte, auch etwa auf den Gedanken kam, er lasse nun seiner Laune ein ungehindertes Spiel, so wurde man auf einmal wieder von einem so vollen Ernste überrascht, daß man wohl sah, es sei von einem Vergessen seiner selbst entfernt keine Rede. Es war ein Geheimniß um ihn; das fühlte man, wenn man bei ihm war, und oft noch stärker, wenn man ihn eben verlassen hatte. Das Alles hatte seinen tiefen Grund darin, daß er innerlich stets vor Gott wan-

folgendes Beispiel. „Einst bei einer sehr feierlichen Handlung gab es durch ein Mißverständniß eine ärgerliche Confusion. Barth mochte meinen, ich hätte sie können und sollen verhüten; aber der allgemeine Irrthum hatte auch mich ergriffen, ich verlor die Geistesgegenwart und sichere Haltung und wurde so mit dem Strome hingerissen. Barth entgieng das nicht. Er konnte mir nicht zurufen und, wenn er mich nicht bloßstellen wollte, mir auch kein Zeichen geben. Da trat er (was ihm allein noch möglich war) von Ferne mir gegenüber und sah mir nur scharf ins Gesicht, aber mit einem Blick, der einen donnernden Verweis enthielt und mich fast zu Boden drückte. Wie vernichtet stand ich einen Augenblick da. Ich werde diesen Blick nie vergessen. Er war aber nöthig und nützlich; denn er rief mich zur Ermannung und der Verwirrung wurde dadurch gesteuert. Barth selbst mochte jedoch gleich darauf die Ueberzeugung gewonnen haben, er habe mir wohl fast unschuldiger Weise zu wehe und also unrecht gethan; denn er redete nachher, als wir allein beisammen waren, und auch sonst nie mit einer Silbe davon. Ich hatte wohl schon früher Beispiele von Männern gelesen, die mit ihrem Blick an Wunder grenzende Wirkungen hervorbrachten; nun hatte ich selbst eine Probe von der großen Macht eines Blickes erfahren, die wohl nur Wenigen gegeben sein mag."

delte. Denn er war ein ernſtlicher Beter, zugleich aber ein entſchiedener Feind des äußerlichen Scheines der Frömmigkeit. Darum trug er es auch nie auf geiſtliche Unterhaltungen an, ob er gleich immer bereit war, auf ernſte Fragen nach der Wahrheit einzugehen, wenn Zeit und Ort dazu geeignet ſchien. In der Stille der Nacht war Gebet und Fürbitte ſein Liebſtes. Und am frühen Morgen, wenn er ſein Lager verlaſſen, war es ſein Erſtes, ein Wort Gottes nach dem Grundtext gründlich zu betrachten. Das that er für ſeine eigene Stärkung im Glauben. Das bedurfte er auch, um nicht verflacht, zerſtreut oder zerſplittert zu werden bei der Vielartigkeit der Dinge, die ihn fortwährend beſchäftigten. Man fragt ſich, wie er zurecht kam bei dem Allem, was er als Seelſorger, als Schriftſteller, als Geſchäftsmann, als Correſpondent im weiteſten Kreiſe zu bewältigen hatte, während er noch dazu ein Mann des allgemeinen Vertrauens war, an den eine Menge von Anfragen und Aufträgen gelangte, für die man ſonſt keinen Rath wußte. Er nahm auf ſich, ſo viel er nur konnte, und oft über Vermögen, und der HErr half ihm tragen und gab ihm die nöthige Weisheit und Kraft. Er war ein Arbeiter, von dem man viel lernen konnte. Mit Unnöthigem ließ er ſich nicht ein; das Nöthige aber beſorgte er pünktlich und raſch, ohne ſcrupulöſe Bedenklichkeit. Sein Hauptvortheil aber beſtand in einer genauen Eintheilung und Einhaltung der Zeit, im Kleinen wie im Großen.

Jeder Tag hatte ſeinen beſtimmten, geordneten Verlauf. Beim Frühſtück las er mit ſeiner kleinen Hausgemeinde ein Kapitel aus der Bibel, dann Looſung und Lehrtext nebſt den dazu gehörigen Liedern aus dem Geſangbuch der Brüdergemeine. Dieſe Lieder waren ihm nach und nach ganz geläufig geworden und doch erquickte er ſich immer auf's Neue

daran. Denn obgleich ſeine theologiſche Denkart mit der der Brüdergemeine nicht in allen Punkten zuſammentraf, ſo wußte er ſich doch Eins mit ihr in dem HErrn, und der Geiſt eines Zinzendorf und der mit ihm verbundenen Brüder ſprach ihn ſo verwandt und wohlthuend an, daß er in ſeinem ſpäteren Leben ſogar an eine Ueberſiedlung in eine Gemeine dachte. Er theilte mit ihnen den kindlichen Sinn, die innige Liebe zu Jeſu und das brennende Verlangen, Seelen für Ihn zu werben. Im Glauben Alles für Jeſum und Sein Reich zu wagen, das war ſeine, wie der Brüder Sache. Darum rechnete er ſich auch ganz zu ihnen; und daß er Jeden derſelben, wo er ihm begegnete, mit dem brüderlichen „Du" begrüßte, das verſtand ſich von ſelbſt. — Doch wir wollten von der Tageseintheilung ſagen. Wenn die dringendſte Correſpondenz beſeitigt war, was zum Theil ſchon vor dem Frühſtück geſchah, ſo gieng es an die eigentliche Arbeit, welcher der Vormittag und Nachmittag regelmäßig gehörte. Das Mittageſſen war kurz, aber allemal mit einem Kapitel aus der Bibel gewürzt; zugleich war dieß die Zeit, wo er zu ſprechen war. Darauf mußten denn auch die Beſuchenden warten, wenn ſie nicht eben etwas Dringendes hatten, oder ſonſt beſonders zu berückſichtigen waren. Das Geſinde aß mit am Tiſche, ſo auch die Bedienung, die etwa ein Gaſt mit ſich brachte. Da war kein Standesunterſchied fühlbar. Ein kleiner Gang ins Freie nach Tiſch war Bedürfniß und Regel, wurde aber ſchnell abgemacht. Wenn er dann bis zur Veſperzeit wieder gearbeitet hatte, ſo gieng es nach einem Glas Bier oder mit dieſem an's Leſen. Denn da war eine Menge von Zeitſchriften und Büchern, die als Quellen für verſchiedene Arbeitszweige durchgeſehen werden mußten, hauptſächlich engliſche und amerikaniſche. Deren waren es ſo viele, daß er ſchon in dieſem Jahre einmal

sagt, er lese mehr englisch als deutsch. Aber auch in der theologischen Literatur des Vaterlandes suchte er sich auf dem Laufenden zu erhalten, um von anderen Zweigen der Wissenschaft, die ihm doch auch nicht fremd blieben, Nichts zu erwähnen. Er hätte sich nicht in der geistigen Frische erhalten können, von der seine Schriften überall Zeugniß geben, wenn er nicht stets dafür gesorgt hätte, bei einer so vielfachen Produktion immer auch wieder manchfache geistige Nahrung zu sich zu nehmen. Erbauliche Lektüre war nicht gerade seine Sache; er blieb in der Regel bei der Quelle des Wortes Gottes. Auch sonst hatte er im Lesen seine ganz bestimmte Grenze. Was er las, das las er recht, um nöthigen Falls darüber Rechenschaft geben zu können. Vom flüchtigen Ansehen, Ueberblicken oder Durchfliegen war er kein Freund. — Um 9 Uhr Abends aß er noch etwas zu Nacht, las wieder ein Kapitel mit den Seinen, den besuchenden Gemeindegliedern und etwa anwesenden Gästen, und dann war bis spät eine freie Unterhaltung heiterer oder ernster Art, wie es die Gelegenheit mit sich brachte. Wenn er sich aber einmal zurückzog, dann wollte er ungestört sein, auch wenn er das Schlafgemach mit einem Freunde theilte. Einer, dem dieß oft zu Theil geworden ist, erinnert sich noch wohl daran, wie die Unterredung mit dem „gute Nacht" auf einmal abgeschnitten war, so daß ihm der Eindruck wurde: „Jetzt geht er ins Heiligthum."

Von seiner Correspondenz müssen wir noch ein Wort sagen. Sie war in erster Linie geschäftlicher Art, und als solche von bedeutendem Umfang, so daß er nicht zu Stande gekommen wäre, wenn er nicht eine besondere Gabe der Kürze gehabt hätte, wie er denn einmal sagt, seine mehr als 1000 Briefe im verflossenen Jahre seien meist Geschäftsbriefe gewesen und haben ihre etymologische Abstammung

(von breve) nicht vergessen." Ein anderes Mal bemerkt er: „Viel auf einmal schreiben, ist nicht meine Sache, so wenig als viel auf einmal essen." Von den Briefen ins Ausland aber, d. h. von denen an die Missionare, sagt er einmal, daß einer einen halben Tag koste. „Ich bin nämlich außerordentlich langsam und ungeschickt im Briefschreiben, was man bei solcher Uebung nicht erwarten sollte. Ich sitze oft ganze Viertelstunden und nage an der Feder, weiß nicht, was ich weiter sagen soll, und habe gewöhnlich, wenn der Brief geschlossen ist, das Beste vergessen." Man würde das für einen bloßen Scherz halten, wenn man nicht wüßte, wie er bemüht war, den Missionsbrüdern auf ihren einsamen Posten von wichtigen Vorgängen in der Heimat möglichste Kunde zu geben. Die Jugendblätter, die ihn wegen Mangels an Mitarbeitern noch in besonderem Maße in Anspruch nahmen, lieferten zur Vermehrung der Correspondenz mit der Zeit auch einen wachsenden Beitrag. Das lag in der Aufgabe der Redaktion schon an und für sich; aber es war noch ein Nebenumstand dabei. Weil er in diesen Blättern Logogriphe und biblische Fragen zum Auflösen gab und Preise aus seiner Sammlung darauf setzte, so bewirkte das einen mächtigen Reiz für Kinder aus den niedrigsten und aus den höchsten Ständen, und veranlaßte manche Correspondenz mit Eltern und Lehrern oder auch mit den Kindern selbst. Unter den letzteren war er schon durch seine Kinderschriften in weitem Kreise wie ein Vater bekannt und geliebt, und manche schrieben ihm gerne. So erhielt er damals Briefe von Kindern aus Zofingen, die ihn durch ihre Naivetät erfreuten. Man darf nur alle die Ortsnamen bei den Auflösungen lesen, so erhält man schon einen Begriff von dem weiten Umfang, in welchem seine Mittheilungen Interesse bei den Kindern fanden. Da mußte er sich freilich auch immer mehr

der Kürze befleißen, damit die Freude nicht am Ende zu einer Laſt wurde. Die Correſpondenz mit Brüdern und Freunden war ihm Bedürfniß. Manche konnten ihm nicht oft genug ſchreiben und wurden doch immer wieder von ihm überholt. Nach ſeiner innigen Liebe wollte er mit Solchen ſtets in lebendigem Verkehr bleiben. Es gieng ihm darin wie jenem Vater, der von ſeinem Sohne auch über ſolche Gegenſtände Mittheilung wünſchte, die nach der Meinung des Sohnes für ihn kein Intereſſe haben konnten. „Es gibt," ſagte jener, „doch dem Gebet allenfalls eine Richtung."

Barth's Herz gehörte zuerſt dem Heiland, dann den Brüdern. Darum war es ihm nicht wohl, wenn er nichts von ihnen wußte, und er ruhte nicht, bis er ein Echo fand, auch wenn er wiederholt ſchreiben mußte. So geſchah es, daß er auf ſeiner doch etwas abgelegenen Warte über den Stand und Gang vieler einzelnen Brüder, auch in der Ferne, oft beſſer unterrichtet war, als ſelbſt Verwandte und Freunde.

Auf die Länge genügte ihm freilich der ſchriftliche Verkehr nicht; er mußte die Brüder wieder ſehen, und dazu benützte er vornemlich die Gelegenheit der Conferenzen. Auf die Conferenztage wurde im Geſchäftsplan immer genaue Rückſicht genommen. Er fehlte ſicherlich nicht, auch in Zeiten, wo er ſehr überladen war, wenn es nur ſonſt gieng. Dabei war es ſeine Freude, womöglich einen oder mehrere Freunde, die er zum Kommen eingeladen hatte, mit ſich zu bringen. Es war aber auch eine wahre Erquickung, wenn man ſo gemeinſam mit ihm zur Conferenz gieng oder fuhr. In derſelben ſaß er häufig ſehr ſtille da, ungeachtet er den Verhandlungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgte. Wenn man dann an ihn kam, ſo theilte er ſeine Anſicht in einigen kurzen und ſchlagenden Worten mit, ſo daß man auf einmal

wieder belebt und auf einen wichtigen, zuvor vielleicht unbeachteten Punkt hingeleitet wurde.

Zu diesen Conferenzen kam nun auch der theure Christoph Blumhardt, der nach vieljähriger Arbeit als Lehrer im Basler Missionshause nunmehr ins Vaterland zurückgekehrt war und als Pfarrverweser in dem nicht sehr entfernten Iptingen stand. Barth hatte ihn besonders lieb, und da sich Blumhardt vor Kurzem mit Doris Köllner aus Sitzenkirch verlobt hatte, so wurden sich beide, durch ein verwandtschaftliches Band, noch näher gerückt. In Correspondenz standen sie längst schon.

Wir kehren zurück zur Erzählung nach der Zeitfolge. Der strenge Winter 1836—37 war vorüber. Barth hatte ihn, abgesehen von einem achttägigen Anfall der Grippe, gut überstanden und viel gearbeitet. — Schon seit längerer Zeit beschäftigte ihn die Frage, was er für die Mission der deutschen Brüder in Tinnewely thun sollte, welche nach ihrer Trennung von den Engländern neben diesen auf ihrem alten Arbeitsfelde 5—6000 Tamulen in ihre Pflege genommen hatten. Unter der Hand that er für sie, was er konnte; aber einen öffentlichen Aufruf für sie zu erlassen, das kam ihn, mit Rücksicht auf Basel, in der ersten Zeit etwas schwer an. Weil aber das Bedürfniß der von keiner Missionsgesellschaft unterstützten Brüder sehr groß und im Wachsen begriffen war, so überwog zuletzt die Liebe alle Bedenken. Er rückte deßhalb im März eine Aufforderung zur Unterstützung derselben ins Missionsblatt ein, die er so abzufassen suchte, daß Basel keinen Eintrag leiden könnte. Nachdem er die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse unparteiisch angedeutet und das Bedürfniß dargestellt hat, fährt er fort: „Wir Deutsche dürfen — unsere Brüder, und das große Werk, das in ihre Hände gelegt ist, nicht im Stiche lassen,

und es wird ja doch wohl möglich sein, auch ihren Bedürfnissen abzuhelfen, ohne deßwegen diejenigen Gesellschaften, welchen bisher unsere Beiträge zugekommen sind, zu verkürzen. Wenn englischer Eifer englisches Geld in Bewegung setzen kann, daß es von allen Seiten her in die Missionskasse rollt, so wird doch auch deutscher Eifer deutsches Geld flüssig machen können, das bisher im starren Winterschlaf gelegen, oder dem Mammon gedient hat." — Wir führen dieß an als Beweis, daß Barth nicht blind und ausschließlich für Basel eingenommen war, sondern, wo es darauf ankam, dem allgemeinen und namentlich dem deutschen Missionsinteresse gebührende Rechnung trug.

Der Frühling kam mit seinen Festen, aber auch mit seinen besonderen Anstrengungen. Und jetzt gerade stellte sich bei Barth das alte Uebel auf der Brust stark wieder ein. Das war einige Tage nach dem Calwer Missionsfest (17. März) und dem darauf folgenden Palmsonntag, also gerade in der Charwoche. Barth mußte die schriftliche Arbeit ein paar Tage einstellen, predigte aber über Ostern vier Tage nach einander und that noch eine Missionsstunde dazu; denn es hieß bei ihm: „Fortmachen, so lange es geht!" So schreibt er auch vierzehn Tage hernach: „Ich laborire immer noch an und unter Brustschmerzen. — In der nächsten Woche habe ich ein Missionsblatt, ein Heft Jugendblätter, die Georgii-Berichte, die Vorbereitungen für die Confirmation, Briefe und andere Sachen. Will auch sehen, wie ich da fertig werde!" Der HErr half über Erwarten, so daß er der übermäßigen Arbeit, ob sie ihm gleich sauer wurde, ohne körperliches Uebelbefinden nachkommen konnte. — Nun kam die Confirmation, bei der sich allemal die innige Liebe Barth's zu der Gemeinde und besonders zu den Kindern auf die zarteste Weise kund that.

„Wie er alle seine amtlichen Verrichtungen mit ganzer Hingebung that, so lag ihm doch besonders der Confirmationsunterricht am Herzen. Klar, faßlich und überzeugend, wie seine Kanzelvorträge waren, so in ganz besonderem Sinn sein Confirmationsunterricht. Hatte er eine Wahrheit überzeugend genug in helles Licht gestellt, so wußte er das Gemüth und den Willen wunderbar anzusprechen und anzuregen, so daß man nicht selten von seinen Unterredungen mit den Kindern ganz hingenommen war. Besonders gegen das Ende seines Confirmandenunterrichts wurden seine Unterredungen immer wärmer und herzgewinnender. Die letzte Zeit über, in welcher nur noch die eigentlichen Confirmanden Unterricht hatten, hielt er diesen in seiner Wohnstube in den frühesten Morgenstunden. Und hier war es, wo es einem oft schien, als nähme ein zärtlicher Vater für immer von seinen heiß geliebten Kindern Abschied. Er gab ihnen zu guter Letzt die herzbeweglichsten Ermahnungen, mit flehenden Bitten und Thränen unterstützt. Bei zärtlich eindringenden Fragen konnten die meisten Kinder nur noch mit gebrochener Stimme und unter Thränen antworten. Die sämmtlichen Hausbewohner drängten sich herbei, um an den Thüren und oben an einer großen Oeffnung über dem Ofen, durch welche im Winter von der Wohnstube aus ein oberes Zimmer für den Buchbinder geheizt wurde, zu horchen und sich mit den Confirmanden an den brünstigen Gebeten und den herzeinschneidenden Ermahnungen und Bitten des Pfarrers zu beleben und zu erbauen. Hier lagen wir öfters platt auf dem Boden, die Ohren an das Loch gehalten, um kein Wort des Unterrichts zu verlieren. An den gebrochenen Stimmen und Antworten, die die Kinder noch hie und da wieder geben konnten, und an dem allgemeinen Schluchzen vernahm man die sehr bewegte Stimmung. Selbst dem Unterrichtenden wurde es endlich unmöglich weiter zu sprechen, und unter Schluchzen konnte er am Ende nur noch die Worte aussprechen: „Gehet heim in Gottes Namen und weinet vor dem HErrn!“ — Der Confirmationstag selbst war immer der feier-

lichſte Gottesdienſt, und wer dieſem einmal beiwohnte, vergaß ihn wohl nie mehr.“ (Maſt.)

Wie ihm damals das Herz ſo warm und voll war, das beweist ſchon die Auswahl der Liederverſe, die er für dieſe Handlung nach ſeiner Gewohnheit drucken ließ und unter Kinder und Alte vertheilte. Sie waren alle aus dem Brüdergeſangbuch genommen und mußten ſchon an und für ſich das Herz ergreifen, vollends aber, wenn der Seelſorger bei der Einſegnung der Kinder ſo mit Geiſt und Kraft angethan war. Erſt ſangen Alle die zwei Verſe von Zinzendorf:

Komm, Liebe, komm und ſchütte deine Segen
Noch heute über unſer ganzes Haus.

Dann ſangen die Kinder zweimal allein, zuerſt aus Matthäus Hehl's lieblichem Liede: „O geſegnetes Regieren unſ'res Königs in der Still',“ die beiden letzten Verſe; hernach:

Nun hör' uns an, Du treues Haupt,
Wir woll'n Dich etwas bitten;
Du haſts den Deinen ja erlaubt,
Ihr Herz Dir auszuſchütten:
Laß uns die heil'ge Gnadenwahl
In Deinen Wunden leſen,
Und von den Mängeln ohne Zahl
Durch Deine Kraft geneſen!

Die Gemeinde wurde zu einer herzlichen Fürbitte durch einige Verſe des Joh. v. Watteville aufgemuntert Nr. 1024, 5 ff. Kirchlein, weine, fleh' und bete ꝛc. Am Schluſſe ſangen Alle:

O Du Haupt und HErr der Heerden,
Die Du geſammelt von der Erden
Bleib unverrücklich bei uns ſteh'n!
Schaue, was ſich hier verbunden
Zu deinem Hirtenſtab gefunden,

Und laß uns Deine Wunder seh'n!
Was wird in künft'ger Zeit
Nicht noch für Seligkeit D'raus entstehen,
Wenn unser Hirt, Was sich verirrt,
Durch Seine Treu' nachholen wird!

Ein paar Tage hernach schreibt er:

„Am Sonntag hatte ich den ganzen Tag Brustschmerzen. Die Confirmation nebst Predigt währte von 9 bis ½1 Uhr. Nachmittags um 3 Uhr hatte ich wieder Predigt. Indessen ist, glaube ich, der Tag nicht ohne gesegneten Eindruck vorüber gegangen."

Was solchen Handlungen die Weihe und den Segen gab und bei der Gemeinde einen unvergeßlichen Eindruck zurück ließ, das war der Gebetsgeist, die Zeugenkraft und der brennende Liebeseifer, womit Barth vom HErrn ausgerüstet wurde.

Nach der Confirmation war vor der Hand an kein Ausruhen zu denken, es mochte mit der Brust stehen, wie es wollte; eine Masse von Geschäften war zu bewältigen, sowohl im Amt, als außer demselben. Unter Anderem gieng es an den Stammheimer Jahresbericht, den Barth immer mit besonderem Fleiße ausarbeitete, wenn das Gedränge auch noch so groß war. Es war aber auch etwas ganz Ungewöhnliches, eine wahre Macht des Geistes, mit welcher er an diesen Festen die Zuhörer aus dem Schlafe aufrüttelte, und zum gemeinsamen Kampf mit dem Verderben der Zeit anspornte. „Sollen wir ruhig zusehen, wie die Fluth des Verderbens in den Niederungen des Volkslebens immer höher schwillt, die Dämme und Deiche nach und nach durchbricht und alle angepflanzten Gärten und Aecker zu überschwemmen droht? Oder können die Einzelnen gegen eine solche einbrechende Landplage hinreichende Abwehr leisten? Nein, zusam-

men stehen müssen wir, Abzugsgräben anlegen, die zerrissenen Dämme wieder ausfüllen! Oder liegen unsere Wohnungen so hoch, daß wir von der brausenden Fluth nichts zu fürchten hätten? Habt ihr noch nie von Beispielen gehört, daß sie auch in Paläste und Burgen gedrungen sei? Lasset es nicht zu spät werden." — So mahnte er, entwarf ein schauerliches Bild von dem, was kommen werde, und forderte mit allem Ernste auf, dem schnelleren Einbruch des Verderbens durch vereinte Anstrengung zuvor zu kommen, und ein Licht und Salz zu werden. „Lasset uns mit der Liebe Christi dieses abgefallene und verkehrte Geschlecht aufs Neue anfassen, dem Verirrten nachgehen, das Verwundete verbinden, des Schwachen warten und das Kranke pflegen. Erhebt euch wie Ein Mann gegen das einreißende Verderben der Sünde und des Lasters, daß sich seine Wellen an dem festen Damme brechen. Stehet auf in der Macht Christi und lasset uns kämpfen den guten Kampf des Glaubens! Es ist jetzt nicht Zeit zu schlafen und zu ruhen. Schon hören wir aus der Ferne das dumpfe Brausen der großen Wasser, welche unsere Fluren verheeren und die sicheren Schläfer aus ihrem sorglosen Schlummer aufschrecken werden. Jeder stelle sich an seinen Posten, und stemme sich mit Macht gegen ihre zerstörende Wuth!"

Er war ein Mann der innern Mission zu einer Zeit, da man von dieser noch nicht redete, und stand auf seinem Posten fest mit dem eindringlichen Zeugniß mündlich wie schriftlich. Aeußere und innere Mission gieng bei ihm Hand in Hand. Wenn die Jahresfeier in Stammheim vorüber war, so freute er sich schon auf das Basler Fest, wo er gleichfalls seinen Posten auszufüllen hatte. Zugleich war dieses Fest für ihn die Haupterholung des Jahres, deren er auch dießmal in hohem Grade bedurfte. „Ich wollte es

gienge morgen ſchon fort," ſchreibt er am 10. Mai, „und ich hätte alles fertig, was bis dahin noch fertig werden muß. Der HErr wird's verſeh'n!" —

Es war unter Anderem ein Beitrag zur Chriſtoterpe, der nach Barth's genauer Zeiteintheilung jetzt an der Reihe war. Den Stoff dazu bot ihm das Leben des Grafen Galeazzo Caraccioli, nach dem Franzöſiſchen des Sieur de Lestan ꝛc. Der Uebertritt dieſes ausgezeichneten Mannes aus der römiſch-katholiſchen Kirche zum evangeliſchen Glauben in der Zeit der Reformation war ein Gegenſtand, für deſſen Bearbeitung Barth in mehr als einer Hinſicht beſonders geeignet war. Denn er verſtand es, als ein feiner Kenner des menſchlichen Herzens, alle die ſchweren Kämpfe, die dieſer treue Bekenner des Evangeliums Jahre lang zu beſtehen hatte, mit tiefer pſychologiſcher Wahrheit ſo zu zeichnen, daß man dem Gang der Erzählung mit ſtets neuer Spannung folgt. Barth ſagt von ihm im Eingang: „Er iſt der Menſch, der vor Freuden über den gefundenen Schatz hingieng und verkaufte Alles, was er hatte und kaufte den Acker." Dieſes Thema weiß er ſo zu beleuchten, daß man das ſchlagendſte Beiſpiel zur Erläuterung jenes Gleichniſſes Jeſu vor Augen hat, und bei den großen Opfern, die dieſer Mann für den HErrn brachte, mit Beſchämung daran denkt, wie wenig unſer eines für Ihn dahinten läßt. Doch hat den Erzähler die Größe ſeines Helden nicht ſo beſtochen, daß er alles an ihm gut geheißen hätte. Wenn er auch ſeine zweite Heirath nach dem Standpunkt der damaligen Zeit mild beurtheilen heißt, ſo ſpricht er ſich doch ſo unparteiiſch darüber aus, daß man wohl ſieht, er will den Schatteuzug in dem ſonſt ſo reinen Bilde nicht verwiſchen.

Zum Basler Feſte reisten dießmal auch ſeine lieben Nachbarn Pfr. Handels von Stammheim, die ſich aber an

den sel. Dr. Bahnmaier anschlossen. Barth fuhr am 13. Juni von Möttlingen ab über Herrenberg und Königsfeld mit einem sehr erwünschten Begleiter. Es war Friedrich Schmidgall, Kaufmann in Löwenstein, Sohn des alten Schmidgall, dessen Jugendjahre er in einer Kinderschrift beschrieben hatte, ein sehr lieber, im Alter noch lebhafter Mann, von warmem Interesse für das Reich Gottes. Barth hatte ihn bei seinen Besuchen in Löwenstein lieb gewonnen und blieb auch bis an sein seliges Ende in der herzlichsten Verbindung mit ihm.

Von dem Feste rühmt er, daß der HErr auf eine sehr fühlbare Weise dabei war und die Herzen besonders dadurch tröstete und erquickte, daß Er das Bewußtsein brüderlicher Gemeinschaft und liebreicher Einigkeit in einer Zeit manchfacher Trennung und Zersplitterung auf eine ausgezeichnete Weise hervortreten ließ. Außer einer Reihe von Abgeordneten mehrerer Missionsgesellschaften und Vereine von Bremen bis Genf trafen die Inspectoren von vier verschiedenen Missionsinstituten in Hamburg, Barmen, Paris und Basel in unerwarteter Weise zusammen; besonders aber erfreute ihn der Anblick und die Stimme des, wie von den Todten auferstandenen Miss. Gobat, für dessen Erhaltung er viel und oft dringend gebetet hatte. Eine räthselhafte Krankheit fesselte nämlich Gobat während seines zweiten Aufenthaltes in Abessinien die meiste Zeit an's Krankenlager, so daß er nichts anderes als den Tod vor sich sah, und als er endlich nach dem Ausspruch des Arztes das Land verlassen mußte, Gott dringend bat, ihn nur so lange noch leben zu lassen, bis er seine Frau nach Beuggen oder wenigstens nach Kairo gebracht hätte. Der HErr aber that über Bitten und Verstehen. In Kairo würde ihm, nach einer überaus beschwerlichen Reise, sein Sohn Benoni geboren. Dort traf er auch

mit dem theuren Schubert zusammen und hatte die Freude, daß dieser, mit seiner lieben Gattin, das Schmerzenskind zur Taufe brachte. Und nun waren beide Eltern mit dem Kinde glücklich in Basel und Beuggen angekommen, und hatten zwei dunkelfarbige, afrikanische Begleiter bei sich. Gobat war zwar immer noch sehr leidend, aber durch die Kraft des Glaubens aufrecht gehalten und heiter. Wie viel hatte er seinem Freund Barth von den tiefen inneren Erfahrungen zu sagen, die er während seines langen Leidens gemacht. Gewöhnlich giengen sie nach dem Nachtessen noch bis 10 Uhr in trautem Gespräche im Missionsgarten auf und ab. „Wenn's möglich gewesen wäre," sagt Barth, „hätte ich ihn noch mehr lieb gewinnen müssen." — Bei diesem Feste war es auch, daß Barth den köstlichen Mallet aus Bremen zum ersten mal sah; ebenso Richter und Brauer. Das Zusammensein mit diesen und andern theuren Männern bewegte sein Gemüth von früh bis in die Nacht in der lieblichsten Weise, aber so stark, daß der Körper dem Geist kaum nachkommen konnte. — Für den Verein der Freunde Israel verfaßte er in jenem Jahr das herrliche Lied über Jesaia 54: „Erhebe dich aus deinem Jammer, du Tochter Zion, brich hervor" u. s. w. Sein Heiden-Missionslied aber begann mit den Worten: „Die Kirche Christi steht beschützt, wenn auch die Stürme sausen" u. s. w. und schließt mit dem Gebet:

Zeuch uns voran du starker Held,
Wir wollen mit dir ziehen;
Laß bald das wüste Ackerfeld
Im Frühlingsschein erblühen,
Und stell' uns einst vor deinen Thron
Sammt deinem ganzen Schmerzenslohn,
Wann Erd' und Himmel fliehen.*)

*) Siehe Chr. G. Barth's Missionslieder. Herausgegeben vom Verlagsverein, Calw 1864. Nr. 10 und 78.

Nach der Rückkehr vom Feste gab es im Möttlinger Pfarrhaus vielfach bewegte Tage und Wochen, während Schwester Beate das Bad in Sebastiansweiler gebrauchte. Der Gäste waren im Lauf des Juli so viele, daß wir eine lange Liste davon aufzählen könnten, und Barth seine übrige herausgekaufte Zeit sehr zu Rathe halten mußte. Seine Sammlung, die gerade damals durch Sachen, die Gobats aus Abessinien mitgebracht und durch Beiträge aus Brusa, Malta u. s. w., sehr bereichert worden war, wurde nun immer mehr auch ein Anziehungspunkt für manche Besucher. Andern war es um den Mann selbst zu thun. Unter denen, die besonders theure Gäste waren, nennen wir den seligen Dr. Steudel, der sich damals im Bad in Teinach aufhielt, und von da herüber kam, um die alte brüderliche Liebe zu erneuern. Es war das letzte Mal, daß diese beiden, bei aller Differenz herzlich verbundenen Freunde sich in diesem Leben begegneten. Denn im Oktober desselben Jahres wurde der theure Lehrer unerwartet schnell heimberufen. Barth nahm an seinem schmerzlichen aber erbaulichen Ende innigen Antheil. — Zum Jakobifest in Kornthal, wo damals Kapff als Pfarrer stand, zog ihn sein Herz und er freute sich, vereinigt mit vielen theuren Männern und Brüdern in Christo dort beisammen zu sein, redete auch selbst nach Hoffmanns Wunsch einige Worte, und besuchte dann in Stuttgart. Gleich darauf, als er wieder in Möttlingen war, wurde ihm eine andere Erquickung zu Theil. Während sein lieber Anverwandter, Joh. G. Hißrich von Stuttgart,*) eine

*) Er hatte eine harte Jugend, aber ein seliges Alter. Das Wichtigste von seiner Geschichte findet sich in einem von ihm selbst verfaßten Aufsatz unter dem Titel: „Aus den Lebensführungen des armen Hansjörgle" in den Basler Sammlungen. Jahrgang 1850. — Barth hatte ihn sehr lieb.

besonders redliche Seele, bei ihm zu Besuch war, kam Missionsinspector Brauer von Hamburg und brachte ein paar Tage mit ihm zu, hielt am Sonntag gemeinschaftlich mit ihm und Hochstetter eine Missionsstunde in Möttlingen und gieng Tags darauf mit ihm und andern Brüder zur Pfarrkonferenz nach Altburg, die dießmal auf den 31. Juli, Barth's Geburtstag, fiel. „Wir waren recht vergnügt," schreibt Barth, und ich wurde aus den schweren Betrachtungen, zu denen mich mein Geburtstag veranlaßte, recht herausgehoben." Man muß Barth kennen, um diese Worte zu verstehen; er fühlte sein Sündenelend niemals tiefer, als gerade an diesem Tag, ohne sich jedoch darüber gegen Freunde zu äußern. Darum that ihm eine Glaubensstärkung aus dem Worte Gottes und durch die Gemeinschaft der Brüder so wohl, wenn auch die Letzteren oft nichts davon wußten. —

Ein körperliches Uebel, sehr hinderlicher Art für einen Schriftsteller, befiel Barth mit Anfang Augusts. Seine Hand war so angegriffen, daß er das Selbstschreiben zum Theil einstellen und diktiren mußte. Wenn er aber nicht gerade Jemand zur Verfügung hatte, so nahm er doch die Feder wieder zur Hand und machte fort, so sauer es ihm wurde; denn die Arbeit brannte. Er schrieb im August „die Erzväter" für die Basler Kinder. In diesen geht er aus von der Brautfahrt, die Elieser in Abrahams Auftrag für Isaak that. Abrahams Geschichte wird in Rückblicken theils gleich Anfangs, theils später eingeflochten. Durch eine anschauliche Beschreibung der morgenländischen Sitten gibt er den geschichtlichen Begebenheiten, ohne sie weiter auszuschmücken, lebendige Farben, und so treten die drei ehrwürdigen Väter nach einander auf, als die Träger der göttlichen Offenbarung, Jakob seinem Bruder Esau gegenüber besonders scharf gezeichnet. Den sittlichen Räthseln

in der Geschichte des Letztern geht er natürlich nicht aus dem Wege, sondern weiß die Gelegenheit wohl zu benützen, um Winke zur Herzenserkenntniß zu geben, während er zugleich klar hervorhebt, wie es der Glaube allein ist, der Wohlgefallen vor Gott findet. Am Schlusse sagt er: „Der Heiland bezeugt ausdrücklich, daß Abraham, Isaak und Jakob in der andern Welt fortleben, weil sich Gott sonst nicht ihren Gott nennen würde. Auch versichert Er uns, daß Leute kommen werden von Mittag und von Mitternacht, von Morgen und von Abend, und sich zu ihnen hinsetzen. Zu denen, welche vom Abend kommen sollen, könnten wir auch gehören, wenn wir ernstlich wollten; und dann könnte euch Jakob selbst Alles viel besser erzählen, als ich es konnte. Ach was muß das für ein großer und schöner Tisch sein, und wie viele fromme Leute werden daran sitzen, und sich's wohl sein lassen! O machet doch, daß ihr einen Platz daran bekommet, und nehmet mich auch mit.“ — Das liebliche und lehrreiche Büchlein reiht sich passend an die „Urväter“ an. In der Vorrede machte er einige Hoffnung auch einmal die Geschichte Josephs zu erzählen. Es kam aber nicht dazu.

Dagegen schrieb er in demselben Monat ein Festbüchlein für Christenkinder in kleinstem Format mit Bildern, bestehend aus folgenden auch einzeln erschienenen Theilen: 1. Das Jesuskind. 2. Die Weisen aus Morgenland. 3. Die Kinderjahre Jesu. 4. Das Leiden Jesu. 5. Die Auferstehung Jesu. 6. Das Himmelfahrtsfest und das Pfingstfest. Es ist in einer edlen Einfalt geschrieben. Faßlich für die Kleinen, ohne Ueberladung erbaulicher Art, mehr zur Belehrung eingerichtet, und doch erwecklich für's Herz. Das im ersten Theil eingeflochtene liebliche Weihnachtslied: „Seht hier in der Krippen“ u. s. w. ist weit und breit bekannt und

beliebt geworden. Sonst aber scheint dieses Festbüchlein weniger Eingang gefunden zu haben, als es wegen seines inneren Gehaltes verdiente.

Eine dritte Kinderschrift, die auch noch in den August d. J. fällt, ist „das Leben Thomas Platters," das er zuerst durch das Basler Neujahrsblatt kennen lernte. Er fand dasselbe so anziehend und lehrreich für die Kinder, daß er es sich nicht versagen konnte, diesen fruchtbaren Stoff auch in seiner Weise zu bearbeiten, und für einen weiteren Kreis nutzbar zu machen.

Bei der oben erwähnten Conferenz in Altburg war verabredet worden, daß die nächste, ähnliche Zusammenkunft bei mir in Effringen sein sollte, weil zu hoffen war, daß Gobat mit seiner Gattin im September zu uns kommen würde. Ich war zu Anfang des Jahres mit einer jüngeren Schwester von Gobats Frau in die Ehe getreten; er aber hatte mir, noch ehe er von meiner Verbindung etwas wissen konnte, schon von Kairo aus einen Besuch versprochen. Ich kann mich nicht enthalten, aus diesem originellen Schreiben einen Theil hier einzurücken. Nachdem er gesagt hat, daß er um seiner Gesundheit willen nach Europa zurückgehen werde, fährt er also fort —: „Nun habe ich schon gedacht, wenn Du in einem kleinen Dorfe auf dem Schwarzwalde verheirathet sein solltest, und besonders, wenn Du so eine liebe Frau haben solltest wie ich, so würden wir uns vielleicht auf eine kurze Zeit zu Dir flüchten. Du wirst schwerlich eine Entschuldigung haben, um Dich von uns frei zu erhalten. Wir sind an Alles gewöhnt, was Du vorbringen könntest. Hast Du ein großes Haus, so wohnen wir hier in einem Palast; hast Du ein kleines, so haben wir schon in einem gewohnt, und zwar mit unserer Dienerschaft, das rund war und nur 11 Schuh im Durchmesser hatte, und zwar zu einer Zeit, wo es alle Tage regnete,

und wir selbst vom Regen ganz naß waren, da wir einzogen. Wir sind auch gewohnt, in Höhlen zu wohnen oder unter dem lieben freien Himmel. Bist Du krank, so sind wir auch gewohnt krank zu sein, und können Deiner pflegen. Bist Du in Trauer, so wir auch. Nur in dem Falle, wo Du sagen würdest, Du seiest vollkommen glücklich, würde ich sagen, daß wir nicht zusammen passen. Dennoch sind wir auch glücklich und öfters so munter, daß wir Dich bisweilen aufmuntern könnten. Ich kann nämlich in allen Prüfungen mich nicht erwehren, nach der Hand zu fragen, welche die Ruthe führt, und ich finde alle Mal, daß es die Hand der Liebe ist. Nun, wo die Liebe Gottes ist, da muß man glücklich sein, wenn man auch vor Schmerzen schreien sollte. Fragst Du mich nun, wie ich mich befinde, so fehlt mir der Ausdruck, der meine Lage bezeichnen sollte. Ich bin weder gesund noch krank; meine Lage ist aber zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Leben und Tod, zwischen Gott und dem Teufel, zwischen Himmel und Hölle. Ich fühle von allem etwas in mir selbst; da heißt es wohl: Es ist Alles stückweise. Kannst Du mir schreiben, daß Du der Vollkommenheit näher bist: so wirst Du dadurch Freude machen — Deinem Bruder Samuel Gobat, und seiner Dich grüßenden andern Hälfte." —

Mit diesem Besuche sollte es jetzt Ernst werden. Nachdem Gobats ihre Cur in Kreuznach vollendet hatten, reisten sie dem Schwarzwald zu. Barth, der von ihrer Ankunft Kunde hatte, fuhr ihnen mit Freund Blumhardt, der dazu von Iptingen hergekommen war, bis Pforzheim entgegen. Bei Lindenmayer war das Absteigequartier. Die ersehnten Gäste kamen, und waren dort mit Frommel und anderen Freunden vergnügt beisammen, bis es Abends nach Möttlingen gieng. Unterwegs in Mühlhausen grüßte Freund Bronnenkant die lieben Ankömmlinge. Seine Freude war groß, die Zellerstochter, die er im Vaterhause als Kind schon

gekannt, an der Seite ihres Gatten, nach so vielen überstandenen Nöthen aus Habesch zurückgekehrt wieder zu sehen. Er erzählt, daß er des andern Tags mit seiner Frau nach Möttlingen kam und einem fröhlichen Cirkel beiwohnte, zu dem sich auch Hochstetter einfand. Aechter Mokkacaffee, den Gobat auf dem rothen Meere von einem aus Mekka zurückkehrenden Reisenden gekauft, und seinem Barth zum Geschenk mitgebracht hatte, wurde in morgenländischer Zubereitung gereicht. Sie setzten sich selb acht zu Tische. Sechs winzig kleine, türkische Kaffeetassen mit Untersätzen von gelbem Blech wurden aus der Sammlung hervorgeholt und aufgestellt. Alles sollte einen ächt morgenländischen Typus bekommen. Zu den langen Pfeifen, die nicht fehlen durften, kam dießmal auch die türkische Wasserpfeife (Nargil), die sonst in der Sammlung stand, weil nun Jemand da war, der sie zu ziehen wußte. Es war ein gemüthliches, durch allerlei Mittheilungen und Erzählungen reich gewürztes Beisammensein, — von dem Bronnenkant sagt: „Einen fröhlicheren, interessanteren Nachmittag habe ich nicht leicht erlebt. — Die Hälfte jener Gesellschaft ist jenseits vereinigt. Der HErr bringe auch die andere Hälfte selig hinüber!"

Nachdem Gobats einen Sonntag in Möttlingen zugebracht, und auch in Stammheim besucht hatten, kamen sie nach Effringen, auf unsere, sonst ziemlich einsame Schwarzwaldhöhe. Am 18. September versammelten sich wohl dreißig Freunde von nah und fern zu einer Conferenz im Effringer Pfarrhaus, hauptsächlich durch Barth zusammen berufen. Sie wollten alle den Mann kennen lernen, der zum ersten Mal unter so großem Segen des Evangeliums in Abessinien gewirkt, und das zweite Mal Leiden in außerordentlichem Maaße dort bestanden hatte, eine Krankheit räthselhafter Art, deren Ausgang noch nicht abzusehen war.

Unvergeßlich bleiben uns jene Tage, in denen wir den lieben Leidenden unter uns hatten, und so manches Geisteszeugniß zur Stärkung des Glaubens, so manche Erweckung zur sanftmüthigen Liebe von ihm empfiengen. Barth, der mit dem theuren Paare besonders verbunden war, trug ihre schweren Umstände stets auf dem Herzen. Er war aber auch dessen versichert, es könne nicht anders sein, als daß sich der HErr noch recht an ihnen verherrlichen werde. Er wünschte sehr, den lieben Freund auch zu der Landesconferenz gläubiger Geistlichen in Stuttgart zu bringen, womit es sich aber dießmal nicht schickte. Gobat wurde schnell in seine Heimat zu reisen veranlaßt, weil seine Mutter in die selige Ewigkeit abgerufen worden war. Seine Zukunft lag noch dunkel vor ihm. Es stand noch manches Jahr an, und gieng durch Aufgaben verschiedener Art, bis er seine letzte wichtige Bestimmung erhielt, und in die ihm von Gott verordnete Stelle in Jerusalem eingesetzt wurde. Merkwürdig ist, daß gerade in jenem Jahre der erste Gedanke an die Erbauung einer evangelischen Kirche in Jerusalem auftauchte. Der Plan wurde von vielen Gläubigen freudig begrüßt, namentlich von Barth, der eine Rede des Missionar Nicolayson, bei einer Versammlung in London darüber gehalten, alsbald in seinem Blatte veröffentlichte. Als er dann vollends hörte, daß ein christlicher Freund in Genf 6000 Fr. zu diesem Bau gegeben, beeilte er sich, den Jerusalemsfreunden auch dieses in drei Zeilen zu melden. Seine Freude war zu groß, als daß er es hätte verschweigen können. Wie er dann später von ganzem Herzen zustimmte, als Gobat zum Bischof in Jerusalem berufen wurde, das werden wir seiner Zeit sehen.

Barth hatte im September die zweite Sammlung biblischer Poesieen für Kinder zum Drucke fertig gemacht und gieng mit einer Reise nach München um, weil eben jetzt

Schubert von seiner morgenländischen Reise zurück kam. Aber eben reisefertig fand er am 16. Okt. früh 4 Uhr, als schon eingespannt war, unter 22 neu angekommenen Briefen, die er zum unterwegs Lesen zu sich stecken wollte, einen von seinem Freund Pfr. Pächtner in Karlshuld, der ihm anzeigte, daß Schubert nach Sachsen gereist sei. Er entschloß sich daher vor der Hand da zu bleiben. Und nun erhielt er durch Spittler den Antrag, die Stelle eines Sekretärs der deutschen Christenthumsgesellschaft in Basel zu übernehmen, und sein Büchergeschäft und alles Andere dahin zu verpflanzen. Dieser Antrag war für Barth's Lebensgang mittelbar von entscheidenden Folgen. So wie er lautete, mußte er ihn zwar ablehnen, weil er eine Uebersiedlung nach Basel für seine Zwecke nicht geeignet erachtete; aber ganz wies er ihn doch nicht zurück. Je nachdem sich die Sache gestaltete, konnte sich daraus ein fördernder Umstand für seinen Austritt aus dem Amte ergeben. Er verhandelte also mit Spittler darüber, ob dieser ihm nicht die Redaktion der „Basler Sammlungen," und ebendamit doch einen Theil der Geschäfte jenes Sekretariats übergeben wollte; denn er dachte, seine Privatstellung würde dadurch für ihn erleichtert. Doch wir hören ihn am liebsten selbst, wie er sich in einem vertraulichen Schreiben über seine Zukunft ausspricht:

„Schon seit einigen Jahren," schreibt er am 4. Novbr., „gehe ich mit dem Gedanken um, das Predigtamt aufzugeben, und mich bloß noch mit meinen Privatarbeiten zu beschäftigen. Diese haben sich nämlich in der letzten Zeit so gehäuft, daß mir die doppelte Last bei meiner angegriffenen Gesundheit zu schwer wird. Wenn ich nicht alle pfarramtlichen Geschäfte die ganze Woche hindurch an meinen Vikar hänge, so komme ich gar nicht aus; und es ist eben doch etwas Drückendes, die Verantwortung für das Ganze auf sich zu haben, und nur

einen kleinen Theil selbst besorgen zu können. Dazu kommt, daß mein Vikar fort will, um eine Amtsverweserei zu suchen, und daß es schwer hält, gleich wieder so einen zu finden, dem ich Alles mit Ruhe überlassen könnte. Meine hiesige Gemeinde ist des Predigers, der nun seit dreizehn Jahren bei ihr steht, so satt, daß die Hälfte derselben die ganze Predigt hindurch schläft. — Unter diesen Umständen betrachte ich es als eine Pflicht der Barmherzigkeit gegen sie, zu weichen, da ich überzeugt bin, daß der Same aufgehen wird, wenn ich einmal nicht mehr da bin. Wenn ich aber eine andere Gemeinde suchen wollte, so könnte ich doch nicht mit einem Vikar aufziehen, und ihm gleich von Anfang an außer der Sonntagspredigt alle Geschäfte überlassen; sondern ich müßte wenigstens in den ersten Jahren mich ganz der Gemeinde hingeben, und aller meiner Kraft aufbieten, um das Werk eines Predigers und Seelsorgers gewissenhaft unter ihr auszurichten. Darüber müßte aber ein großer Theil meiner Privatarbeiten gänzlich eingestellt werden. — Nun bliebe zwar noch der Ausweg übrig, einen Theil meiner Arbeiten aufzugeben, und wieder ganz Pfarrer zu werden. Das geht aber weder bei der Arbeit für die Missionssache, noch bei den Schul- und Kinderschriften wohl an, da ich in beiden schon zu tief stecke, und auch nicht so leicht Einer gefunden werden würde, der Eines oder das Andere übernehmen könnte. Zu dem stehe ich in Beziehung auf die letzteren in pecuniären Verbindlichkeiten, die von meiner Person nicht zu trennen sind. Somit sehe ich für mich keinen anderen Ausweg als: um meine Entlassung zu bitten, salvo regressu in ministerium, sobald es meine Umstände wieder erlauben. Es wird mir freilich schwer werden, am Sonntag keine Kanzel mehr zu haben, und wenn ich ein Predigtamt ohne die Gemeinde hätte bekommen können, so wäre ich daran sehr froh gewesen. Es ist mir auch eine solche Stelle in Basel unter sehr einladenden Bedingungen angeboten, die ich aber aus vielfachen anderen Gründen nicht annehmen kann. Indessen habe ich zu viele Beweise in Händen,

daß mich der HErr zu dem oben erwähnten Theil der Arbeit in Seinem Weinberg, der mir ganz ungesucht zufiel, berufen hat, daß ich mich auch in diese Entbehrung werde schicken lernen: denn ich will nichts Anderes, als Seinen Winken folgen. — Wo ich mich nach dem Austritt aus meinem hiesigen Amte niederlassen werde, in Calw oder Stuttgart, was Beides Gründe für und wider sich hat, darüber soll am nächsten Dienstag in einer brüderlichen Conferenz in Stuttgart, welcher auch einige meiner benachbarten Freunde anwohnen werden, eine Entscheidung zu Stande kommen."

Barth legte einen entschiedenen Werth darauf, in dieser wichtigen Frage über seine künftige Stellung und Wirksamkeit die Stimme der Stuttgarter Brüder zu hören, einmal darum, weil er von jeher gewohnt war, Nichts ohne ihren, und namentlich ohne Härings weisen Rath zu thun; sodann weil er von ihnen immer die meiste Unterstützung, namentlich bei dem Calwer Verlagsverein erhalten hatte; dießmal aber auch deßhalb, weil es sich darum handelte, ob er seinen Sitz in Stuttgart nehmen sollte, worüber er sie doch auch hören mußte. Das Resultat der Besprechung gieng dahin, er solle um fünfjährigen Urlaub einkommen, um nach Verfluß dieser Zeit, wenn das meiste Geschäft aufgearbeitet wäre, wieder ins Predigtamt zurück treten zu können. Der nachmalige Prälat Klaiber gieng ihm bei seiner Eingabe mit freundlichem Rath an die Hand. Weil von Seiten der Brüder kein besonderer Wunsch, ihn nach Stuttgart zu ziehen, laut wurde, so entschied er sich dahin, seinen Wohnsitz nach Calw zu verlegen.

An den Besuch in Stuttgart knüpfte Barth die Reise nach München an, da er später erfahren hatte, daß Schubert nicht nach Sachsen gereist sei. L. Hänel begleitete ihn, weil er wegen der Uebernahme der Bernatz'schen Bilder

mit Schubert zu verhandeln hatte. Beide wurden gastfreundlich von diesem aufgenommen und blieben fünf Tage bei ihm, konnten ihn aber nur über Tisch sprechen, da er, „bis über die Ohren" im Geschäft steckte und den ganzen Tag auf der Akademie arbeitete. Außer einigen Besuchen, die Barth machte, hatte er auch eine Audienz bei dem Kronprinz von Preußen, nachmaligem König Friedrich Wilhelm IV., der ihm länger als eine Stunde geneigtes Gehör schenkte. Es war, so viel wir wissen, das erste Mal, daß er ihn sah. Schubert hatte ihn zu dem Gange ermuntert. Wie man sich denken kann, fand er an dem geistvollen, christlich gesinnten und vielseitig gebildeten Fürsten ein großes Gefallen, und gewann ihn herzlich lieb. Ueberhaupt war er mit dem Resultat seiner Reise wohl zufrieden, erhielt auch von Schubert manche Merkwürdigkeiten aus dem heiligen Lande. Ueber die letzteren schreibt er an Zeller nach seiner Heimkehr (24. Nov. 1837.): „Ich habe allerlei mitgebracht, was Deinen schwachen Zug (zu einem Besuch in M.) noch magnetisiren könnte. Eine Schildkröte aus Nazareth krabbelt unter meinen Füßen herum, auf dem Tisch stehen, der Beschauer harrend, Pflanzen vom Sinai, Hebron, Bethlehem, Jerusalem, Tabor, Nazareth, Cana, Libanon. Pistacien vom Libanon und Mandeln vom Sinai stehen daneben. Des polvere d'Ireos aus der großen Apotheke in Florenz nicht gedenkend, nenne ich nur den Balsam von Jerusalem, Balsam aus Mekka, Oel von Gethsemane, Manna von der arabischen Wüste (von der Tamarix mannifera) und viele andere Sachen lasse ich ungenannt, lade Dich auch nicht mehr ein, da es dessen nicht bedarf, und Du jedenfalls Dein Möglichstes thun wirst. In der Woche des 4. Dez. erwarte ich Deinen Beitrag für's erste Heft der Jugendblätter 1838. Vielleicht bringst Du ihn selber, indem Du den Feiertag benützest. — Ohne Weiteres als herzliche Grüße an Dich und die lieben Eltern Dein C. B."

Zu dem längst gewünschten Besuch des besonders lieben Mitarbeiters kam es aber, bei allen diesen Lockungsmitteln in dem laufenden Jahre doch nicht mehr, da derselbe zu Hause gar zu sehr in Anspruch genommen war.

Einen andern Freund hatte Barth kurz zuvor aus seiner Nähe scheiden sehen. Pfarrer Hochstetter wurde von Simmozheim nach Hohengehren befördert, und zog Ende Oktobers vom Schwarzwald auf jenen hochgelegenen Punkt des Schurwalds, wo er ein volles Jahrzehnt im Segen wirksam war. Seinem Freund Barth aber war diese Veränderung, wie er sagt, „ein gewaltiger Strich durch seine Rechnung." Er hätte den tüchtigen Arbeiter so gerne in seiner Nachbarschaft behalten, um die erwünschten Beiträge seiner Feder für die Jugendblätter in dringenden Fällen desto schneller von ihm erhalten zu können.

Freund Spittler war auf Barth's Vorschlag, die Redaction der „Basler Sammlungen" ihm zu übergeben, nach weiterer Correspondenz gleich für's nächste Jahr eingegangen. Da es schon Ende Novembers war, mußte sich Barth ohne Aufenthalt an das Manuscript des ersten Stücks machen und eröffnete dieses mit einer Betrachtung über Jer. 14, 7—9. — Statt der Erleichterung hatte er also vor der Hand einen Zuwachs von Arbeit erhalten. Er schreibt daher am 1. Dezember: „Die Arbeit stürmt so haufenweise auf mich ein, daß ich gar nicht weiß, was am meisten pressirt, und die arme Correspondenz bleibt liegen. Gestern kamen 60 Pfd. Bücher und Zeitungen aus Amerika, die alle gelesen werden sollen, heute 23 Pfd. aus London. Der Januar der „Basler Sammlungen" soll nächste Woche in Basel gedruckt werden und ich habe erst 7 Seiten geschrieben." Am 5. Dezbr. sagt er: Das erste Heft der Jugendblätter 1838 muß in dieser Woche fertig werden, und Weitbrecht ist da, um meinem immer noch

rheumatischen Arm zu helfen." — Noch größer wurde das Gedränge in der Weihnachtswoche; denn „von Freitag auf Samstag bekam ich in der Nacht wieder Brustschmerzen, was nur in der blühendsten Zeit dieser Krankheit der Fall gewesen ist; mußte Pflaster auflegen, konnte am Sonntag nicht predigen, da am Samstag das Missionsblatt durchaus geschrieben werden mußte. Doch hielt ich Nachmittags Missionsstunde. Am Christfest Morgens Predigt, Mittags Kinderlehre, Abends Töchterstunde. Gestern Predigt und Nachmittags den Rest des Missionsblatts geschrieben, nebst der Bittschrift (an den König um Entlassung von der Pfarrstelle) und Briefen. Heute werde ich D. v. wieder predigen, fühle mich jedoch sehr angegriffen, da auch der Catarrh noch nicht weg ist. Morgen geht's wieder an's Basler Stück, wo's gut gehen muß, wenn ich's bis Samstag Abend fertig bringe. Gestern schrieb Hänel um 12 Seiten Manuscript zum ersten Heft der Jugendblätter, weil Hochstetter noch gar nichts geschickt hat; und ich habe keine Seite vorräthig. Wie nöthig hätte ich's, die übrigen Tage dieser Woche auszuruhen ꝛc.!" — Man begreift nicht, wie er zu Stande kam; doch gelang es ihm trotz der kranken Brust und des kranken Arms in den übrigen Tagen des alten Jahres einen guten Theil der Aufgabe zu bewältigen.

Daß Barth bei aller dieser Thätigkeit in sich gebeugt und klein blieb und nicht sich selbst, sondern dem HErrn die Ehre gab, das werden unsere lieben Leser ohne Versicherung glauben. Doch wollen wir auch eine Erklärung von ihm zum Schlusse dieses Jahres hersetzen, sie findet sich in dem Schlußwort des Missionsblatts, das überhaupt zur Charakteristik Barth's einen beachtenswerthen Beitrag liefert: „Zehn Jahre sind nun durchlaufen, liebe Leser, und von den dreitausend Lesern, die dieses Blatt im Jahr 1828 zählte,

mögen wohl manche nicht mehr unter den 7000 sein, die es jetzt zählt. Ich sollte aber nicht sagen: Lesern, sondern Abnehmern: denn die Zahl der Leser ist wohl gering angeschlagen, wenn man sie dreimal so hoch annimmt. Ich weiß keine Kirche, in welcher sie alle zumal Platz fänden, und daß ich ihnen alle 14 Tage zwar nicht eine Predigt halten, aber doch von den Predigten erzählen darf, welche in der Heidenwelt gehalten werden, rechne ich mir als unverdiente Freude und Ehre an. Auch die etlich und neunzig Missionare in allen 5 Welttheilen, welchen das Blatt von Basel aus regelmäßig zugesendet wird, fühlen sich, indem sie es lesen, mit dem großen Kreise seiner Leser im deutschen Vaterlande auf besondere Weise verbunden, und zugleich angetrieben, zuweilen auch ein Zeugniß dessen, was der HErr an ihnen und durch sie thut, oder den Dank ihrer Herzen für die thätige Theilnahme ihrer Mitchristen am Missionswerk, oder eine herzliche Aufforderung zu Hilfe und Fürbitte hier niederzulegen. So wird auch dieses arme Blättchen in seinem geringen Theile eines jener Werkzeuge, durch welches der HErr der Gemeinde in unserer Zeit die brüderliche Gemeinschaft der Glieder Seines Leibes ihnen zum lebhafteren Bewußtsein bringen und immer enger, inniger und wirksamer machen will. Was uns diese Gemeinschaft und ihre Früchte verkümmern will, das stammt aus irgend einer eigensüchtigen Quelle, nicht aus dem ewigen Liebesquell Gottes und Christi, und darf daher wohl mit Mißtrauen von uns angesehen werden. Die Missionssache hat neben vielen anderen auch diese specielle Aufgabe, die Kinder Gottes zu Einem Geiste und Werke zu vereinigen, und hat an manchen Orten diesen Zweck auf eine liebliche und gesegnete Weise erreicht. Auch ich habe es von Anfang an als meine Pflicht betrachtet, in

diesem Blatte auf dieses schöne Ziel hinzuarbeiten, und werde es mit Gottes Gnade auch künftig thun.

„Indem ich auf die letzten zehn Jahre zurückblicke, staune ich über das, was der HErr im Laufe derselben zu Stande gebracht hat. Mit Zahlen läßt sich so etwas nicht genau ausdrücken, da gehört die Wage des Heiligthums dazu; aber man müßte blind sein, wenn man nicht erkennen wollte, daß Sein Werk unter Christen und Heiden beträchtlich gewachsen ist. Wenn ich aber mich selber frage: um wie viel bist denn du in diesen zehn Jahren vorwärts gekommen? — so erschrecke ich und schweige beschämt still, und lasse nur den leisen Seufzer aus der Tiefe des Herzens aufsteigen: „HErr, gehe nicht in's Gericht mit deinem Knecht?“ — Sein heiliger Name sei gepriesen, daß Seine Barmherzigkeit mich noch stehen lässet! Seine große Huld trage auch ferner den unnützen Knecht, und segne Alle, die für ihn beten!“

1838.

(Januar bis Anfang Mai.)

Daß der Pfarrer in Möttlingen ein kranker Mann geworden war, davon spürten weder seine Zuhörer etwas, wenn er auf der Kanzel stand, noch die Leser seiner Schriften. Denn in seinem Reden und Schreiben war hin wie vor derselbe frische und kräftige Geist zu verspüren.

Neujahr und neuen Muth
Hinein in's Pilgerleben!
Wer auf dem Felsen ruht,
Darf nicht vor Stürmen beben.

Auf unſern alten Gott
Ein immer neu Vertrau'n,
Und lebte man wie Lot
Auf Sodom's Schwefelau'n!

Neujahr und neuen Fleiß,
Zu lernen und zu üben
Zu Gottes Ehr' und Preis,
Was noth iſt hier und drüben.
Als Bürger dieſer Welt
Zu jedem Werk geſchickt,
Und auf das Aehrenfeld
Der Wahrheit ſtets gebückt!

Neujahr und neues Licht
In Tiefen und auf Höhen,
Das liebliche Gedicht
Der Schöpfung zu verſtehen;
Und in das tiefe Meer
Des heil'gen Buchs hinein,
Und ſeiner reichen Lehr'
Auch einen neuen Schein!

Neujahr und neue Lieb'
Zu Dem, dem wir gehören,
Mit einem will'gen Trieb
Ihn und Sein Wort zu ehren;
Bis, wo ein Herz ſich regt
Auch unter ſchwarzer Haut,
Das unſ're tief bewegt
Nach Ihm in Liebe ſchaut!

Dieß ſind einige Verſe aus dem Neujahrslied, mit welchem Barth ſeine jungen Leſer in den Jugendblättern begrüßte. Sie zeigen zur Genüge, wie munter ſein Geiſt war, während ihm körperlich die Arbeit ſchwer wurde. Denn am 2. Jan. ſchreibt er: „Geſtern gepredigt über das alte Evangelium, Kinderlehre gehalten und Abends Töchterſtunde. Ge-

schah mir sehr sauer. Konnte heute nichts arbeiten, hatte aber Mehreres zu lesen. Am Freitag hoffe ich mit der Arbeit für die Jugendblätter fertig zu sein. Dann kann ich in der nächsten Woche, wo es von periodischen Arbeiten nur ein Missionsblatt zu schreiben gibt, wieder ein wenig schnaufen." Am genannten Freitag aber „laborirt er noch gewaltig an den Jugendblättern." Und etliche Tage nachher antwortet er einem klagenden, kleinmüthigen Freunde: „Niedergeschlagen möchte ich manchmal auch sein; weil's aber nichts hilft, so laß ich's lieber bleiben, und schleppe meinen Karren fort von einem Tag zum andern."

Manche unserer württembergischen Leser erinnern sich wohl noch an einen wackern Engländer Namens Jackson. Er kam aus Anlaß des Hahn'schen Instituts in Bönnigheim mehr als einmal ins Land, correspondirte mit Barth und besuchte ihn auch im vorhergegangenen Sommer. Dieser schrieb ihm in jenen Tagen, daß er „Setma" und „Waldmeisterlein" ins Englische übersetzt habe, lud ihn auch ernstlich nach England ein. Zugleich kam Bericht, daß Rev. R. F. Walker, Barth's besonders innig geliebter Freund, seine Weltgeschichte ins Englische zu übersetzen angefangen habe. Die Büchlein von Jackson erschienen noch im laufenden Jahre; die Weltgeschichte aber erst 1840. Sie wurde von einer Uebersetzung der Kirchengeschichte überholt; diese war es, wie Barth sagt, die den Reigen der ins Englische übersetzten Verlagsvereinschriften begann. Andere folgten bald nach. So wurde dem Verein eine neue, weitere Sphäre der Wirksamkeit eröffnet, welche von Anfang gar nicht beabsichtigt war und doch in der Folge sehr bedeutend wurde, da das Englische nur Eine von der großen Zahl fremder Sprachen ist, in welche die Vereinsschriften mit der Zeit übertragen worden sind.

Neu erschien im laufenden Jahre das längst erwartete Lesebuch und zwar mit dem Abcbuch so verwoben, daß beide nur Ein Ganzes ausmachen. Unglücklicherweise war gerade im vorhergehenden Jahre das Zoller'sche Lesebuch in allen Schulen Württembergs eingeführt worden, so daß keine Verbreitung desselben im Vaterland zu hoffen war. In andern Ländern aber war man froh daran, wie die vielen Auflagen beweisen, die das Büchlein in der Folge erlebte.

Am 13. Januar erhielt Barth die Nachricht von Stuttgart, daß der König seine Bitte um Enthebung von seiner Pfarrstelle genehmigt habe. Wenige Tage darauf bestellte er vorläufig eine Wohnung in Calw, in der Absicht, sie nach Ablauf eines Vierteljahrs zu beziehen, und alsdann, wie er sagte, seinen „Wittwensitz" in Calw aufzuschlagen. „Ich wollte," schreibt er, „ich säße schon darin und alle meine Siebensachen mit!" Es graute ihm vor dem Umzug. – Einige Wochen hernach (2. Febr.) hatte ich die Freude, daß er mitten im strengsten Winter zur Taufe meines Erstgeborenen als Pathe mit Handels nach Effringen kam, und unseren geliebten Bruder Chr. Blumhardt mitbrachte. Ohne daß wir es ahnten, stand neben dem abgehenden Pfarrer von Möttlingen sein von Gott verordneter Nachfolger, und beide beteten miteinander für den Neugeborenen. Unter den Segenswünschen, die Barth für ihn aussprach, bleiben mir besonders diese Worte wichtig: „Der HErr wolle Gnade geben, daß er als ein Schäflein Jesu Ihm zugeführt werde; und wenn Er ihm einmal ruft, so antworte er gleich: Hie bin ich." — Wir hatten es besonders zu schätzen, daß die lieben Gäste in der winterlichen Zeit bei Glatteis die gefährliche Fahrt Berg auf und ab aus Liebe zu uns gewagt hatten. Die Rückfahrt bei Nacht war besonders bedenklich. Barth beeilte sich daher, ungeachtet er einen Catarrh davon ge-

tragen, uns gleich am andern Tag über seine glückliche Heimkehr beruhigende Nachricht zu geben. „Ich bin," schrieb er u. A., „mit dem Catarrh wohl zufrieden, da wir sonst auf dem spiegelglatten Wege keinen Unfall erfahren haben. Ich mußte immer sagen: „Engel! hebet fest!" und ich bin auch gewiß, daß wir ohne ihren Dienst nicht mit heiler Haut davon gekommen wären. Gottlob, daß das vorüber ist!" — Als es bei der Wöchnerin mit der Wiederherstellung ihrer Kräfte langsamer gieng, als wir wünschten, schrieb er tröstend: „Es ist halt der Unterschied, daß die Welt ihre Bitterkeiten auswendig verzuckert, der HErr aber Seine Süßigkeiten in bitterer Schale darreicht!" Und ein anderes Mal: „Der HErr thue Barmherzigkeit an ihr, daß sie Seinen Namen rühme; denn das können doch die Gesunden besser als die Kranken."

Am 12. Februar war die letzte Pfarrconferenz bei Barth in Möttlingen, zu der sich die gleichgesinnten Pfarrer der Umgegend mit ihren Frauen zahlreich einfanden, und auch sein Herzensfreund Chr. Engelmann von Stuttgart herauf kam. Es war ein trauter Kreis, ein sehr vergnügtes und heimeliges Beisammensein. Wenn es auch das letzte Mal war, daß sie sich in diesem Hause um den theuren Freund sammelten, der die Conferenz jedesmal besonders belebte, so durften sie doch nicht von ihm Abschied nehmen. Er blieb der ganzen Gegend, und auch diesem Kreise, den er besonders pflegte, noch lange Jahre erhalten, und konnte sich demselben von jetzt an eher noch mehr, als bisher, widmen.

Gegen Ende des Monats fühlte er sich sehr leidend und sagt, der Zustand seiner Brust sei so beschaffen, daß er keine Feder mehr anrühren, sondern entweder ein paar Tage auf dem Sopha liegen und lesen, oder auf eine Woche verreisen sollte; beides aber könne jetzt nicht sein, ob er gleich jeden

Tag auf Ordre zu einer Reise nach Stuttgart warte. Um die nöthige Hilfe zur Arbeit zu haben, fuhr er nach Calw und holte seinen lieben Agenten, mit welchem er das Erforderliche in einigen Tagen bereinigte. Er reiste dann am 6. März mit seiner Schwester nach Stuttgart, nahm auch seinen treuen Vikar mit, der sich wegen einer Amtsverweserei erkundigen wollte. Er brauchte nicht auszugehen, um Freunde zu sehen, sie kamen, wenn er im römischen Kaiser war, wie von einem Magnet angezogen. So besuchte ihn auch dießmal alsbald ein liebes Missionspaar: Chr. G. Hörnle mit seiner Braut, Emilie Mögling, und F. E. Schneider, welche miteinander nach Agra zu ziehen im Begriff waren. Tags darauf hatte er ein kleines Geschäft zu besorgen. Es handelte sich darum, gemeinsam mit Hänel aus der reichen Mappe von Zeichnungen, die Bernatz von der Reise ins Morgenland mitgebracht hatte, eine gute Auswahl zu treffen. Dazu war auch Cand. Groß von Tübingen eingeladen worden, der als Zeichner und vermöge seiner Kenntnisse in der biblischen Geographie beim Herauslesen der geeigneten Bilder mitrathen sollte. (Wir werden diesem Freunde bald wieder begegnen). Den nächsten Tag benützte er, um mit seiner Schwester einen Besuch bei den lieben Pfarrleuten Ranz in Bernhausen zu machen, die während seines ganzen Möttlinger Aufenthalts bis wenige Monate zuvor in Zavelstein gestanden, und nun eben erst auf ihrer neuen Station einheimisch geworden waren. Die Witterung war unfreundlich und kalt, desto wärmer der Empfang im Pfarrhause zu Bernhausen, wo man sehr erfreut war, einen Besuch aus dem alten Kreise zu erhalten. Als Barth am andern Morgen zu Häring gieng, kam eben Br. Häberlen aus Calcutta an. Mit ihm und Schneider brachte er dann auch einen Abend bei Häring zu, nachdem er im Laufe des Tages

einen Besuch von Oberjustizrath Klett erhalten und bei Knapp's besucht hatte. Häberlen, der jetzt aus dem Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft ausgetreten und Agent der britischen Bibelgesellschaft für Indien geworden war, begleitete ihn am folgenden Tag nach Möttlingen, hielt am Sonntag eine Missionsstunde daselbst und reiste hierauf nach seiner Heimat Tuttlingen. — Der kleine Ausflug hatte Barth im Ganzen gut gethan; es war auf der Brust etwas besser, der Arm aber noch leidend.

Es war eine liebliche Fügung, wie sie in Barth's Leben nicht selten vorkam, daß er bei diesem Ausfluge nach Stuttgart ganz ungesucht mit drei Missionaren zusammenkam, deren jeder auf eine besondere Weise ihm nahe gerückt war. Auf Br. Schneider kommen wir nachher zu reden. Häberlen kam durch seine spätere Verbindung mit Charlotte Köllner auch in eine verwandtschaftliche Beziehung zu ihm, und die Correspondenz mit ihm, namentlich aber mit seiner reich begabten Gattin, brachte hernach für das Missionsblatt Jahre lang sehr interessante Berichte. Hörnle's Verbindung mit Emilie Mögling machte nicht nur ihm, sondern auch vielen andern Missionsfreunden in Württemberg besondere Freude. Das Brautpaar und die Eltern in Mössingen wünschten ihn auch bei der Hochzeit zu haben, die ein paar Wochen darauf gefeiert wurde. Wären nicht gerade damals Geschäfte eingefallen, die ihm jede Reise verboten, er hätte sich mit Freuden eingestellt. Denn im Pfarrhause zu Mössingen waltete damals der Missionsgeist in so ausgesprochener Weise und so wohlthuend, daß ihm dieses Haus je länger je lieber wurde. Die große Umwandlung, die mit Hermann Mögling vorgegangen war, hatte dasselbe ganz umgestaltet. Er war es, der seinem Vater, der damals Wittwer war und für fünf jüngere Kinder zu sorgen hatte,

den Rath gab, sich wieder zu verehlichen, ehe er das Land verlasse. Er sagte ihm, wie er selbst schreibt,*) er habe von der Wittwe des Pfr. Karl Weigle, als einer ganz vortrefflichen und wahrhaft frommen Frau, gehört und hätte eine Art Ahnung, daß sie sowohl für ihn als für die ganze Familie alles das sei, was er nur wünschen könne. Sein Vater, der den Sohn wie einen Freund ansah, handelte darauf hin. Die Verbindung erwies sich als eine sehr glückliche und überaus gesegnete, nicht nur für die Eltern, sondern für die ganze Familie und viele Andere, man darf wohl sagen, auch für die Mission. Die Wittwe Weigle war eine Tochter des sel. Dekan Zeller in Herrenberg, dessen sich unsere Leser aus dem ersten Bande wohl erinnern werden. Barth hatte als Student manchmal für ihn gepredigt und hatte die ganze Familie sehr lieb. Besonders hielt er große Stücke auf die jetzige Pfarrerin und mit Recht, denn es vereinigten sich in ihr solche Eigenschaften, die sie zu einer wahren Mutter in Israel machten. Vater Mögling selbst hatte, durch die neuesten Gnadenerfahrungen im Glauben mächtig gestärkt, am inneren Leben bedeutend gewonnen. Seine jetzige Gattin hatte ihm unter den Kindern ihres zweiten Mannes an Gottfried Weigle einen Sohn zugebracht, der für die nächste Zeit ihm seinen Hermann einigermaßen ersetzte. Aber freilich nicht für lange. Denn derselbe mächtige Missionszug, der diesen ergriffen hatte, erfaßte auch ihn durch des HErrn Gnade. Als Hermann am 6. Jan. 1836 in Tübingen ordinirt wurde, kam Abends Weigle zu ihm und sagte, indem er ihm die Hand drückte: „Es ist im Reinen, Hermann, wenn es der Wille Gottes ist, folge ich dir nach Indien, sobald ich meine Studien hier vollendet

*) Erinnerungen an G. H. Weigle, Missionar in Mangalur, von H. Mögling. Missionsmagazin 1855, viertes Heft.

habe." Da es aber bis dahin noch fast drei Jahre lang anstand, behielt er das Geheimniß vor der Hand für sich, und sammelte sich inzwischen einen desto reicheren Schatz auf der Universität. Wer den strebsamen, innigen und sinnigen Jüngling damals kannte, wird sich seiner mit Freuden erinnern. Er kam auch schon im vorigen Jahre mit Hochstetter, an den ihn besonders geographische Studien knüpften, nach Möttlingen zu Barth. Mit seinem Geheimniß aber rückte er erst in diesem Frühjahr heraus, und meldete sich zur gewohnten Zeit in Basel zum Missionsdienst. Von seinem Eintritt in die Missionslaufbahn, und von der großen Bedeutung, die seine Leistungen gerade für Barth und seine Sachen gewannen, ist jetzt nichts zu sagen, da wir hierüber seiner Zeit ausführlich handeln werden. Begreiflich aber ist, daß Barth seine Herzensfreude daran hatte, als in ihm die zweite und in Emilie Mögling die dritte lebendige Missionsfrucht aus dem Mössinger Pfarrhause hervorwuchs.

Als mir Barth schrieb, daß aus der Mössinger Reise wegen Zeitmangel nichts werde, meldete er mir zugleich, daß Br. Schneider sich mit einer Tochter des verstorbenen Dr. Götz in Merklingen, nahe bei Möttlingen, verloben werde, und fügte die heiteren Worte bei: „Da gäbe es ja noch eine Missionshochzeit, der man eher beiwohnen könnte." Es dauerte auch nicht lange, so stellte sich das Brautpaar Schneider-Götz bei ihm ein und bat ihn um die Trauung in Merklingen, die er freilich noch lieber in Möttlingen gehabt hätte. Es war nun schon einmal so: „Barth war der Missionsvater geworden," und die ausgehenden wie die zurückkehrenden Missionare wandten sich am liebsten an ihn. Wie schwer es ihm aber wurde, diese ihm so erwünschte Aufgabe, aus seinem Geschäftsdrange heraus, zu erfüllen, sagt folgende Nachricht vom 20. April: „Am Montag Abend

½11 Uhr, als wir eben aufgestanden waren, um zu Bett zu gehen, fuhr noch eine Chaise vor's Haus, in welcher Hänel saß, der (als ein alter Leipziger Freund) zu Schneider's Hochzeit eingeladen war und einen Prediger, Jespersen aus Norwegen, mitbrachte. So war denn auch die einzige freie Stunde, die ich noch zur Vorbereitung auf die Traurede übrig hatte, verloren: denn bis dahin hatte ich keine gefunden. (Es war Ostermontag Abend). Morgens um 6 Uhr hatte ich Confirmanden-Unterricht, dann gab's mit Hänel allerlei zu besprechen, und um 9 Uhr fuhren wir nach Merklingen. Nicht einmal einen Text hatte ich suchen können. In der Sakristei besann ich mich endlich auf die Worte: ‚Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist' ꝛc. Ueber diese hielt ich eine kurze Rede, so gut es eben unter diesen Umständen gehen wollte, und wohnte dann dem Hochzeitessen bei. — Blumhardt war auch da, Hiller gleichfalls, auch Lotte Mögling von Mössingen. Nach Tisch kamen Essig und Altherr (ersterer ohne Zweifel der von dem nahen Leonberg gebürtige Missionar, der in jenem Jahre nach Ostindien gieng; letzterer ein Tübinger Student aus Appenzell). Um 4 Uhr reisten die Stuttgarter ab, und wir, Blumhardt, Hiller, Cand. Altherr und ich, giengen nach Möttlingen zurück, wo wir die Vikare von Simmozheim und Münklingen trafen. Am Mittwoch früh reiste Blumhardt nach Hause, und bald darauf kam Lotte Mögling, die gestern mit Altherr zu Fuß nach Tübingen gieng. Sie genirten mich am Mittwoch nicht, meine pressante Arbeit fortzusetzen. Nachmittags aber kamen andere Besuche, da gieng auch wieder ein halber Tag darauf. Unglücklicher Weise muß ich gerade jetzt auch das sechste Heft der Jugendblätter im Voraus liefern, da Hänel Ende dieses Monats zur Messe nach Leipzig reist, und das Heft gerne vorher fertig haben will. Morgen und übermorgen sind noch sehr schwere Tage."

Wir sind durch diese Zusammenstellung in der Zeit etwas zu weit vorgerückt, und müssen noch Einiges nachholen. Der

außerordentliche Andrang von Geschäften kam zum Theil daher, daß der von so vielen Seiten in Anspruch genommene Mann damals drei Zeitschriften auf Einmal redigirte, und für jede monatlich sein Manuscript zu liefern hatte. Das rührte von der Uebernahme der Basler Sammlungen her, zu der er nicht gekommen wäre, wenn ihn nicht von Anfang der Gedanke geleitet hätte, daß die Redaktion derselben bei seinem Austritt aus dem Amte, neben seiner übrigen schriftstellerischen Thätigkeit, eine Grundlage für seine künftige Existenz bieten könnte. Das gestaltete sich aber anders, als er es sich zuerst gedacht hatte. Bei näherer Erwägung fand er, daß er sich eine völlig unabhängige Stellung bewahren müsse und auf Spittlers verschiedene Vorschläge nicht eingehen könne. Indessen wollte er seinem gegebenen Worte treu bleiben und die „Sammlungen" wenigstens so lange behalten, bis ein anderer Mann dafür gefunden wäre. Innerhalb Jahresfrist konnte sich dieser wohl finden. So lange aber mußte er die vermehrte Last tragen. Er lieferte für das Blatt eine Reihe von Schriftbetrachtungen erbaulicher Art, und wußte für den geschichtlichen Theil aus verschiedenen Quellen immer etwas Anregendes zu geben. Hie und da bot auch die Correspondenz etwas. So finden sich z. B. in einem der ersten Stücke liebliche Züge aus der Jugendgeschichte des Missionars Gerike (S. 284), die ihm ein Freund mittheilte. Ueberhaupt wird es vielleicht für manchen Leser erwünscht sein, bei diesem Anlaß zu erfahren, daß der Jahrgang 1838 der „Sammlungen" Barth zum Verfasser hat.

Für den Verlagsverein wurde damals Allerlei angebahnt, was größtentheils erst später zu Stande kam. Die biblischen Alterthümer hatte Hochstetter übernommen; die Weltgeschichte für Schulen war in der dritten Hand. Lieder und

Gedichte für Kinder waren das Nächste, an was sich Barth selbst machen wollte, deßgleichen das Schulgesangbuch, das er aber bald hernach in A. Knapp's Hände gab. Ferner wartete auf ihn die Geschichte von Württemberg. Chr. Blumhardt sammelte in diesem Frühjahr bereits Materialien zu seinem Handbüchlein der Missionsgeschichte. Sonst gieng Barth mit einem Lieblingsplan um, der ihn schon Jahrelang beschäftigte. Er hätte gerne gute biblische Bilder zu wohlfeilem Preise in die Hände des Volkes gebracht, worauf er großen Werth legte. Die Volksbilderbibel von F. v. Olivier mit erklärendem Text von Schubert war erschienen und gefiel ihm im Ganzen sehr wohl. Aber auch bei dieser Sammlung bedauerte er, daß sie „zu theuer" war, „um ein Volksbuch werden zu können, und der heutigen Zeit das zu leisten, was der alte Hübner der seinigen." In einer Anzeige derselben, wo er dieß sagt, spricht er auch den Wunsch aus, „daß man auf dem betretenen Pfade bald weiter gehe, und eine ähnliche Sammlung wohlfeiler Bilder für Volk und Jugend der unteren Klassen zu Stande bringe." Er war freilich in diesem Punkte schwer zu befriedigen und machte in künstlerischer und antiquarischer Beziehung seine besonderen Ansprüche an ein solches Werk. Weil sich Niemand an die Sache machte, so wollte er selbst, mit Hilfe eines guten Zeichners, den Versuch wagen. Er unterhandelte deßhalb mit dem oben erwähnten Cand. Groß, der nach seiner Ansicht die nöthigen Fähigkeiten dazu in technischer und wissenschaftlicher Hinsicht besaß. Am 10. April schreibt er: „Groß gedenke ich im Herbst (nach Vollendung seiner Studien) auf ein halb Jahr zu mir zu nehmen, und ihn die fünfzig Bilder unter meiner Aufsicht zeichnen zu lassen, während ich zugleich den Text dazu fertige." Mit diesen 50 Bildern, die in Quart erscheinen sollten, war es auf eine Bilderbibel für

Familien abgesehen. Die ersten Schritte zur Ausführung des Unternehmens geschahen; warum aber der Plan zuletzt doch scheiterte, werden wir seiner Zeit sehen.

In kirchlicher Beziehung war damals im Vaterland eine erfreuliche Bewegung. Dem längst gehegten Wunsch der Glaubigen, nach Beseitigung des Gesangbuchs von 1791 mit seinen vielen schalen und unerquicklichen Liedern, sollte endlich ein Genüge geschehen, auch die rationalistisch klingende Liturgie durch eine im evangelischen Sinne abgefaßte Agende ersetzt werden. Commissionen, von denen man Gutes erwarten konnte, waren mit den Vorarbeiten beauftragt. Diesen Umschwung zum Besseren konnte nicht leicht Jemand mit größerer Freude begrüßen, als Barth, der die Bedürfnisse der Gemeinde so tief fühlte und den Schaden längst beklagte. Er schreibt einmal: „Die Liturgie gebrauche ich zwar bei Taufen (mit Veränderungen) und bei Hochzeiten. Beim Abendmahl nehme ich die alte; bei der Confirmation gar keine. Vor und nach der Predigt bete ich in der Regel aus dem Herzen. In der Relation habe ich mich bisher einer reservatio mentalis bedient und sage gewöhnlich: ‚die neue Liturgie wird gebraucht (res. ment.: „freilich nicht immer"), und findet keinen Widerspruch.' Einmal sagte ich, die Liturgie finde keinen Widerspruch, weil die hiesige Gemeinde gewohnt sei, die Schale von dem Kern zu unterscheiden. Es kam Nichts darauf." Am 12. März d. J. unterzeichnete er eine Eingabe der Calwer Diöcesan-Geistlichen, in welcher um Veröffentlichung des neuen Gesangbuchs und der neuen Agende vor ihrer wirklichen Einführung gebeten wurde, was auch wenigstens bei dem Gesangbuch geschah. Die ganze Sache nahm, wenn es auch durch Kampf gieng, durch das Zusammenwirken vieler gutgesinnten Männer, einen so erwünschten Ausgang, daß alle billigen Wünsche der Glaubigen erfüllt wurden. Barth hatte

in den Zeiten der Dürre, wo man oft kaum ein erträgliches Lied zum Singen herausfinden und die meisten Gebete der Liturgie nur mit Widerstreben gebrauchen konnte, das Seinige redlich gethan, um der Gemeine diesen Nothstand so wenig als möglich fühlbar zu machen. Nun, da es eben besser werden sollte, trat er vom Predigtamt ab, und hatte daher mehr die Mitfreude für Andere, als den Selbstgenuß der neu gewonnenen Güter.

Die letzte Zeit in Möttlingen, die sich zu Anfang Mai abschließen sollte, wurde ihm noch auf manche Art schwer. Am 27. März schreibt er: „Zum Schonen meiner Gesundheit habe ich wirklich keine Zeit. Der HErr hilft auch von einem Tag zum andern durch, obgleich in der vergangenen Nacht die Brustschmerzen mich gemahnt haben, daß ich wieder eine Zeit lang ausruhen sollte. Aber es geht jetzt partout nicht.“ Und am 6. April: „Es graut mir vor den nächsten vier Wochen wie vor einem Zalmaveth (Todesschattenthal) und ich wollte was d'rum geben, wenn sie schon herum wären. Hilft aber nichts, muß eben hinein, werde auch wieder herauskommen, will's Gott.“ — Am Charfreitag (13. April): „Gestern konnte ich (wegen anhaltender Brustschmerzen) nichts thun; heute habe ich Predigt und große Communion, Vikar Kinderlehre und Nachmittags Predigt; ich Töchterstunde. Kam ein polnischer Judenproselyte aus England. — Den ganzen Tag das Haus voll Besuche. Keine Ruhe. Morgen Missionsblatt schreiben, Abends 5 Uhr Predigt. Am Sonntag Predigt. Abends hält Schneider Missionsstunde. Am Montag Predigt, Nachmittags Laienbrüderconferenz ꝛc. — Damit hast Du meinen nächsten Lebenslauf, und Mitleiden mit mir.“ Die eben erwähnte Laienconferenz bedarf einer kleinen Erörterung. Sie war regelmäßig jeden Ostermontag in Möttlingen und hieng mit einer sehr heilsamen Einrichtung zusammen, die unter den Gemeinschaften jener Schwarzwaldgegend wie in andern Theilen des Vater-

landes besteht. Alle Monate, immer an den Feiertagen, versammeln sich seit Jahrzehnten abwechslungsweise in den verschiedenen Orten, wo Gemeinschaften sind, abgeordnete Mitglieder derselben, so daß womöglich an jeden Ort einmal im Jahre die Reihe kommt. Die Brüder besuchten Vormittags die Kirche und Nachmittags hielten sie ihre Conferenz. Da der Ostermontag für Möttlingen immer fest stand, so gab dieß einen Anlaß für die durch Barth angeregten Gläubigen in seinen früheren Orten, Effringen, Schönbronn und Umgegend, die alte Verbindung mit ihrem früheren Seelsorger zu erneuern. Wenn es ihm irgend möglich war, so fehlte er gewiß nicht in dieser Versammlung, die bei Teppichfabrikant Kraußhaar gehalten wurde. Es lag ihm sehr daran, daß diese Brüder in der rechten Geisteseinigkeit bleiben möchten, und er hielt daher streng darauf, daß diese Ostermontagsconferenz nicht in Abgang komme. Dießmal schrieb er mir unmittelbar vor der Versammlung einen Brief, worin er mir seine neuesten Erlebnisse in den Feiertagen mittheilte und sagte: „In allen Predigten durfte ich, bei lebhaftem Gefühl meiner Armuth, die Durchhilfe des HErrn recht erfahren, und hatte jedesmal Freudigkeit und fließende Rede. Dafür sei Er gepriesen! Wer weiß, wo ich die nächsten Feste zubringen werde! Auch meine Brust hat sich gut gehalten, daß es wenigstens nicht schlimmer wurde. Gewöhnlich kommt es freilich erst nachher.“ — Acht Tage darauf: „Die Confirmation habe ich mit der Hilfe des HErrn glücklich überstanden. Außer der Kinderlehre habe ich Alles selbst versehen, auch die Nachmittagspredigt, und hatte auch in der Zwischenzeit viel Unruhe wegen der vielen Gäste. Ueber Tisch hatten wir Mittags 35 Personen, worunter die 9 Confirmanden des Filials. Gestern früh gieng's auf's Filial zur Schulvisitation, von da nach Calw in Geschäften, und um zu sehen, wie weit die Arrangements in meinem Logis vorwärts gekommen

ſind. Ich kann noch nicht in der nächſten, erſt in der folgenden Woche einziehen. Heute um 7 Uhr Confirmationsunterricht, um 8—12 Uhr Schulviſitation in den hieſigen Schulen. Nun bin ich aber auch ganz herunter, und mag keine Arbeit mehr anſehen, und muß doch. Bei meinen Confirmanden hat's wohl an Rührungen nicht gefehlt; aber wie tief ſie gehen, weiß ich nicht; von einigen Wenigen habe ich Grund zu hoffen, daß ſie treu bleiben werden."

Das Calwer Miſſionsfeſt war dießmal am 1. Mai. Barth hatte ſeinen lieben Zeller endlich vermocht, bei dieſem Anlaß vor dem Thorſchluß noch einmal einen längeren Beſuch in Möttlingen zu machen. Gleichzeitig erwartete er etliche Brüder von Stuttgart, darunter Chriſtian Engelmann, ſeinen und Zeller's gemeinſamen Freund, der jedoch von Zeller's Anweſenheit nichts wußte und überraſcht werden ſollte. Zeller erzählt dieſe ihm unvergeßliche Scene ſehr heiter mit folgenden Worten: „Als man den Stuttgarter Wagen vom Pfarrhauſe aus in der Ferne erblickte, entſchlüpften etwa vier bewillkommnende Freunde durch eine Hinterpforte und wandelten auf einem ſchmalen Fußpfade der Straße zu. Barth gieng voran; die andern wurden ſo in der Reihe geſtellt, daß ich möglichſt vor dem Erkennen geſchützt war. Er prophezeite, wenn mich Engelmann unter den Entgegenkommenden entdeckt habe, werde er mich mit den Worten empfangen: „O, daß mer's beſſer werd'!" Und richtig, mit dieſen Worten umarmte mich Engelmann. Barth aber feierte den Triumph mit hoher Freude, daß ihm dieſe Ueberraſchung ſo glücklich gelungen." Zeller fügt bei: „Dieſes waren die paar glücklichen Tage, da ich eigentlich eingeweiht wurde in den Barth'ſchen häuslichen und geſelligen Bruderkreis. Ich ſah zum erſten Mal ſeine Lebensweiſe, ſeinen Arbeitskreis, ſeine Sammlungen, wohnte ſeinen Haus-

andachten und Gottesdiensten bei und wurde fortan ein Genosse seiner vertrauten Freundeskreise. — Der dritte Band dieser Biographie wird uns reichliche Gelegenheit geben, zu sehen, wie sich das zwar längst bestehende, aber doch erst in den letzten Möttlinger Tagen vollends recht fest geknüpfte Bruderverhältniß zwischen Barth und Zeller zur vollen Blüthe entwickelte und für Geist und Herz die reichsten Früchte trug. Zeller erkannte darin bis an's Ende seines Lebens mit dem innigsten Danke einen besonderen Segen, den ihm Gott durch seinen lieben Engelmann habe zuwachsen lassen.

Nachdem das Calwer Missionsfest vorüber war, wurde mit dem Auszug der Anfang gemacht. Barth machte keine Abschiedsbesuche bei den Gemeindegenossen; er sagte, er nehme von Möttlingen nicht Abschied, er zähle sich auch in Calw noch zu ihnen. Eben deßhalb hielt er auch keine Abschiedspredigt, da er hoffen durfte, auch künftig noch von Zeit zu Zeit daselbst zu predigen; zugleich wollte er sich und Andern den Schmerz ersparen. Es gieng in seinem Herzen mehr vor, als er in Worte zu bringen vermochte. Nachdem er am letzten Sonntage noch eine Bibelstunde gehalten hatte und in den folgenden Tagen das Haus geräumt worden war, wobei Vikar Stotz und Freund Engelmann die nöthige Hilfe leisteten, sollte die Abfahrt nach Calw gegen Abend stattfinden. Weil er aber den Abschied fürchtete, da jede Gemüthsbewegung für seine Brust angreifend war, machte er sich etwas früher in der Stille zu Fuß auf den Weg. Während sich im Pfarrhofe eine Menge von Gemeindegliedern versammelte, um von ihm Abschied zu nehmen, gieng er nach Tisch mit Stotz, der nun Pfarrverweser in Möttlingen wurde, zur hinteren Hausthüre hinaus, als wollte er seinen gewohnten Spaziergang über den Hündsrücken machen. Die Leute meinten nicht anders, als er werde bald wieder

kommen. Auf einmal aber sahen sie ihn schon ziemlich weit vom Ort entfernt auf dem Wege über den Simmozheimer Berg in der Richtung nach Calw. Es blieb ihnen nur noch der Abschied von den übrigen Hausbewohnern, die etwas später abfuhren. Seine Möttlinger kannten ihn zu gut, um ihm diese scheinbare Kälte zu verübeln; sie verloren aber auch nichts dabei; — denn, wie er zuvor gesagt hatte, er blieb dem Herzen nach Möttlinger Pfarrer; und wer ihn hernach in Calw besuchte, der fand ihn noch eben so theilnehmend wie zuvor an Allem, was sich in der Gemeinde ereignete.

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

May 30, 1943

3 2044 052 812 66

WERNER, Karl
Christian Gottlob Barth,
...

610.2
B283.9
W493c
v.2